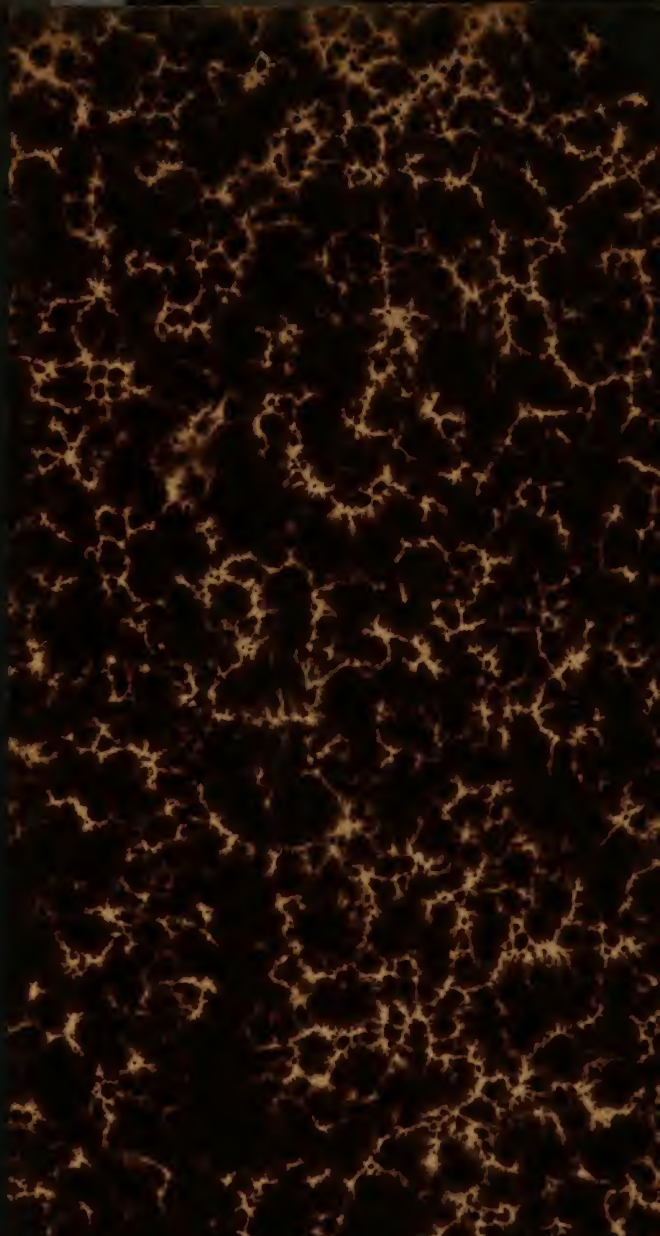
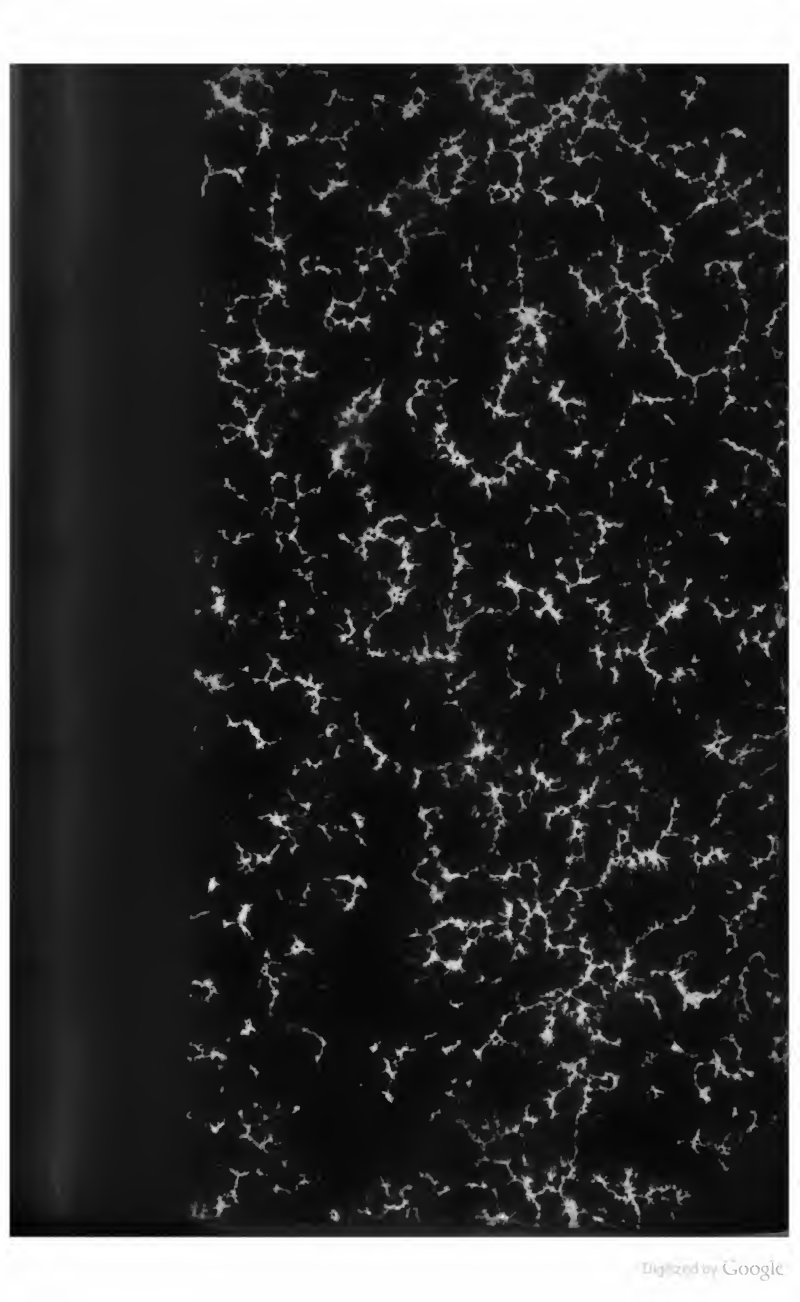






Zwei Höfe.



Zweiter Band.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Brachvogel, A. E., Neue Novellen. 2 Bände. 8. . . . . 3 Thlr.

— — Hamlet. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 4½ Thlr.

— — Der blaue Cavalier. Roman. 3 Bände. 8. . . . . . 3½ Thlr.

Habicht, Ludwig, Kriminal-Novellen. 8. . . . . 20 Sgr.

— — Der Stadtschreiber von Liegnitz. Histor. Roman. 3 Bände. 8. 1½ Thlr.

— — Irrwege. Erzählungen und Novellen. 2 Bände. 8. . . . 2½ Thlr.

Heinrich, Ludwig, Der Sclavenhändler. Roman. 2 Bände. 8. . . 2½ Thlr.

— — Der Antropophag. 3 Bände. Fortsetzung des Sklavenhändler 4 Thlr.

Hoefer, Edmund, Neue Geschichten. 2 Bände. 8. . . . . 3 Thlr.

— — Die gute alte Zeit. Erzählungen und Geschichten. 3 Bände. 8. 4½ Thlr.

— — Zwei Familien. 2 Bände. . . . . 3 Thlr.

— — Aus Kriegs- und Friedenszeiten. 2 Bände. . . . . . . 3½ Thlr.

Holtei, Karl von, Charpie. 2 Bände. 16. . . . . 1½ Thlr.

— — Erlebnisse eines Livreedieners. Roman. 3 Bände. 8. . . 5 Thlr.

— — Kleine Erzählungen. 5 Bände. 16. . . . . 1⅔ Thlr.

— — Die Eselsfresser. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.

— — Haus Treustein. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 5 Thlr.

— — Noch ein Jahr in Schlesien. Anh. zu „Vierzig Jahre." 2 Bde. 16. 20 Sgr.

— — Vierzig Jahre. 6 Bände. 16. . . . . 4 Thlr.

— — Eine alte Jungfer. . . . . 1½ Thlr.

— — Der letzte Komödiant. Roman. 3 Theile in einem Bande. 16. 1 Thlr.

— — Kriminalgeschichten. 6 Bände. 16. . . . . 2 Thlr.

— — Christian Lammfell. Roman. 5 Bände. 16. . . . . . . 1¼ Thlr.

— — Noblesse oblige. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.

— — Ein Schneider. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr

— — Die Vagabunden. Roman. 3 Bände. 16. . . . . . . 1 Thlr.

Illustrirte Ausgabe. 3 Theile in einem Bande. 8. . 1½ Thlr.

Mügge, Theodor, Romane. Dritte (letzte) Folge. 10 Bände. 8. . . 15 Thlr.

— — Romane. Gesammt-Ausgabe. 33 Bände. 8. . . . . . 16½ Thlr.

Rodoëth, O., Achmet, der Kifraucher von Constantine. Roman. 3 Bde. 8. 3¾ Thlr.

See, Gustav vom, Arnstein. Roman. 3 Bände. 8. . . . . . . 5 Thlr.

— — Ost und West. (Gräfin u. Marquise 2. Abth.) Roman. 4 Bde. 8. 2 Thlr.

— — Heimathlos. Roman. 4 Bände. 8. . . . . 6 Thlr.

— — Vor fünfzig Jahren. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . 2 Thlr.

— — Die Egoisten. Roman. 2. Aufl. 4 Bände. 8. . . . . 2⅔ Thlr.

— — Herz und Welt. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . . . 2 Thlr.

— — Rancé. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . . . . . 2 Thlr.

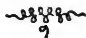
— — Zwei gnädige Frauen. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . . . . 2 Thlr.

— — Die Belagerung von Rheinfels. 2. Aufl. 2 Bände. 8. . . 1⅓ Thlr.

— — Valerie. 4 Bände. . . . . 6 Thlr.



Zwei Höfe.



Roman in drei Bänden

von

Ludwig Habicht.

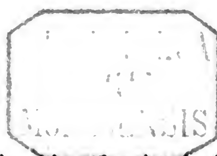


Zweiter Band.





Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1870.



Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

Goethe.

Vierzehntes Kapitel.

Es giebt nichts, was das Herz so tief und nachhaltig berührt, als eine Stunde reinen, ungetrübten Glückes. Wer hat es nicht erfahren, wie die Unterhaltung mit gleichgestimmten Seelen, das Zusammensein mit uns theuren Menschen lange in uns nachzittert und das Herz in wunderbare Schwingungen versetzt! Tausend Geistesblüthen sprangen in unserem Innern auf; was wir dunkel empfanden, erhielt Form und Klarheit, eine richtigere Lebens- und Weltanschauung trugen wir davon. Sehnsüchtig harren wir der Zeit, die uns ähnliche Genüsse, einen neuen, belebenden Gedankenaustausch bringen soll, und wenn dann Tage, Wochen spurlos vorüberstreichen, erfolgt ein förmlicher Rückschlag, und wir fühlen eine tiefe, geistige Leere, bis wir uns in das Treiben des Alltagslebens wieder zurückgefunden.

Auch in dem Hause des Papiermüllers herrschte am andern Tage die angeregteste Stimmung. Um der gestrigen Stunden recht gegenwärtig zu sein, hatte man

sich schon beim Frühstück in der Laube versammelt, und nun wurde noch einmal Alles durchgesprochen, die Eindrücke und Gespräche vom ersten Eintreffen der Gäste bis zu ihrem Scheiden wiederholt, nicht der geringste Umstand, das kleinste Erlebniß übergangen und dem Tage entgegengesehen, der Aehnliches bringen müsse.

Der Papiermüller und Benno waren unermüdlich in diesem „Zurückblättern," wie es Arnold nannte, der sich still verhielt und mit Mr. Stone nach dem Frühstücke ruhig Schach spielte.

„Das ist eine Frau!" — Der alte Schorn blieb bei seinem schlichten, einfachen Lobe. — „Aber was ich schon immer fragen wollte, wie hast Du sie denn kennen gelernt?" wandte er sich zu seinem Sohne.

„Die Fürstin ist eine geborene Reichsgräfin Salm-Lilienfels, ich war vor etwa sechs Jahren in dem Hause ihres Vaters," erklärte Arnold, ohne die Augen vom Schachbrette zu erheben.

Der alte Schorn stieß ein kurzes „hm, hm" aus, es fiel ihm ein, daß damals sein Sohn diese gute Stelle urplötzlich aufgegeben habe; er wagte jedoch nicht, weiter zu fragen, denn er kannte die Verschlossenheit des Sohnes, der von je seinen eigenen Weg gegangen war.

Trotzdem mußte die eine Frage schon Arnold eigenthümlich berührt haben, er wurde zerstreut und verlor die Partie.

Mr. Stone's gleichmüthiges Gesicht belebte sich, seit langer Zeit war es das erste Mal, daß er ein Spiel gewonnen. Er wollte die Figuren wieder aufsetzen, aber Arnold entschuldigte sich:

„Ich werde morgen von Ihnen Genugthuung fordern, lieber Edward, jetzt habe ich mit meinem Vater Manches zu berathen."

Durch dieses Wort wurde der alte Mann sehr unsanft aus seinen glücklichen Träumen aufgeschreckt. Seine leicht bewegliche Phantasie, die gern in die weiteste Zukunft hinausschweifte, hatte bereits die lockendsten und glänzendsten Bilder entworfen. Adelheid kannte also schon von früher seinen Sohn, und seine Gedanken kamen der Wahrheit ziemlich nahe — sicher hatte sie ihn geliebt und Arnold ihr dann entsagt; jetzt fand sie ihn wieder, warum sollte sie ihn nicht an ihre Seite rufen und ihm ein wichtiges Verwaltungsamt übertragen, und dann konnte es nicht fehlen, daß er von Staffel zu Staffel zu den höchsten Würden emporklomm. Seine lebhafte Einbildungskraft sah den geliebten Sohn bereits als gefeierten Wohlthäter des Landes; welch' glänzende Fernsicht öffnete sich seinen traumtrunkenen Augen!

Arnold's Aufforderung brachte ihn zur rauhen Wirklichkeit zurück, erinnerte ihn daran, welch' trübe, dunkle Gegenwart ihn umgab, und daß er die traurige Pflicht

habe, seinem theuren Sohne die niederschlagendsten Eröffnungen zu machen. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. „Willst Du Dich schon jetzt mit meinen verworrenen Angelegenheiten befassen?" fragte er unsicher. „Laß uns heute noch harmlos und glücklich sein."

Arnold kannte die gefährliche Neigung seines Vaters, alles Unangenehme und Verdrießliche so lange bei Seite zu schieben, bis es sich immer drohender zusammenballte und endlich vernichtend auf sein Haupt fiel. In seiner heftigen, Alles überstürzenden Weise hatte er auch den Gedanken einer Fabrikanlage aufgegriffen und ausgeführt. Noch ehe der erste Spatenstich gemacht worden, träumte er von außerordentlichen Erfolgen, sah sich schon als Mann von Hunderttausenden und vernachläßigte darüber den Betrieb seiner bescheidenen Papiermühle. Vergeblich hatte Arnold aus der Ferne abgerathen und, als dies zu spät war, seine ziemlich bedeutenden Ersparnisse geschickt, der allmähliche Vermögensverfall war damit nicht aufzuhalten gewesen. Schorn hatte sich Anfangs freilich gesträubt, auch den Nothgroschen seines Sohnes anzugreifen, aber in der festen Ueberzeugung, daß seine Papierfabrik den reichsten Ertrag abwerfen würde, verschwand dieses Geld ebenfalls im offenen Abgrunde seiner großen Plane. — „Nein, lieber Vater," entgegnete

deshalb Arnold, „im Dunkeln war mir niemals wohl; wir können uns aus der schwierigsten Lage herausarbeiten, sobald wir nur den Muth haben, sie klar und ruhig in's Auge zu fassen."

Die geistige Besonnenheit, die auf Arnold's Stirn thronte, gab dem alten Manne zwar einige Sicherheit wieder, dennoch war er wie verwandelt; auf seinem eben noch heiteren Gesichte prägte sich eine tiefe Niedergeschlagenheit aus; schwerfällig erhob er sich von seinem Sitze und wie Jemand, der seinem Urtheilsspruche entgegengeht, verließ er am Arme des Sohnes den Garten, um seine Geschäftszimmer aufzusuchen.

Den Referendar litt es ebenfalls nicht mehr in der Laube, er wanderte mit hastigen Schritten im Garten auf und ab. Vom deutschen Bundestage war wirklich kein Bescheid eingetroffen, obwohl er eine zweite, mit Aussprüchen berühmter Schriftsteller gespickte Vorstellung, die das Recht des Vaters glänzend begründete, rasch ausgearbeitet und nachgeschickt hatte. Aber in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt am Main waren schon ganz andere, wichtigere Rufe verhallt, als der eines armen Papiermüllers. Anstatt des gehofften Erfolges drohte dem jungen Manne für diesen kühnen Schritt eine große Gefahr. Man munkelte bereits davon, daß seine Amtsentlassung in Aussicht stehe, und wenn diese noch nicht erfolgt, war es sicher nur deshalb

geschehen, weil der Dreizehnte stets zögerte, solche Decrete zu unterschreiben, und ein süßes Behagen darin fand, den Betroffenen so lange als möglich in Ungewißheit zu lassen; er wußte nur zu gut, daß er damit seinen Opfern größere Qualen auferlegte, als durch die härtesten Schläge.

Benno hatte seiner Familie verschwiegen, was ihm bevorstand; der Vater war ohnehin unglücklich genug, daß es dieser neuen Sorge nicht erst bedurfte, um seinen Sinn völlig zu verdüstern. Gestern war zu ihrer freudigsten Ueberraschung Arnold unerwartet eingetroffen, sein Antwortschreiben an Elfriede war verloren gegangen, und deshalb hatte nur der Prinz, mit dem er ebenfalls in Briefwechsel stand, seine Ankunft erfahren. Aber würde der Bruder noch einen Ausweg finden?!

Die Lage des Vaters kam ihm trost- und rettungslos vor, und dennoch herrschte in der Familie ein solches Vertrauen auf Arnold's überlegenen Geist, daß man mit seinem Erscheinen ruhiger und sorgloser wurde. Elfriede theilte in noch höherem Grade als die Uebrigen diese Zuversicht. Sie hatte die zügellose Phantasie, das Blut des Vaters, und wenn diesem das Alter und die Erfahrungen doch schon zuweilen den Blick getrübt, durchdrang ihr Auge mit dem Feuer der Jugend selbst die dunkelste Zukunft. Die plötzliche Niedergeschlagenheit des Vaters war ihr entgangen, ruhig las sie in

ihrem Shakespeare weiter, den sie zur Hand genommen hatte.

Mr. Stone war mit dem jungen Mädchen allein zurückgeblieben; er ruhte wie gestern nachlässig auf seinem Stuhle, dampfte wieder seine Cigarre und schien nur den Rauchwolken nachzustarren, die aus der Laube lustig hinauswirbelten und die nun der leichte Morgenwind verwehte. Man hatte sich rasch in die schweigsame Haltung des Fremden gefunden und belästigte ihn nicht weiter; es genügte ja vollkommen, daß Arnold ihn mitgebracht und seinen Freund nannte, um Mr. Stone als Mitglied der Familie anzusehen und es ihm zu gestatten, sich's so bequem zu machen, wie es ihm gefiel. Dennoch schenkte der Sohn Albions den Vorgängen im Schornschen Hause mehr Aufmerksamkeit, als es den Anschein hatte, und seine für gewöhnlich in's Blaue starrenden Augen warfen trotzdem scharfe Blicke nicht nur in das Leben und Treiben, sondern auch in die Herzen dieser Menschen. Besonders erregte Elfriede sein Interesse; das junge, sinnige Mädchen mit den dunkeln, seltsam leuchtenden Augen war ganz geeignet, sein träges Blut in Wallung zu bringen, aber nach außen hin zeigte er nicht die mindeste Veränderung; er blieb ruhig, schweigsam und rauchte wie in der ersten Stunde seine Cigarre.

Auch jetzt rührte Mr. Stone kaum die Hand und mochte wohl eine halbe Stunde völlig stumm Elfrieden

gegenüber gesessen haben, die, in ihr Buch vertieft, die Anwesenheit des Fremden vergessen haben mußte, denn sie sprang plötzlich auf und rief in heftiger Bewegung: „Ah, ihr Ehrgeiz ist von einer dämonischen Schönheit!"

„Von wem spricht Miß Schorn?" fragte Stone und erhob ein wenig den Kopf.

Elfriede wurde durch die harte, scharfe Stimme des Fremden etwas unsanft aus ihren dramatischen Träumen aufgescheucht, sie erröthete und sagte nach einigem Zögern: „Ich lese Macbeth, von Ihrem, von unserem göttlichen Shakespeare."

Mr. Stone legte wie erschrocken die Cigarre weg und zeigte seine schönen, blendend weißen Zähne. „Sie können solche furchtbaren Tragödien lesen? Miß Schorn viel zu jung dafür."

„Warum sollte ich zu jung sein?" fragte Elfriede, und ihr frisches jugendliches Gesicht nahm einen anderen Ausdruck an, sie sah um zehn Jahre älter aus: „Ich habe dieser Frau tief in die brennenden Augen geblickt, und wenn ich das heiße Ziel meiner Sehnsucht erreiche, dann soll Lady Macbeth zu meinen Lieblingsrollen gehören!"

Durch Arnold hatte Mr. Stone von dem Talente und der Begeisterung Elfriedens für die Bühne Kenntniß erhalten, dennoch schüttelte er bedenklich das Haupt und blieb bei seinem Ausspruche: „Zu jung!"

Dies reizte Elfriede, ihre Wangen färbten sich höher und sie sagte mit einem halb kindlich trotzigen, halb wirklich stolzen Aufwerfen des Hauptes: „Soll ich Ihnen den Beweis liefern, daß ich ein Verständniß für diesen dämonischen Charakter habe?"

Mr. Stone nickte nur mit dem Kopfe und griff wieder zu seiner Cigarre.

Ohne Zögern begann sie den berühmten Monolog Lady Macbeth's zu lesen.

Anfangs hörte der Engländer gleichmüthig zu, aber je weiter sie las, je mehr veränderten sich seine Züge; er rauchte längst nicht mehr, und als sie beendigt, warf er hastig seine Cigarre fort, stand auf, und indem seine großen Augen voll Bewunderung auf dem jungen Mädchen ruhten, sagte er ungewöhnlich lebhaft: Indeed, you are a great tragedian!

Elfriede hatte kaum ihre Vorlesung beendigt, als ihr Antlitz wieder so frisch und jugendlich wie immer aussah, sie klatschte jubelnd in die Hände und rief mit glücklichem Lachen: „Bin ich noch zu jung, um Lady Macbeth zu verstehen?"

Mr. Stone konnte nicht so rasch ihrem beweglichen Geiste folgen, er stand noch unter dem Eindrucke des eben Gehörten und sagte aus tiefster Ueberzeugung: „Miß Schorn haben eine große Zukunft, werden einmal sein ein neuer, glänzender Stern am Bühnen-

himmel, nicht nur für Deutschland, sondern für die Welt."

Der Busen Elfriedens wogte, ihre Augen erhielten wieder jenen seltsamen Glanz, der von dem verzehrenden Feuer Kunde gab, das diese nach Ruhm und Erfolgen dürstende Seele belebte. — Von dieser Stunde an war ihr der blonde, trockene Engländer nicht mehr langweilig; sie plauderte mit ihm, suchte ihn aus seinem Gleichmuthe aufzurütteln und ließ sich sogar herab, eine Verbesserung ihrer Aussprache des Englischen von ihm anzunehmen.

Zum Mittagessen waren weder der alte Schorn noch Arnold erschienen; sie hatten sich durch dringende Geschäfte entschuldigt und gebeten, man möge sich nicht stören lassen. Trotzdem ging das Mahl sehr still vorüber; eine unheimliche Schwüle schien auf dem Hause zu lasten, und selbst Elfriede hing den Kopf. Es mußte sehr schlimm mit dem Vater stehen, wenn schon die Uebersicht seiner Verhältnisse den armen Arnold ganz und gar gefangen nahm, und als am Abend der Vater sich wieder am Arme des Sohnes den Uebrigen zeigte, wurde diese Vermuthung zur Gewißheit.

Der alte Mann war völlig verändert, wie gebrochen schlich er einher, und wenn er sprach, kamen seine Worte hohl und mühsam aus der gedrückten Brust. Auch Arnold zeigte einen ungewöhnlichen Ernst, er strich

mehrmals über die hohe, gewölbte und jetzt tief durchfurchte Stirn, aber die Sorgenfalten wollten nicht verschwinden, sobald er wieder die gebeugte Haltung seines Vaters bemerkte.

Beide vermieden es, Erklärungen abzugeben. Arnold versuchte zwar wiederholt, von gleichgültigen Dingen zu reden, das Gespräch schlief jedoch bald wieder ein, und dann saß die kleine Gesellschaft im peinlichsten Schweigen.

Endlich konnte es Elfriede nicht länger aushalten; als sich Arnold auf einen Augenblick entfernt hatte, auch der Vater sich vom Abendtische erhob und das Zimmer verlassen wollte, warf sie sich schluchzend an seine Brust: „Sag' uns Alles, Papa, denn dieses Schweigen ist schlimmer, martervoller als der Tod!"

Der alte Schorn schüttelte sich wie im Fieber und suchte sich von ihrer Umarmung los zu machen. „Ich bin müde, Kind, laß mich schlafen gehen," sagte er tonlos.

„Nein, Du mußt es uns anvertrauen," bat sie von Neuem, „wir wollen mit Dir tragen, und sei es das Furchtbarste!"

Auch Benno stimmte in diese Bitte ein.

Einen Augenblick zögerte er noch, holte tief Athem und sagte dann mit gebrochener Stimme: „Der arme Junge hat gerechnet und gerechnet, daß ihm der Kopf

brennt — vergebens; er meint, ich müsse die Mühle so rasch als möglich verkaufen, sonst —“ Der alte Mann vollendete nicht, strich mit der Hand über die erloschenen Augen, und langsam tropfte eine Thräne nach der anderen über seine gebräunte Wange. Seine Kinder wagten kein Trosteswort; sie kannten den Vater, der in seinem maßlosen Schmerze für jede Vorstellung unzugänglich war.

Als Arnold zurückkam, bemerkte er sogleich, daß der Vater Eröffnungen gemacht habe, und wandte sich entschuldigend zu seinem Freunde: „Verzeihen Sie mir, Edward, daß ich Sie in ein Haus eingeführt, aus dem der Sonnenschein entflohen; aber ich konnte nicht ahnen, daß es bereits so schlimm stand.“

„O, lieber Freund, ich schulde Ihnen mehr als das Leben,“ entgegnete Mr. Stone mit großer Wärme, „und ein Englishman braucht nicht **always** Sonnenschein, ist an Nebel gewöhnt!“

„Der Vater hat mir stets beharrlich jeden Einblick in seine Verhältnisse verweigert!“ klagte Benno.

„Wenn er nur je den Muth gehabt hätte, seine eigene Lage kennen zu lernen!“ entgegnete Arnold. „Leider hat er stets sich selbst davor gefürchtet, und ich mußte grausam genug sein, ihm die Augen zu öffnen, ehe Alles verloren!“

Seit dem Scheitern der Hoffnung auf baldige

Errichtung der Fabrik hatte der alte Schorn in dumpfer Gleichgültigkeit Alles über sich ergehen lassen; bedeutende Capitalien waren ihm gekündigt worden, ihm stand die Subhastation seines Grundstückes bevor, und dennoch war von ihm nicht der geringste Versuch gemacht worden, den drohenden Schlag abzuwenden. Niemand tappte so keck und zuversichtlich in die Zukunft hinaus und brach doch beim ersten Unwetter so leicht zusammen, als er, und doch ruhte stets auf dem Grunde seiner Seele die unbestimmte Hoffnung eines unerwarteten Glücksfalles. Solche Leute fassen niemals die Wirklichkeit scharf in's Auge und vermögen nicht diejenigen Gefahren aus dem Wege zu räumen, die zunächst auf sie eindringen.

Erst jetzt hatte er einen klaren Einblick in seine tief zerrütteten Verhältnisse erhalten, und es gehörte die ganze schwärmerische Liebe, die er für seinen Sohn hegte, dazu, um diesem nicht dafür zu zürnen, daß er ihm den Abgrund gezeigt, dem er leichtsinnig zutaumelte.

In den nächsten Tagen hatte Arnold vollauf zu thun, um in das Chaos einige Ordnung zu bringen; er schrieb eine Menge Briefe und suchte die rücksichtslosesten Gläubiger persönlich auf, um sie zu einer kurzen Stundung zu bewegen. Es gelang ihm, den heftigsten Sturm zu beschwören und die eingeleitete Subhastation rückgängig zu machen; aber seine Ueberzeugung wurde

nicht erschüttert, daß sich der Vater nur durch einen raschen, freiwilligen Verkauf vor gänzlichem Vermögensverfall retten könne. Der Landesherr bestand auf völliger Niederreißung der Fabrik und hatte eine neue Verfügung erlassen, innerhalb vier Wochen diesem Befehle Folge zu leisten, widrigenfalls man auf Kosten Schorn's zwangsweise den Neubau völlig beseitigen würde. Es war keine Aussicht, den Eigensinn des Dreizehnten zu beschwichtigen. Elfriede hatte Prinz Leopold bei ihrem ersten Wiedersehen gebeten, die Angelegenheit ihres Vaters zu befürworten, der verlegen bekannte, daß Niemand weniger Einfluß auf den alten Herrn habe, als seine eigenen Söhne.

„Keine Sache ist verlorener, als eine solche, für die ich bei ihm ein Wort verliere!" sagte er mit seinem müden, blasirten Lächeln.

Schorn hatte sich zu sehr in seine hochfliegenden Plane hineingesponnen, um noch Freude und Behagen an dem Betriebe seines alten Geschäftes zu finden — hier zeigten sich daher überall die Spuren der langen Vernachlässigung. Nur auf den Neubau achtend, hatte er die Leute sich selbst überlassen. Von der Aussicht erbittert, durch die Maschinen einmal beseitigt zu werden, arbeiteten sie nachlässig, mit Unlust, und blickten dann schadenfroh auf den in's Stocken gerathenen Bau. Das Büttenpapier wurde schlechter, alte, sichere Kun-

den sprangen ab, und während die Errichtung der Fabrik zur Unmöglichkeit wurde, brach die letzte Stütze durch den überhand nehmenden Verfall der Papiermühle.

Vergeblich suchte auch hier Arnold helfend einzugreifen; er zog neue, tüchtige Arbeiter heran, aber die einmal weggebliebenen Kunden kamen nicht wieder.

Mr. Stone verfolgte mit großer Aufmerksamkeit die Bestrebungen seines Freundes; als tüchtiger Geschäftsmann staunte er über die Gewandtheit und Umsicht, mit der Arnold sich in all' diesen Dingen zurechtfand. Er war ebenfalls in dem Vorurtheil befangen, die Deutschen seien nichts als unpraktische Träumer, und wenn er auch Arnold's tüchtigen, männlichen Charakter hochachtete, so konnte er dennoch nicht begreifen, wie ein Mann von seinem Wissen und seinem hochfliegenden Idealismus, diese nüchternen Geschäfte mit solcher Sicherheit und Ausdauer erfaßte und in das rechte Geleise zu bringen suchte. „Er hätte verdient, ein Engländer zu sein!" dachte er oft; aber ohne das geringste Zeichen von Theilnahme ließ er die Leute in der Papiermühle treiben und schaffen, was sie wollten. Es war oft, als wäre er gar nicht vorhanden; Schorns hatten sich bereits daran gewöhnt, ihn als stummen, gleichgültigen Zuhörer in ihrer Mitte zu haben, daß sie alle Familienangelegenheiten auch in seiner Anwesen-

heit verhandelten. In ihrer peinlichen, gedrückten Lage war ihnen nichts bequemer, als dieses Benehmen Mr. Stone's; selbst die wohlwollendste Absicht des Fremden, hier mit zu rathen oder zu trösten, würde die Wunden noch tiefer aufgerissen haben.

Wenn Mr. Stone nicht in der Laube saß und seine Cigarre schmauchte, dann war er gewiß bei der verkommenen Fabrik zu finden; dort stieg er mit seinen langen Beinen in allen Winkeln herum, maß und rechnete oder setzte sich auf einen Trümmerhaufen und starrte stundenlang auf den rasch vorübereilenden Fluß.

Seit den Eröffnungen seines Sohnes war der alte Schorn nicht wieder zur Ruhe gekommen; mehr noch als der Verkauf seiner Mühle drückte ihn die Gewißheit nieder, daß er seine Fabrikträume aufgeben müsse. Auch Arnold hatte erklärt, es sei unmöglich und fruchtlos, gegen die Willkür des Herzogs weiter anzukämpfen. Nun war ihm die Fabrik, für die er einst geschwärmt, ein Greuel; wenn er in seine Papiermühle ging, vermied er es sorgfältig, auf den im Sonnenlichte wie höhnisch herüber glänzenden Neubau einen Blick zu werfen. Seine schwermüthige, düstere Stimmung nahm überhand, und je mehr er sich zwang, gegen die Seinen die alte Sorglosigkeit hervorzukehren, desto tiefer durchwühlte der Schmerz getäuschter Hoffnung

sein Innerstes. — Und um das Maß voll zu machen, jetzt noch die demüthigendste Zumuthung, seine Fabrikanlage selbst niederzureißen oder sie von den Herzoglichen zerstören zu lassen. Arnold hatte zu dem Ersteren gedrängt und schon für den anderen Tag Arbeiter bestellt.

Der alte Mann widersprach nicht, senkte nur den Kopf und verließ still das Zimmer. Er eilte in's Freie, suchte die einsamsten Wege auf, und nun machte sich der Sturm seines Inneren in heftigster Weise Luft. „Nein, das ertrag', das überleb' ich nicht, jetzt zum Gespött der Welt herumzulaufen!" rief er und rang die Hände. „Sie werden mit Fingern auf mich zeigen: dort geht der Fabrikbesitzer, der Commerzienrath!" — Er lachte in bitterer Selbstverspottung und wühlte immer qualvollere Gedanken auf, die ihn wie toll weiter hetzten.

Ohne es selbst zu wissen, wie, kam er in die Nähe seiner Fabrikanlagen. Der Anblick derselben machte das Maß seiner Verzweiflung voll. „Ich kann diese rothen Mauern nicht mehr sehen, nichts, nichts will ich mehr sehen, ich muß der tollen Geschichte ein Ende machen!" murmelte er dumpf vor sich hin und wollte wie ein Rasender an den ruhig dahingleitenden Fluß eilen; plötzlich besann er sich. „Ich brauche Ballast!"

— Er griff nach einigen Ziegelsteinen und belastete damit seine Taschen. — „Das sind die rechten Bausteine zu meinem Glücke!“

Mit düsterem Lächeln schritt er langsam dem Ufer zu. Jetzt hatte er es erreicht und nun starrte er noch einmal in die rastlos vorübergleitende Fluth.

„Es hätte anders kommen können, ich bin an Allem schuld!“ klagte er sich selbst an. „Und Arnold — er wird mir diesen Schritt nie verzeihen! Ja, wer seine Ruhe, seine Besonnenheit hätte! Aber es giebt für mich keine Rettung, keinen anderen Ausweg! Magst Du ihnen meine letzten Grüße bringen!“ murmelte er hinab in den freundlich glitzernden Strom, der ihn in sein kühles Bett zu locken schien. Er beugte sich weit hinüber — da packte ihn eine starke Hand bei der Schulter und riß ihn zurück. Erschrocken, taumelnd starrte er in das ruhige Antlitz des Engländers. Zorn und Scham kämpften in ihm, er wollte sich losreißen, aber Mr. Stone hielt ihn mit eisernen Händen fest.

„Herr, was haben Sie mir nachzuschleichen?“ brauste er endlich auf.

„Ich wollen Sie von einer Thorheit zurückhalten!“ erklärte Mr. Stone.

„Sie thun kein gutes Werk damit,“ sagte der alte Schorn finster, „für mich ist dort unten der beste Platz!“ — Und er zeigte in die Fluth.

„Hab' auch so gesagt, als ich an einem Novemberabend am Themseufer stand und mir Ihr Sohn die Hand auf die Schulter legte, gerad' so, wie ich Ihnen," entgegnete der Engländer; „und ich war auch sehr krank in meiner Seelen, müd', so müd', sie nennen's bei uns Spleen, das ist eine schwere Krankheit. Haben Sie nie davon gehört?"

„Arnold hat Sie zurückgehalten?" rief der alte Schorn, und der Vaterstolz belebte wieder ein wenig sein gepreßtes Herz. „Erzählen Sie; nicht wahr, es ist doch ein prächtiger Junge?"

„Kommen Sie erst weg vom Ufer und werfen Bausteine fort!" sagte Mr. Stone.

Ohne auf den Widerspruch des alten Mannes zu achten, zog er ihn mit hinweg. Beide setzten sich auf einen Steinhaufen, und nun erzählte Mr. Stone, daß er, völlig unabhängig, sich entsetzlich gelangweilt und endlich den Entschluß gefaßt habe, die Themse aufzusuchen, und wie Arnold ihn nicht nur vom Selbstmorde zurückgehalten, sondern auch ihm eine andere Lebensanschauung beigebracht habe.

Während der Erzählung des Engländers vergaß der alte Schorn seine Verzweiflung und hörte mit leuchtenden Augen auf das Lob seines Sohnes; aber als Mr. Stone damit schloß: „Nun hab' ich gelernt zu sein thätig, zu beobachten Menschen und sich zu machen

einen schönen Traum!" — da kam ihm wieder das Rettungslose seiner eigenen Lage in Erinnerung. Der Lebensüberdruß dieses reichen, glücklichen Engländers war eine Tollheit gewesen — er dagegen hatte ein volles Recht, den Tod zu suchen. Ohne Rückhalt sprach er diese Gedanken aus, und von den alten Furien gepeitscht, wollte er hinweg.

Mr. Stone hielt ihn gewaltsam zurück. „Haben auch kein Recht, Niemand haben Recht, zu selbstmorden!" erklärte er und bewies durch mannigfache Beispiele, wie oft die Hülfe schon nahe war, wenn die Unglücklichen Geduld gehabt hätten, noch einen Tag zu warten.

„Mir nutzt kein Warten," seufzte der alte Mann und schüttelte traurig das Haupt, „auch morgen, auch übermorgen ist keine Rettung da, ich bin dem Untergange geweiht!"

„Warum wollen nicht verkaufen?" fragte Mr. Stone plötzlich und heftete seine Augen forschend auf den Papiermüller.

„Weil ich keinen Käufer finden werde," entgegnete Schorn heftig. „Ohne die Concession zum Baue der Fabrik ist mein Grundstück nicht sechstausend Thaler werth, und dann bleiben mir kaum einige Heller!"

„Ich zahlen zwanzigtausend Thaler," sagte Mr. Stone gelassen.

Der Andere blickte den Engländer ganz versteinert an; wollte er ihn zum Narren halten oder hatte er nicht recht gehört? — Als das Gesicht des jungen Mannes dabei so kalt und gleichgültig wie immer blieb, rief er hastig: „Herr, treiben Sie keinen Scherz mit mir, ich bin dazu nicht aufgelegt!“

„Ich niemals scherze,“ erklärte Mr. Stone, „biete Ihnen zwanzigtausend Thaler für Ihr Grundstück; nun überlegen Sie sich die Geschichte.“

„Das ist Unsinn, lieber Mr. Stone,“ eiferte der Alte; „ich sagte Ihnen bereits, ohne die Concession ist es nicht sechstausend Thaler werth!“

„Zahle zwanzigtausend Thaler, habe Alles berechnet,“ wiederholte der Engländer trocken.

„Aber Sie bekommen ja keine Concession!“

„Meine Sach', lieber Freund!“

„Was wird Arnold zu der tollen Geschichte sagen!“ rief Schorn fast bekümmert und fuhr sich durch das struppige Haar.

„Ich kaufen von Ihnen, schlagen Sie ein!“ drängte Mr. Stone; aber der Alte zog die halb ausgestreckte Hand wieder zurück.

„Nein, ohne Arnold thue ich nicht mehr Einen Schritt!“ erklärte er fest und sprang von seinem Steinhaufen.

Ueber das kalte, ruhige Antlitz des Engländers glitt

ein überlegenes Lächeln. „Wunderliches Volk, diese Deutschen!“ murmelte er vor sich hin, nahm den Arm des Alten, und beide wanderten mit langen Schritten der Papiermühle zu, um Arnold zu suchen. Sie fanden ihn nicht dort, auch nicht im Hause, und entdeckten ihn endlich im Garten; er saß auf einer einfachen Holzbank im Schatten eines Akazienbaumes und war eingeschlafen.

Jetzt, wo der Schlummer seine innersten Leiden und Schmerzen bloslegte, sah man deutlich, wie schwer der junge Mann in den letzten Tagen gelitten haben mochte; die sonst freie, hohe Stirn war umwölkt, um die feinen, geistreichen Lippen ruhte ein müder Zug; sein verändertes Aussehen bewies wieder, daß die Alltagssorge tiefere Furchen gräbt, als die angestrengteste Gedankenarbeit, als der gewaltigste Seelenschmerz.

Bei der Annäherung Stone's und des Vaters erwachte er aus seinem leichten Schlummer.

„Ihr Vater will Ihren Rath einholen, lieber Freund,“ begann Mr. Stone, „ich haben ihm geboten für sein Grundstück zwanzigtausend Thaler; er mögen nicht verkaufen ohne Ihren Willen.“

„Edward, ich danke Ihnen,“ sagte Arnold herzlich und schüttelte dem Engländer die Hand, „aber wir können Ihre Großmuth unmöglich annehmen!“

„Das hab' ich auch gesagt,“ fiel sogleich der Vater

ein; ohne die Concession kann Niemand mehr als sechstausend Thaler zahlen, und die ertheilt dieser Caligula nimmermehr!"

„Ist gar nicht Großmuth, rein Geschäft," entgegnete Mr. Stone mit unbeugsamer Ruhe. „Werden sehen, mit dem kleinen, deutschen Fürsten werde ich kurz Prozeß machen; ich bin ein Engländer und Bürger eines freien Volkes!" setzte er mit jenem glücklichen Selbstbewußtsein hinzu, das der Sohn Albions überall hinträgt und das ihn wie gefeit erscheinen läßt gegen die Gefahren, die in der Fremde auf ihn einstürmen.

Arnold kannte die Neigungen und den Charakter seines Freundes; er wußte, daß ihn Schwierigkeiten reizten und sich ihm hier ein Tummelplatz für seinen Schaffenstrieb eröffnen konnte; wenn irgend Jemand den Kampf mit dem Herzoge zu einem glücklichen Ende zu führen vermochte, dann war es Mr. Stone. Gelang es ihm, die Concession sich zu ertrotzen, dann war der Kaufpreis nicht zu hoch und trotzdem sein Vater von den qualvollsten Sorgen befreit. Nach kurzem Nachdenken sagte er deshalb: „Es sei, wir nehmen Ihr Angebot an, und zählen Sie stets auf meine wärmste Dankbarkeit!"

Mr. Stone hatte aufmerksam die hohe Stirn des Freundes betrachtet, als könne er die Gedanken ergründen, die dahinter arbeiteten; jetzt zuckte über sein langes,

gleichmüthiges Gesicht ein Freudenstrahl, er schlug lebhaft ein in die ihm dargebotene Rechte und sagte ungewöhnlich rasch: „Ich wußte, daß Sie vernünftig sein würden!“

Fünfzehntes Kapitel.

Noch an demselben Tage wurde der Kaufvertrag abgeschlossen, und nach Deckung aller Schulden war der Papiermüller in dem ruhigen Besitze einer Summe von vierzehntausend Thalern, die ihm die Möglichkeit verschaffte, sich eine andere, sorgenfreie Existenz zu gründen. Der neue Besitzer hatte dabei den dringenden Wunsch ausgesprochen, Schorn möge nun seinerseits als Gast in den alten Räumlichkeiten bei ihm wohnen, so lange als es ihm gefiele, er brauche für sich selbst nur unten ein kleines Zimmer.

„Sie müssen doch sehen, was ich für einen Tanz mit dem kleinen Caligula aufführe!“ — meinte der Engländer und er zeigte wieder seine weißen Zähne.

Von Stund an war Mr. Stone wie verwandelt; er lag nicht mehr in der Laube und dampfte in müßigem Hinbrüten seine Cigarre, stieg nicht mit seinen langen Beinen über die Mauertrümmer der Fabrik hinweg, sondern entfaltete eine Thatkraft, die Alle, außer Arnold, in Erstaunen setzte. Schon am anderen Morgen schickte

er nach dem Maurermeister Hoffmann und traf alle Anstalten, um den Bau rasch weiter und zu Ende zu führen.

Der ehrliche Meister weigerte sich Anfangs, nach den übeln Erfahrungen bei dem ersten Widerstande gegen das herzogliche Verbot; der Engländer wußte jedoch alle seine Bedenklichkeiten zu beseitigen. Auch die Anfangs furchtsamen Maurer gingen frisch an's Werk, als ihnen reichlicher Lohn und täglich ein Maß Branntwein versprochen wurde; es entfaltete sich, zum Erstaunen der benachbarten Leopoldsruher, auf dem lange verödeten Bauplatze eine Thätigkeit, wie sie hier noch nicht erlebt worden.

Mr. Stone war überall, er drängte rastlos seine Arbeiter vorwärts, und wie unter Zauberhänden wuchsen die Wände der Fabrik in die Höhe; in wenigen Tagen war schon der Bau bis zum zweiten Stockwerk aufgeführt.

Der Engländer hatte eine Flagge in seinen Landesfarben anfertigen lassen, die lustig, wie zum Hohn, von dem Bauwerke herabflatterte, und noch immer zeigten sich die Gensd'armen des Dreizehnten nicht.

Auch nach anderer Seite hin war Mr. Stone nicht müßig gewesen; er hatte schon am ersten Abend an seinen Gesandten in Dresden geschrieben, um sich schlimmsten Falles dessen Beistand zu sichern. Es

erfolgte die Antwort, man werde es sich zur Ehre schätzen, das Unternehmen kräftigst zu unterstützen. Triumphirend eilte Mr. Stone mit diesem Briefe zu seinem Freunde. Arnold sprach kein Wort, als er ihn gelesen hatte; er gab ihn mit einem traurigen Lächeln zurück und entfernte sich rasch.

In seiner Freude fand Mr. Stone zum ersten Male nicht den Schlüssel zu dem seltsamen Benehmen Arnold's. „Sollte er mir diesen Beistand beneiden und sich unglücklich fühlen, daß er allein nichts gegen den kleinen Herrn ausgerichtet hat?" — Der entdeckte Flecken in dem reinen, edeln Charakter des Freundes that ihm weh.

Beim Mittagstisch war Arnold ungewöhnlich schweigsam, und der Vater blickte schon recht bekümmert auf den geliebten Sohn, da wandte sich dieser plötzlich an Mr. Stone: „Wollten Sie auch meinem Vater und Benno den Brief Ihres Gesandten zeigen?"

„Sehr gern!" entgegnete Mr. Stone ein wenig befremdet und zog den Brief aus seiner Tasche.

Der alte Schorn las ihn zuerst. „Ah, das lass' ich mir gefallen," rief er lebhaft aus, „wer solche Männer hinter sich hat, kann sich schon in der Fremde wie daheim fühlen!"

Als Benno das Schreiben gelesen hatte, knirschte er

mit den Zähnen und stieß mit großer Heftigkeit hervor: „O, über unser deutsches Elend! Beim Lesen solcher Briefe muß uns wohl die Schamröthe in's Gesicht steigen; ich habe vergeblich beim Deutschen Bundestage Sturm geläutet; der fühlte sich machtlos dem kleinen Herrn gegenüber, und Ihr Gesandter scheut keinen Augenblick davor zurück, gegen die Willkür des Dreizehnten in die Schranken zu treten."

„Das ist seine nichtswürdige Schuldigkeit!" meinte Mr. Stone trocken.

„Wenn wir Deutschen im Auslande das auch von unsern Gesandten sagen dürften!" entgegnete Arnold, und seine Lippen zuckten. „Wir beneiden nicht jene glücklichen Völker, die überall Recht und Freiheit finden, aber tief muß sich der Stachel in unsere Brust drücken, wenn wir daran denken, wie recht- und schutzlos wir Deutschen im Auslande dastehen, wie nichtswürdig wir im eigenen Vaterlande geknechtet und um unsere heiligsten Güter betrogen werden!" Mit flammenden Augen und wogender Brust setzte er hinzu: „O, Morgen der Freiheit, wann wirst Du auch über unser deutsches Vaterland heraufdämmern!" — Seiner Bewegung nicht länger mächtig, stand er auf und eilte hinaus.

Jetzt erst begriff Mr. Stone seinen Freund; es war nicht kleinlicher Neid, der ihn beim Lesen des Briefes

ergriffen hatte, sondern nur der nagende Schmerz des echten Mannes über das politische Elend seiner deutschen Heimath.

Es vergingen noch mehrere Tage, und die mit herzoglichen Gensd'armen gefüllte Wolke entlud sich noch immer nicht über dem Haupte des Engländers; dafür traf ihn unerwartet ein anderer Schlag.

So lange auf der ganzen Familie jener furchtbare Druck lastete, hatte Arnold nicht recht gewagt, über das Geschick Elfriedens mit dem Vater zu sprechen; jetzt, wo durch die großmüthige Hülfe des Freundes alle Gefahr beseitigt worden, drang er darauf, daß für die Ausbildung ihres dramatischen Talentes gesorgt werden müsse, und der alte Schorn ergriff diese Angelegenheit mit gewohnter Lebhaftigkeit. Er hatte sich bisher den Schauspielerträumen seiner Tochter hartnäckig entgegengestellt, vielleicht von seinem Bruder und dem Prinzen Ernst beeinflußt; nun aber, von allen Sorgen entbunden, durch den Verkauf seiner Papiermühle zum Müßiggange verurtheilt, sah er plötzlich die Sache in einem anderen Lichte. Jetzt konnte er wenigstens für seine Tochter sorgen, mit ihrem Schicksale sich beschäftigen; der ewig von der Zukunft zehrende Mann sah sie bereits als berühmte Schauspielerin zurückkehren und betrieb am eifrigsten ihre Abreise. Sie sollte schon in den

nächsten Tagen zu ihrer Ausbildung in die norddeutsche Hauptstadt abgehen.

Niemand war glücklicher, als Elfriede; jubelnd theilte sie ihrer Cousine die freudige Nachricht mit, und beide Frauen suchten jetzt die wenigen Stunden bis zur Trennung nach Kräften auszunutzen. Einen ganzen Tag mußte Elfriede im Hause am See bleiben, und welche Träume von Ruhm und Glück zogen berauschend durch ihre Seele! . .

Ernst schüttelte mißbilligend den Kopf; auch Hertha's reines, kindliches Gemüth konnte die verzehrende Gluth nicht fassen, die in Elfriedens Brust loderte und sich der stillen Mutter mittheilte. Im Grunde wurde Helene nur von der Flamme wieder ergriffen, die sie am heftigsten geschürt hatte.

Adelheid war seit jenem glücklichen, sonnenhellen Augusttage wie verschollen; selbst im Hause am See hatte sie sich nicht wieder blicken lassen, dagegen zeigten sich die beiden Prinzen dort um so häufiger, und ein für Leopold glücklicher Zufall wollte es, daß sie erschienen, als Elfriede zum Besuche anwesend war.

Der Erbprinz nahm den lebhaftesten Antheil an der Wendung ihres Geschickes, sprach davon, daß sein Urlaub zu Ende gehe und er sich freuen würde, Elfriede in der Residenz wiederzufinden. „Nun soll Spree=

Athen noch einen höheren Reiz für mich haben!" sagte er mit einem bedeutsamen Blicke auf das junge Mädchen.

Hatte die Erscheinung Elfriedens auf den Prinzen ohnehin einen merkwürdigen Eindruck gemacht, so wurde er durch ihre Künstlerträume noch mehr gefesselt. Wenn sie nun wirklich sich zu einer berühmten Schauspielerin emporschwang, dann hatte er doch einmal das Anrecht eines alten Bekannten und er durfte sich rühmen, ihr Talent mit entdeckt zu haben. Bei seiner Vorliebe für die Bühne und noch mehr für ihre Heldinnen, übte schon jetzt diese Aussicht ihren Zauber und bestimmte ihn, dem jungen Mädchen eine größere Aufmerksamkeit und wärmere Theilnahme zu zeigen, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre.

Wer hätte es der Unerfahrenen verargen mögen, wenn sie das Interesse des Prinzen mißverstand und das selige Gefühl ihre Brust schwellte, Leopold neige sich in reinster Liebe ihr zu! Mit welcher Wonnetrunkenheit sah sie ihm beim Abschiede noch einmal in die Augen und wie süß klang ihr letztes Wort: „Auf Wiedersehen!"

Es lag schon etwas von der künftigen Bühnenkünstlerin in ihrem Auftreten — so glühend schwärmerisch haucht Julie ihrem Romeo den Scheidegruß zu. Jeden Anderen, als den Prinzen, würde gerade dieses

„Sichselberspielen" verstimmt haben; Leopold war davon entzückt und kniff seine kleinen, grauen Augen schmachtend zusammen, drehte das dürftige Schnurrbärtchen und versuchte ebenfalls zu flöten: „Auf Wiedersehen!"

Es kam freilich im schnarrendsten Gardelieutenants-Ton heraus, aber Elfrieden tönte es wie Musik. — Es giebt keine größere Fälscherin, als die Liebe; sie besticht Auge und Ohr. Wann hätte sie nicht alles in Gold verwandelt, was sie mit ihrem Finger berührt? Erst nachdem der trügerische Zauber entschwunden, sehen wir Menschen, wo kurz vorher für uns Götter wandelten...

Helene ließ es sich nicht nehmen, ihren theuren Liebling noch einmal zu besuchen. Sie kam am letzten Tage besonders und ganz allein herüber, um Abschied zu nehmen. Die Gräfin war in einer seltsamen Aufregung, und während Alle mit dem Einpacken und den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt waren, führte sie Elfriede in den Garten, um ungestört noch wenige Augenblicke mit ihr zu plaudern.

Es war Anfangs September. Die Sonne schien so hell wie an jenem Augusttage, doch wehte bereits eine kühlere Luft und durch die ganze Natur zitterte eine sanfte Wehmuth; sie lächelte zwar noch, aber unter Thränen. Einzelne welke Blätter fielen zur Erde, die

schwarz gebrannten Sonnenrosen senkten traurig die Köpfe, auch die Nelken hingen welk und müde am Stengel, und nur die Astern des kleinen Gartens zeigten in ihrer Farbenfrische, daß sie der bescheidene Blumenschmuck des Herbstes seien.

Wie gern auch Elfriede früher hier geweilt und die Blumen gepflegt hatte, heute beachtete sie mit keinem Blicke ihre stillen Freunde. Beide Frauen hatten unter einem Baume Platz genommen, Helene zog ihre Cousine noch näher an sich und sagte mit tiefer Bewegung: „Ich lasse Dich gern hinausziehen, obwohl ich mich nun tief vereinsamt fühlen werde."

„Du hast ja Deinen Mann, Deine Tochter," tröstete Elfriede.

Helene machte eine abweisende Handbewegung. — „O, wie glücklich Du bist!" sagte sie nach einer schmerzlichen Pause. „Wenn ich nicht wüßte, daß mich Ernst braucht, daß mein Gesang seine Schwermuth sänftigt und er ohne mich zusammenbrechen würde, ich zöge mit Dir hinaus und versuchte noch einmal die Schwingen!" — Ihr starkes, sonst so ausdrucksloses Gesicht verschönte sich, deutlich prägte sich darin die Sehnsucht aus, die ihre Seele verzehrte.

„Arme Helene!" schluchzte Elfriede, lehnte sich zärtlich an ihre Brust und blickte mit dem Ausdrucke verständnißinnigster Theilnahme zu ihr auf.

Die Gräfin schwieg lange; Elfriede konnte das stürmische Klopfen ihres Herzens hören. Endlich sagte sie mit alter, hinreißender Schwärmerei: „In Dir leben all' meine alten Träume auf, ich will Deinem hohen Fluge nachsehen mit freudetrunkenen Augen, und jeder Deiner Erfolge wird mein Herz berauschen und glücklich machen!"

„Wie gut Du bist, Helene!" flüsterte das junge Mädchen. „Ich werde es nie vergessen, daß ich Dir und Arnold Alles verdanke!"

„Eines bitte ich Dich, Elfriede," sagte die Gräfin mit erhobener Stimme — „wahre Dein Herz! Die Kunst ist eine eifersüchtige Göttin, sie duldet es nicht, daß ihre Jünger noch ein anderes Glück aufsuchen, als das sie allein bietet, und glaube mir, sie entschädigt reichlich für jedes Opfer! Wer ihr mit allen Seelenkräften dient, dem gewährt sie die höchste Wonne, die tiefste Seligkeit, den zieht sie in jene lichte Sonnenwelt, die uns dem Staube des Irdischen entrückt!"

Elfriede schwieg und drückte ihr Gesicht in die Falten des bauschigen, seidenen Gewandes der theuren Freundin.

„Nein, sieh mir in die Augen!" fuhr Helene fort, beugte ihr Antlitz zurück und blickte sie prüfend an. „Ist Dein Herz schon gefangen? Liebst Du Leopold?"

Das junge Mädchen erröthete: „Ich weiß nicht, ich glaube —“

„Reiß' diesen Keim aus Deiner Brust!“ unterbrach sie Helene mit ungewöhnlicher Hast. „Und wenn Dir der gute, arme Leopold eine Krone auf's Haupt setzen könnte, Du wirst Dich ewig nach den lichten, grünen Lorbeerkränzen sehnen, die einst Deine Stirn schmückten!“ — Sie seufzte und legte beide Hände auf die Brust, als könne sie damit den Sturm ihres Innern beschwichtigen.

Und wenn Elfriede bereits mit leidenschaftlicher Gluth den Prinzen geliebt hätte, in dieser Stunde würde sie allem Erdenglücke entsagt haben; niemals war es ihr so lebhaft gegenwärtig geworden, daß Helene durch ihre Ehe, die stets die Welt ein „glänzendes Glück“ genannt hatte, nicht glücklich geworden war, und von diesem Gedanken erfaßt, sagte sie in ihrer leidenschaftlich übertreibenden Weise: „Ich schwöre Dir, daß ich dem Prinzen niemals meine Hand reichen werde!“

„Ich kannte schon Deine Feuerseele,“ sagte Helene erleichterten Herzens, „und nun laß uns zu den Deinigen gehen, damit sie Dich nicht länger vermissen.“

Arm in Arm, wie Schwestern, wanderten sie dem Hause zu. —

Mr. Stone hatte zwar mit gewohntem Gleichmuthe die Nachricht von der raschen Abreise Elfriedens hingenommen, aber sie weckte dennoch in ihm die unbehaglichsten Empfindungen. Er hatte sich bereits an die liebliche, phantastische Erscheinung gewöhnt. Ihre edle Schwärmerei, ihr Feuergeist belebte ihn. Wie anmuthig, erfrischend war dieses ahnungsvolle Hinaustasten der jungen Seele in eine schönere Zukunft! Mit Entzücken lauschte er ihren Träumen von Ruhm und Glück, und der verständige, nüchterne Mann ließ sich gern mit fortreißen und lächelte freundlich zu ihren Phantasieen. Wenn er auch wußte, daß Elfriede einmal hinausflattern würde in die Welt, so plötzlich hatte er dieses Ereigniß nicht erwartet. Welch' langweiliger Winter mußte dies werden in dem kleinen, stillen Neste! Denn auch Arnold hatte bereits davon gesprochen, daß ihm hier der Boden unter den Füßen brenne und er sich nach England zurücksehne. Hätten in seinem gesunden, praktischen Kopfe Reuegedanken aufsteigen können, er würde den Ankauf bedauert haben.

Arnold begleitete die Schwester bis zur Residenz, um sie dort in das Haus einer berühmten Künstlerin zu bringen, die sich zur Uebernahme ihres Unterrichtes erboten hatte.

Mr. Stone reichte der Scheidenden noch einmal

die große, breite Hand. „Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht, daß Sie hier zu allen Zeiten eine Heimath haben!" sagte er mit schlichter Herzlichkeit.

Elfriede lächelte. „Weißt Du, wo meine Heimath ist?" hätte sie mit Goethe's Klärchen zurückfragen mögen, aber dem kühlen Engländer gegenüber mußte sie schon verständig sein, und sie entgegnete freundlich: „Wir danken Ihnen unendlich viel — auch ich werde Ihre Güte nicht vergessen."

„Wollen Sie das?" rief Stone, und in seinen Augen zeigte sich ein freudiger Schimmer.

Helene küßte beim Abschiede ihre Cousine auf die Stirn. „Nimm ihn als Weihekuß von unserer theuren Göttin, der Kunst!" flüsterte sie ihr zu und schloß sie dann noch einmal tief bewegt in ihre Arme.

Der alte Schorn war noch kurz vor der Abfahrt sehr geschäftig hin und her gelaufen und suchte sich durch die Ausmalung des künftigen glücklichen Wiedersehens über den Trennungsschmerz hinweg zu helfen; erst als er am Wagen stand, die Pferde anzogen, Elfriede noch einmal mit dem Taschentuche grüßte und nun das leichte Gefährt rasch dahinrollte, fühlte er, daß er jetzt ein einsamer, alter Mann war, und sehr still und schweigsam ging er in das Haus zurück.

Wenn auch Arnold noch einmal wiederkehrte, lange blieb er gewiß nicht mehr hier, und dann war das

Haus ganz verödet. — Vergeblich hatte der wackere Mann gehofft, daß bald nach dem Besuche der Fürstin Arnold's Berufung zu einem wichtigen Amte erfolgen würde. Ein Tag schlich nach dem anderen hin und weder ein Brief noch ein fürstlicher Bote traf ein. Von Elfriede erfuhr er, daß Adelheid nicht einmal mehr das Haus am See besuche. Die gute Meinung, die er für die hohe Frau gehegt, schwand bei dem excentrischen Manne rasch dahin. Gegen Arnold wagte er nichts zu äußern; aber als vier Wochen vergangen waren und noch immer nicht die Berufung erfolgte, klagte er seinem Jüngstgeborenen: „Sie war die einzige Frau, die mir eine bessere Meinung von den Fürsten hätte beibringen können, und nun weiß ich, daß der alte bärbeißige Römer Recht hatte — wie sagte er denn?"

Benno erklärte wohlgefällig: „Als man gegen den alten Cato einen König rühmte, sagte er: „„Schon recht, aber jeder König ist doch ein fleischfressendes Thier.""

„Ich möchte den alten Römer umarmen, wenn er noch lebte!" rief der Vater ingrimmig.

Sechszehntes Kapitel.

Tiefer und mächtiger, als Alle ahnen konnten, zitterte jener Augusttag in der stillen, schönen Seele Adelheid's nach. Neue, höhere Anschauungen hatte sie in sich aufgenommen, und zum ersten Male war sie sich bewußt geworden, daß sie das bisherige Dämmerleben nicht weiter führen dürfe. Die Sorge für ihr Kind hatte sie bis dahin ganz allein in Anspruch genommen — was härmten sie die langen, langweiligen Papiere, die der Geheime Rath Hohenthal täglich zu ihrer Unterschrift brachte! Sie unterzeichnete stets gedankenlos, froh, diese dummen Geschichten und den noch dümmeren Rath so bald als möglich wieder los zu werden.

Vergeblich hatte Gräfin Holwitz den Ehrgeiz der jungen Fürstin aufzustacheln gesucht, ihr anschaulich gemacht, wie die alte Durchlaucht sie förmlich bei Seite schiebe und alle Herrschaft an sich reiße. Adelheid lächelte dazu, sie dachte der abmahnenden Lehren ihres Schwagers, und ihre echt weibliche Natur sträubte sich ohnehin, gegen Dinge anzukämpfen, die voraussichtlich die Anspannung aller Geisteskräfte fordern und die Harmonie ihres Seelenlebens trüben mußten.

Wie erstaunte die Gräfin, als sie am anderen Morgen Adelheid in einer weit aufgeweckteren Stimmung fand. Sie saß heute nicht wie sonst an der Wiege ihres

Sohnes, sondern ging nachdenklich in ihrem Empfangszimmer auf und ab, und auf ihrem reinen, edlen Antlitze zeigte sich ein ernster, sinnender Zug. Die kluge Gräfin hatte kaum diese glückliche Veränderung bemerkt, als sie dieselbe geschickt zu benutzen suchte.

„Wie freue ich mich, Durchlaucht so heiter zu sehen!“ sagte sie in ihrer einschmeichelnden Weise und wies dabei ihr kindlichstes Lächeln.

„Wenn ich nun gar nicht heiter wäre,“ entgegnete Adelheid ruhig, die nicht begriff, wie man ihre Gemüthsrichtung so mißverstehen konnte.

„Durchlaucht verzeihen, ich wollte „glücklich“ sagen.“ — Die Holwitz erröthete verlegen wie ein junges Mädchen, das auf einer Dummheit ertappt worden.

Während Adelheid jetzt ihre Wanderung durch das Zimmer einstellte und auf einem Sessel Platz nahm, hieß sie freundlicher als sonst auch die Gräfin niedersitzen, die eine Fußbank heranschob und sich nun wie ein Kätzchen weich und glatt um ihre Füße schmiegte.

„Sagten Sie nicht immer, liebe Holwitz,“ begann sie zutraulich, „ich müßte mir das Regieren auch etwas zu Herzen nehmen?“

„Ich wagte meine durchlauchtige, hohe Freundin darauf aufmerksam zu machen,“ entgegnete diese schüchtern.

„Sie haben Recht daran gethan,“ fuhr Adelheid

nachdenklich fort, „ich darf nicht länger meine Pflicht versäumen. Aber wird es nicht schon zu spät sein — wie soll ich meiner Schwiegermutter die angemaßte Herrschaft aus den Händen ziehen?" — Sie beugte sich hinab und sah der kleinen, zierlichen Frau erwartungsvoll in die lieblichen Kinderaugen.

Das Herz der Gräfin klopfte stürmischer; dennoch gab sie sich den Anschein, als müsse sie erst über diese wichtige Frage nachsinnen, dann sagte sie noch immer zaghaft: „Ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber man erzählte mir, im Cabinet der Fürstin Caroline würde schon Alles bestimmt und Ihnen nur zur Unterschrift vorgelegt."

Adelheid nickte mit dem Kopfe.

„Wenn Sie nun nichts mehr ohne Weiteres unterschreiben, sondern stets noch einmal Auskunft haben und Alles selbst prüfen wollten?" meinte die Gräfin und blickte mit dem harmlosesten Lächeln zu Adelheid empor.

„Und glauben Sie, daß sich meine durchlauchtige Schwiegermutter damit bei Seite schieben läßt?" fragte Adelheid.

„Sind Sie nicht Regentin durch das Testament Ihres Gemahls?" fuhr die kleine Frau lebhafter fort. „Sobald Sie nicht durch Ihre Unterschrift alles gut heißen, was die alte, eigensinnige Durchlaucht bestimmt,

wird im ganzen Fürstenthum nur ein einziger Wille gelten, der, meiner hohen und gnädigen Herrin."

„Sie haben Recht. Ich will nicht länger der Spielball Anderer sein, ich will Glück und Sonnenschein in meinem Lande zu verbreiten suchen, so weit ich kann." — Adelheid erhob sich, und mit leuchtenden Augen fuhr sie fort: „Kunst und Wissenschaft sollen bei mir eine Stätte finden, Handel und Industrie will ich fördern. O, ich will der Welt zeigen, daß auch eine Frau die höchsten Ziele der Menschheit in's Auge fassen kann!" — Jetzt erröthete sie selbst über ihre Erregung, nahm wieder neben der Gräfin Platz und sagte freundlich: „Lächeln Sie immer über meine Thorheit, aber ich sehne mich, die Stelle würdig auszufüllen, die mir das Schicksal nun einmal angewiesen hat."

„Warum sollten Sie nicht den Muth haben, Ihr Land glücklich zu machen?" entgegnete die Gräfin. „Man schilt uns Frauen schwach, es soll uns der weite Blick, der feste Wille fehlen, dessen sich die Männer fortwährend rühmen; aber wo besäßen sie je diesen Scharfblick des Herzens, der niemals täuscht, diese uneigennützige Hingabe für eine Sache, die wir als recht und gut erkannt! Der Mann herrscht immer, selbst wo er lieben will, die Frau liebt immer, selbst wo sie herrschen wollte."

Die kleine, anmuthige Frau hatte sich warm

gesprochen. Adelheid glaubte ein unheimlich knisterndes Feuer in ihren Augen zu bemerken, aber beim nächsten Athemzuge ruhte auf dem frischen, zarten Gesichte das alte, kindliche Lächeln. Ein leises Gefühl des Mißtrauens schlich wieder in das Herz der jungen Fürstin; dennoch klang alles, was die Gräfin sprach, theilnahmvoll und verständig, und sie fühlte sich so einsam und verlassen, sie brauchte Jemanden, der ihr in den nächsten schweren Kämpfen aufmunternd zur Seite stand. Deshalb suchte sie ihre unerklärliche Abneigung, die sie gegen diese Frau empfand, gewaltsam zu unterdrücken und sagte freundlich: „Ihre Erfahrung, Ihr außerordentlicher Scharfsinn, liebe Holwitz, werden mir auf dem neuen, mir völlig fremden Wege eine große Stütze sein; ich werde Sie oft zu Rathe ziehen müssen."

Mit keiner Miene verrieth die Gräfin die stürmische Freude, die durch ihren Busen jauchzte. Endlich war sie am ersehnten Ziele und, wie sie hoffte, die junge Fürstin in ihrer Hand. — „Durchlaucht sind allzu gütig," flüsterte sie und schmiegte sich noch demüthiger zu ihren Füßen. „Ich bin eine einfache, harmlose, zu idealen Anschauungen neigende Natur und werde Ihnen wenig helfen können."

„Nun gut, dann wollen wir unsere Ideale zu verwirklichen suchen," entgegnete Adelheid mit dem Anfluge früherer Heiterkeit. Sie sah nach der Uhr. „Ei, wie

die Zeit verstreicht, wenn man mit Ihnen plaudert! Es ist gleich eilf Uhr, in wenigen Minuten kommt Hohenthal; bleiben Sie hier, liebe Holwitz, damit Sie sehen, auf welch fruchtbaren Boden Ihre Lehren gefallen sind."

Der Gräfin war Anfangs diese unerwartete Einladung sehr unangenehm; sie wollte schon unter irgend einem schicklichen Vorwande sich zurückziehen, denn ihre längere Anwesenheit mußte auf der Stelle verrathen, durch wen Adelheid aufgestachelt worden, und ein völliger Bruch mit der alten Durchlaucht war unvermeidlich. Aber wer bürgte ihr, wenn sie nicht blieb, daß Adelheid den Muth hatte, schon heute den Kampf aufzunehmen? Und war das einmal geschehen, schüttelte diese wirklich jede Fessel ab, was hatte sie dann noch zu fürchten? Winkte ihr nicht in diesem Falle der mächtigste Einfluß und die glänzendste Stellung? Sie dankte deshalb der jungen Fürstin für ihre Güte, und während diese selbst doch mit einiger Unruhe dem Eintritte des Rathes entgegensah, blieb die Gräfin ruhig sitzen, legte die Hände in den Schooß, und Jedem wäre die kleine, schüchtern aussehende Frau sehr unbedeutend erschienen.

Mit dem Glockenschlage Eilf ließ sich Rath Hohenthal anmelden und trat in das Zimmer. Sein vom „Alten" damals empfangener Denkzettel war ihm vortrefflich zu Statten gekommen. Auch Fürstin Caroline liebte nicht die Neuerungen, ihr Ehrgeiz strebte danach,

zu herrschen, aber ihre angeborene Trägheit verlangte, daß damit keine große Unbequemlichkeit verbunden sei; Hohenthal's jetzt sehr geläufiges: „Es bleibt Alles beim Alten!“ nahm sie für den trefflichen Beamten ein und sicherte ihm vollends die Gunst der alten Durchlaucht. Er konnte hoffen, sich zum Staats-Minister emporzuschwingen, denn seit dem Ableben der letzten, alten Excellenz war diese wichtige Stelle von Bernhard in alter, lässiger Weise nicht mehr besetzt worden.

Sobald Hohenthal bemerkte, daß Fürstin Caroline trotz des Testaments die Zügel der Regierung an sich zu reißen gewußt, war er ihr mit Leib und Seele ergeben; er sah es nur noch für eine Förmlichkeit an, wenn er der jungen, unerfahrenen Frau Vortrag halten, das heißt, die Verfügungen zur Unterschrift vorlegen mußte. Auch heute trat der Rath mit der Sicherheit eines Mannes ein, der zu längst abgemachten Dingen aus reiner Höflichkeit die Zustimmung erbittet.

Die Gräfin warf Adelheid einen bezeichnenden Blick zu, und auch diese gewahrte die für sie demüthigende Zuversicht des Beamten. Dennoch bezwang sie die aufsteigende Bitterkeit über das fast beleidigende Auftreten des Rathes und sagte mit freundlicher Herablassung: „Was bringen Sie mir heute?“

„Nicht viel, nur wenige unbedeutende Sachen, die ich Durchlaucht zur Unterzeichnung ganz unterthänigst

vorlegen wollte.“ — Und wieder zog er jene rothsaffianene Mappe hervor, die diesmal keine verhängnißvollen Neuerungsplane enthielt. In seinen Formen beobachtete Herr von Hohenthal die glatteste Höflichkeit.

Anstatt, wie sonst, an ihren Schreibtisch zu eilen und Alles flüchtig zu unterzeichnen, blieb Adelheid sitzen, wies mit der Hand nach ihrem Schreibtische und sagte etwas schärfer, als gewöhnlich: „Legen Sie die Papiere dorthin!“

In ihrem Antlitze zeigte sich nicht die mindeste Bewegung; einen desto gewaltigeren Eindruck brachten diese Worte auf den Rath hervor. Er glaubte, nicht recht gehört zu haben, blickte bestürzt auf Adelheid, dann auf die Holwitz, und als aus diesen ruhigen Gesichtern gar nichts herauszulesen war, stammelte er: „Durchlaucht, es sind wirklich nur ganz unbedeutende Sachen, wie ich mir zu bemerken erlaubte, und durchlauchtige Schwiegermama haben bereits — wünschen —“ Herr von Hohenthal fand in seiner Verlegenheit nicht die passendsten und vorsichtigsten Ausdrücke.

„Daß Alles beim Alten bleibt, nicht wahr?“ — Ein schwaches Lächeln spielte um die feinen Lippen der jungen Fürstin. Die Bestürzung des Mannes war doch zu belustigend; dann fuhr sie ernsthaft fort: „Schon gut, lieber Rath, ich werde Alles prüfen, und morgen können Sie die Entscheidung holen.“

Herr von Hohenthal wollte noch einmal den Mund öffnen, aber Adelheid machte mit vornehmer Gelassenheit eine verabschiedende Handbewegung, und dem Rath blieb nichts Anderes übrig, als sich tief zu verbeugen und wie ein geschlagener Feldherr, der bereits den Sieg in der Tasche zu haben meinte, das Feld zu räumen.

Während der Anwesenheit Hohenthal's saß die Gräfin ruhig und theilnahmlos da; nicht einmal die Augen erhob sie ein wenig, und doch entging ihr nicht das Geringste. Als aber der Rath verschwunden war, klatschte sie wie ein übermüthiges Kind in die Hände und rief lachend: „Bravo, bravissimo, der Sieg ist unser!"

„Sind Sie mit mir zufrieden?" fragte Adelheid, die nun selbst eine Befriedigung empfand, daß sie den Kampf rasch entschlossen aufgenommen hatte.

„O, dieses Rückzugsgesicht!" jubelte die Gräfin. „Haben Sie es gesehen? Es war förmlich ein Trümmerhaufen getäuschter Hoffnungen; ganz stupéfait, würde Klinge lispeln. Und wie riß er die Augen auf, daß es zweifelhaft scheint, ob er sie je wieder schließen könne!"

Die kleine Frau streckte zum ersten Male die scharfen, boshaften Krallen ihres Geistes etwas heraus; als sie aber bemerkte, welch übeln Eindruck dies auf Adelheid machte, lenkte sie augenblicklich ein: „Durchlaucht, ich

fürchte, meine unbesonnene Freude wird einen sehr bitteren Nachgeschmack haben!"

„Wie kommen Sie zu dieser Besorgniß?" fragte Adelheid verwundert.

„Die durchlauchtige Schwiegermama war bisher meine wohlwollende Gönnerin, sie wird den Verdacht haben, daß ich — aber nein, mag daraus entstehen, was da will," fuhr die Gräfin lebhaft fort, „wenn meine gütige Herrin endlich das lästige Joch abschüttelt, will ich überglücklich sein!" — Und sie blickte mit zärtlichster Verehrung auf Adelheid. Von ihrer Herzensgüte fortgerissen, entgegnete diese:

„Seien Sie ohne Sorge, im Kampfe wächst die Kraft, ich werde auch Sie zu schützen wissen!"

Mit ihrem gewinnendsten Lächeln schied die Gräfin.

Wenn schon Herr von Hohenthal damals aus dem Cabinet des Alten ziemlich unsanft hinausgeweht wurde — der heutige Ausgang erschien ihm doch weit bedenklicher, und ohne Zeitverlust, in höchster Aufregung suchte er die alte Durchlaucht auf.

Siebzehntes Kapitel.

Der Flügel, auf dem Fürstin Caroline wohnte, war früher das alte, burgartige Schloß gewesen und erst später durch Neubauten bei Seite geschoben worden. Wie viel wunderliche Bauwerke hatten sich hier im Laufe der Jahrhunderte aufgehäuft! Jeder Nachfolger hatte nach Lust und Laune dort in einen Winkel hineingebaut, hier noch ein Stück Mauerwerk herausgeschoben. Das alte Schloß, an welches zahllose Nebengebäude in den verschiedensten Größen und in den verschiedensten Stylarten, am meisten freilich ohne allen Styl, angeklebt waren, würde den abscheulichsten Anblick gewährt haben, wenn nicht das Alter auf all' diese Unregelmäßigkeiten seine versöhnende Hand gelegt und die baulichen Dissonanzen etwas gemildert hätte. Hier und da hatte schon Epheu halb verfallendes Mauerwerk überklettert, an dem im echt gothischen Style aufgeführten letzten Bauwerke rankte sich wilder Wein bis zum Giebel empor und ein grüner Kranz von Bäumen umsäumte den ziemlich hohen Felsen, auf dem das Schloß mit seinen vielen Anhängseln stand.

Fürstin Caroline hatte ein altes, finsteres Gemach zu ihrem Wohnzimmer ausgewählt. Die Sonne vermochte nur spärlich durch die kleinen, vergitterten Fen-

ster zu scheinen; gegenüber und mitten im Schloßhofe erhob sich ein Felsen, den ein mächtiger, achteckiger alter Thurm krönte, der sich breitspurig jeder Aussicht in den Weg stellte. Dennoch liebte Caroline das völlig versteckte Zimmer; sie behauptete, daß die hier herrschende Dämmerung ihren Augen wohl thue, und dann vertrieb ihr die an dem Thurme angebrachte alte Uhr zuweilen die Langeweile. Sie konnte stundenlang auf die langsam hinkriechenden Zeiger starren, und die harten, dröhnenden Schläge der alten Thurmuhr klangen ihr stets wie Musik.

Auch heute saß die alte Durchlaucht in diesem altmodisch ausgestatteten, düsteren Zimmer in einem mächtigen Lehnstuhle. Sie hatte ein Gebetbuch auf den Knieen und ihre kleinen, wohl gepflegten Hände darüber gefaltet. Ihre Augen waren halb geschlossen und mit schläfrigem Behagen horchte sie bald auf das hinsummende Gebet des Candidaten Milbe, bald blickte sie auf ihren Papagei, der in seinem Käfig herumhüpfte und in guter Laune fortwährend kreischte: „Lieber Milbe, guter Milbe, Johannes;" dann zur Abwechslung schrie: „Raschel, Spitzbube."

Candidat Milbe hätte sich's vor einem halben Jahre nicht träumen lassen, daß er sein Ziel so rasch erreichen würde. Er befand sich an derselben wichtigen Stelle,

die einst Raschel eingenommen, ja, er konnte sich bereits eines größeren Einflusses als dieser rühmen, und doch zeigte sein Gesicht die alte Demuth und Zerknirschung.

Die Fürstin war noch in tiefster Trauer, trotzdem hatte der heiße Schmerz um den Verlust ihres theuren Sohnes ihrer Körperfülle nichts anhaben können; auf ihren Wangen thronte wie früher die Farbe robuster Gesundheit und die Kammerjungfer mußte noch immer „weiß" in alter Stärke auflegen. Und doch hatte so viel Aerger zu ihrer breiten Brust den Weg gefunden! Es war nicht genug, daß die „kleine" Schwiegertochter mit ihren wahrhaft Rousseau'schen Erziehungsansichten ihr entsetzlichen Verdruß bereitete, sie hatte Täuschungen aller Art erfahren. Der schändliche Verrath so vieler Untergebenen nagte an ihrem Herzen, und was sie noch furchtbarer quälte, sie war durch die erbärmliche Schwäche Adelheid's nicht einmal im Stande gewesen, diese Schurken empfindlich zu bestrafen. Nur Einen hatte sie züchtigen können — Superintendent Raschel. Nichts berührte sie schmerzlicher, als die Erfahrung, sich gerade in diesem Manne getäuscht zu haben; als sie nach der glücklichen Ankunft des Thronfolgers durch geheimnißvolle Anzeigen und dann durch Candidat Milbe die schlagendsten Beweise seines Ueberganges in die Hände bekam, kannte ihre Wuth keine Grenzen.

Sie wollte wenigstens diesen empfindlich strafen, und sie that es mit der ihr eigenen Rücksichtslosigkeit.

Bald nach der Geburt des Prinzen hatte sich Raschel zur Beglückwünschung auf dem Schlosse eingefunden. Caroline empfing ihn nicht wie gewöhnlich in ihrem Betzimmer, sondern im großen Audienzsaale. Eine Menge Hofbeamte und angesehene Männer waren dort versammelt, um ebenfalls ihre Glückwünsche abzustatten. Die alte Durchlaucht war die Huld und Güte selbst; sie richtete an jeden der Getreuen die freundlichsten Worte, selbst schlichte Handwerker, die sich herbeigedrängt, wurden angesprochen und wegen ihrer Anhänglichkeit gelobt. Nur den Superintendenten bemerkte sie nicht, er schien gar nicht für sie vorhanden zu sein.

Raschel stand wie auf Kohlen, über sein feistes Gesicht rannen dicke Schweißtropfen. War das seltsame Benehmen der „Alten" nur eine hohe Laune, oder wußte sie bereits — ach, das war ja gar nicht möglich! Er sollte bald aus seiner Ungewißheit herausgerissen werden. Während die Fürstin eben noch auf der anderen Seite mit einem armen Handwerker gesprochen hatte, steuerte sie plötzlich auf ihn zu, richtete sich in ihrer ganzen durchlauchtigen Kleinheit in die Höhe und sagte mit scharfer, schneidender Stimme:

„Warum gratuliren Sie nicht lieber unserem Vetter Leopold, dem Sie sich bereits ehrfurchtsvoll zu Füßen geworfen?" — Ihre kleinen Augen suchten Blitze zu schleudern, und den fleischigen Zeigefinger auf den bereits gebückten Geistlichen richtend, wandte sie sich zur ganzen Versammlung: „Da sehen Sie, meine Herren, einen elenden Ueberläufer! Ich hoffe, Herr Superintendent, Ihnen nie wieder an unserem Hofe zu begegnen!" — Und ohne ein Wort der Entschuldigung anzuhören, wandte sie dem niedergeschmetterten, völlig vernichteten Manne schonungslos den Rücken.

Von dieser Stunde an war Milbe als geistlicher Seelsorger auf's Schloß berufen worden und hatte sich rasch in die Gunst der alten Durchlaucht zu setzen gewußt. Er war geschmeidiger, verstand weit besser zu kriechen, als Raschel, und bald war der Fürstin Caroline der geistliche Trost des Candidaten unentbehrlich.

Der Superintendent mußte die schmerzliche Erfahrung machen, daß Milbe, dessen Unbedeutendheit er stets so lieb gehabt, ihn nicht nur überflügelte, auch andere Demüthigungen hatte sein Fehlgriff zur Folge. Sein Untergebener warf plötzlich die Maske ab, trat seinen Anordnungen überall rücksichtslos entgegen, verhöhnte sie und legte die offenbarste Verachtung gegen

seinen Vorgesetzten an den Tag. Es kam zu den erbittertsten Reibungen, bei welchen Raschel stets den Kürzeren zog, denn der beschränkte, schüchterne Candidat zeigte jetzt eine boshafte Schärfe und eine schneidende Satire, der Raschel nicht gewachsen war. Vergeblich beschwerte er sich beim Consistorium, das nur aus einem Regierungs-Collegium gebildet wurde und alle seine Anklagen kurz und bündig zurückwies, ja, ihm zuletzt anbefahl, sich ruhig zu verhalten, und im entgegengesetzten Falle mit sehr unliebsamen Maßregeln drohte.

Raschel war seitdem ein stiller Mann geworden; er suchte und fand seinen Trost in der Küche, und seitdem sein Ehrgeiz gedämpft war, die Leute vom Hofe ihn wie einen Aussätzigen mieden, söhnte er sich sogar mit seiner beschränkten Frau ein wenig aus. Sie kochte vortrefflich, und allmählich veraß er seinen Schmerz; aber mit Bürgermeisters blieb er für immer gespannt, er konnte der albernen Frau ihre leichtsinnige Vorherverkündigung nie verzeihen.

Milde triumphirte nicht wenig, er hatte die Treffnummer besetzt und sein Gewinn war schon jetzt größer ausgefallen, als er Anfangs erwarten konnte. Welch süßes Behagen war es für ihn, durch allerhand kleine Nadelstiche frühere Unverschämtheiten des dünkelhaften Raschel zu vergelten! Der Candidat ließ seinen Vor-

gesetzten empfindlich fühlen, daß er ihm an Wissen und Geist, an Rednertalent und Lebensgewandtheit weit überlegen war. Seine Predigten stachen von den früheren gewaltig ab, und wenn er seitdem auf der Kanzel erschien, war die Kirche gedrängt voll, während um den Superintendenten sich kaum der klägliche Stamm alter Weiber und Betbrüder scharte.

Auch bei den Hofleuten war Milbe wohl gelitten; er verstand, mit der Sanftmuth des Geistlichen die leichte Sicherheit des Weltmannes zu verbinden. Niemandem fiel er mit seinem geistlichen Zuspruch lästig, und doch wußte er bald den größten Theil der Schloßbewohner an sich zu fesseln und ihnen einen streng kirchlichen Sinn beizubringen.

Für Fürstin Caroline war der Verkehr mit dem jungen Seelsorger der einzige Trost, und seitdem sich sogar die Holwitz als unsicher erwies, stieg der schlaue Candidat noch mehr in ihrer Gunst. Sie nannte den grundhäßichen Menschen mit dem widerlich süßen Gesichte nie anders als ihren „Johannes."

Auch heute saß Milbe Johannes mit dem Bewußtsein und der Würde eines Seelenrathes dort. Der Papagei schrie noch immer: „Raschel, Spitzbube!" Sein gelbes, frommes Antlitz überflog jedoch nicht das leiseste Lächeln; der Candidat betete ruhig weiter, wäh-

rend er daran dachte, wie viel Zucker es ihn gekostet, ehe das eigensinnige Thier diese Worte nachgesprochen, die nun fortwährend das Vergehen des Superintendenten in Erinnerung brachten.

Als sich jetzt Hohenthal anmelden ließ, war die alte Durchlaucht sehr verdrießlich; sie wollte ihn schon abweisen, aber der Rath hatte in dringenden Angelegenheiten um eine außerordentliche Audienz gebeten, und ihre weibliche Neugier siegte über ihre fromme Schläfrigkeit. Mißmuthig murmelte sie: „Eintreten!"

Das verstörte Aussehen des Rathes ließ ihr keinen Zweifel, daß etwas Wichtiges vorgefallen. „Ist meinem durchlauchtigen Enkel ein Unglück zugestoßen?" fragte sie erschrocken.

„Nein, Gott sei Dank, ich glaube nicht — aber —"

Hohenthal vollendete nicht, blickte auf Milbe, als sei der Candidat für ihn ein Hinderniß, weiter zu sprechen.

„Reden Sie immerhin; mein Seelsorger ist mir treu ergeben, er kann Alles hören." — Und ihre Augen ruhten wohlwollend auf dem Candidaten.

Der Rath zögerte noch einige Secunden; es fiel ihm sichtlich schwer, vor einem Uneingeweihten wichtige Staatsgeheimnisse zu enthüllen. Da er aber die Blicke seiner Fürstin bereits ungeduldig auf sich gerichtet sah,

begann er endlich: „Durchlaucht, ich habe leider eine merkwürdige, ich möchte sagen, entsetzliche Mittheilung zu machen.“

„Reden Sie doch, spannen Sie mich nicht auf die Folter!“ rief die Fürstin, und eine Zornesröthe drängte sich durch ihre Schminke.

„Fürstin Adelheid hat heute nicht unterschrieben.“

Die alte Durchlaucht sprang so hastig von ihrem Lehnstuhle, daß ihr prachtvolles Gebetbuch zur Erde fiel und der Papagei erschrocken schimpfte: „Dumme Gans!“

„Sie hat nicht unterschrieben?“ rief Caroline lebhaft. „Was untersteht sich diese —“

„Dumme Gans!“ schrie der Papagei dazwischen.

Trotz ihrer Wuth konnte sich die Fürstin eines Schmunzelns nicht erwehren; sie ging zu ihrem Papchen hin, liebkoste das sie mißtrauisch anblickende Thier, reichte ihm ein paar Zuckermandeln und sagte aufmunternd: „Du bist mein kluges Thier!“

Der Papagei hatte für seine Schimpfnamen eine Züchtigung erwartet, dennoch wurde er von der unverdienten Güte seiner Herrin nicht gerührt, und als sie sich entfernte, rief er ihr boshaft nach: „Dumme Gans!“

Auch Hohenthal und Milbe hatten für den guten

Einfall Papchens ein Lächeln hervorgesucht. Der Candidat hob inzwischen das Gebetbuch auf und strich mit der Hand glättend über die abgestoßenen Ecken.

„Wirklich, Adelheid hat nicht unterschrieben?" wandte sich Caroline von Neuem zu Hohenthal. „Warum nicht? War sie krank? Hatte sie Migraine?"

„So viel ich bemerken konnte, waren Durchlaucht ganz wohl; aber sie weigerten sich — ich sollte morgen wiederkommen, sie werden prüfen — entscheiden."

Das Gesicht des Rathes zeigte dabei die größte Rathlosigkeit; er streckte wie geistesabwesend die Hände aus, schüttelte den Kopf und hatte ganz das Aussehen eines Mannes, der die Welt nicht mehr versteht.

„Wirklich, sie lehnt sich gegen uns auf?" rief die alte Durchlaucht mit wuthzitternder Stimme und strich mit der Hand die Falten ihres schwarzen Kleides zurecht, um ihre innere Bewegung zu verbergen.

„Ich fiel wie aus den Wolken!" klagte Hohenthal, und sein verändertes Gesicht verrieth, wie er sich auf der Erde noch immer nicht zurechtfinden konnte.

„Was sagen Sie dazu, Milbe?" fragte Caroline mit gebrochener Stimme den Candidaten.

„Spitzbube!" schimpfte der Papagei, der noch immer nicht guter Laune war; aber Niemand beachtete ihn jetzt.

„Die junge Fürstin muß von irgend einer Ihnen feindlichen Macht beeinflußt werden," erklärte der Candidat.

„Sie haben Recht, das ist keine Frage!" stimmte Caroline bei. „Aber wer sollte es wagen?" grübelte sie weiter. „Sie verkehrt eigentlich mit Niemandem. Der tolle Ernst? Nein, dem fehlt es hier!" — Und sie zeigte hochmüthig auf ihre platte, niedrige Stirn. Plötzlich kam ihr ein Gedanke. „Sollte etwa die Holwitz" — Sie sprach nicht weiter, sondern blickte ihren weltlichen und geistlichen Beirath fragend an.

„Gräfin Holwitz war bei der Durchlaucht, als ich eintrat," berichtete Hohenthal.

„Dann bleibt kein Zweifel, sie ist die Anstifterin des Complots!" rief die alte Durchlaucht. „Ah, die Schlange, und ich habe sie an meinem Busen genährt und mit meinem Wohlwollen überschüttet! Judas verrieth seinen Herrn um dreißig Silberlinge, dieser weibliche Ischarioth verräth mich um noch Geringeres!"

Sie sank fast gebrochen in ihren Lehnsessel zurück. Lange starrte sie wie geistesabwesend vor sich hin; nach einer Weile erhob sie wieder das Haupt, ihr Gesicht war entstellt von Aerger und bitterer Täuschung.

„Ich bin eine arme, verlassene Frau; doch ich danke Ihnen, lieber Rath, für Ihre rasche Mittheilung, für Ihre Theilnahme; aber ich muß jetzt in meiner Trübsal

dort Trost suchen, wo ich ihn immer gefunden, im Gebet!"

Sie machte gegen Hohenthal ein Zeichen der Entlassung, und dieser verschwand mit sorgenvoller Stirn aus dem Zimmer seiner tiefgebeugten Herrin.

Der Candidat wollte ihr ehrfurchtsvoll das Gebetbuch überreichen; sie streckte die Hände nicht danach aus, sondern fragte bekümmert: „Wissen Sie keinen Rath, lieber Johannes?"

„Ich bin in weltlichen Dingen so unerfahren," sagte er schüchtern; „aber vielleicht heißt es auch von mir: „Was der Verstand der Verständigen nicht sieht" —

„Spitzbube!" schimpfte wieder der Vogel.

Milde warf ihm einen strafenden Blick zu und suchte ihm hinter dem Rücken der Fürstin mit der Hand zu drohen.

„Das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth," vollendete die alte Durchlaucht. „Papchen, wenn du nicht ruhig bist, lasse ich dich hinauswerfen!"

„Bitte, bitte, artig sein!" bat der Papagei und und hielt jetzt klüglich seinen Schnabel. Nichts war seiner ehrgeizigen Kakaduseele schmerzlicher, als eine Verbannung aus dem Zimmer seiner Herrin.

„Wissen Sie einen Ausweg?" begann Fürstin

Caroline wieder, und ihre Augen ruhten in größter Rathlosigkeit auf dem Candidaten.

Milbe durfte nicht länger zögern; mit dem Geschicke der alten Durchlaucht war das seine vorläufig eng verflochten, er mußte ihrem schwachen Geiste zu Hülfe kommen.

„Ich würde die Holwitz durch Versprechungen wieder zu gewinnen und, wenn das nicht hilft, durch Drohungen einzuschüchtern suchen. Ihr Ruf war „drüben" nicht der beste, und wenn der sittenstrengen Fürstin hierüber die Augen geöffnet werden, dann bin ich überzeugt, daß sie die Gräfin und ihre Rathschläge verächtlich von sich stößt."

Im Redeeifer war dem Candidaten sein langes, aschfarbenes Haar in die Stirn gefallen; er strich es sich wieder sorgfältig hinter das große Ohr und blickte erwartungsvoll die Fürstin an, um den Eindruck seiner Worte zu beobachten.

Caroline gab sich das Ansehen, als sinne sie etwas nach, dann rief sie in freudiger Hast: „Ihr Rath ist vortrefflich. Sie sind für mich ein Johannes in der Wüste meines Lebens!" — Die sonst so hochmüthige Frau ergriff seine dürre Hand und hielt sie in der ihrigen fest.

Die für gewöhnlich ausdruckslosen Augen des Can=

didaten belebten sich, in das gelbe, eingetrocknete Gesicht stahl sich schüchtern eine Röthe, und er fuhr selbstgefällig fort: „Sollte das noch nicht an's Ziel führen, dann müßte man auf das Gemüth der Fürstin zu wirken suchen, ihr vorstellen, wie viel sie Ihro Durchlaucht zu verdanken habe, später beweisen, daß ihr doch die nöthige Erfahrung fehle und die von ihr abgeänderten Beschlüsse thöricht und gefährlich seien."

„Sie hat der Himmel mir gesandt, lieber Johannes!" betheuerte die alte Durchlaucht, und sie reichte ihm noch einmal die weiche, wohlgepflegte Hand, die Milbe ehrfurchtsvoll an seine Lippen zog und sich nun in frommer Demuth, einen stummen Freudenschrei im Herzen, geräuschlos entfernte.

Fürstin Caroline blickte dem Candidaten wohlwollend nach, dann versank sie wieder in dumpfes Hinbrüten. Wenn nun wirklich der Boden unter ihren Füßen schwankte und Adelheid Regentin spielen wollte? — Der Gedanke war ihrem hochmüthigen Sinne entsetzlich. Sie stand auf und durchwanderte voll Unruhe das Zimmer. Ihr Blick fiel auf die alte Thurmuhr. „Schon halb Eins! Milbe hat Recht, ich muß die Holwitz wieder zu gewinnen suchen." — Sie klingelte, eine Kammerdame erschien, und Caroline sagte nach einem mühsamen Athemzuge: „Ich lasse Gräfin Hol-

witz bitten, mir heute bei Tische Gesellschaft zu leisten." — Sie hatte kaum diesen Befehl ertheilt, als sich die Gräfin selbst anmelden ließ.

Darauf war die alte Durchlaucht freilich nicht vorbereitet; sie hatte gehofft, noch ein paar Stunden Zeit zu finden, um ihr Gesicht wieder in freundliche Falten zu legen. Jetzt, in diesem Augenblicke, wo noch der Zorn über den Verrath in ihr tobte, war sie nicht im Stande, sich zu bemeistern; dennoch wagte sie nicht, ihre frühere Bundesgenossin abzuweisen, und ließ sie eintreten.

Wollte die Holwitz sich an der Niederlage der alten Durchlaucht weiden und den ausgebrochenen Conflict unheilbar machen, oder beabsichtigte sie, den ersten Zorn Carolinens zu besänftigen? Da es der kleinen, verschlagenen Frau nur darum zu thun war, überall im Vordergrunde der Ereignisse zu stehen und entscheidend einzugreifen, so konnte es ihr im Grunde gleichgültig sein, wohin heute ihre Unterhaltung mit der Fürstin trieb; sie war überzeugt, unter allen Umständen den Vortheil auf ihrer Seite zu haben.

„Guten Morgen, bin böse auf Dich!" schrie ihr schon der Papagei in der Thür entgegen. — Er wollte seiner Freundin sagen, die früher viel mit ihm geschäkert, daß er ihr langes Ausbleiben schmerzlich empfinde. — Für die beiden Frauen aber wurde die Plauderei

Papchens verhängnißvoll. Die Gräfin glaubte aus diesem Gruße die erbitterte Stimmung der alten Durchlaucht herauszulesen, und deren finsteres Gesicht ließ über ihre Gesinnungen vollends nicht länger zweifelhaft; Carolinen aber brachte das Wort des Papagei's die ganze Niedertracht der Holwitz in Erinnerung, sie vergaß die guten Rathschläge Milbe's und brach auf der Stelle mit ihren Vorwürfen los.

Dieser rohe Ueberfall entfesselte auch die Zunge der Gräfin; der lebhafteste und erbittertste Wortkampf entspann sich, und die beiden Frauen entfalteten eine Kraft der Lungen und eine Kehlfertigkeit, die nicht einmal von dem herzhaft in den Lärm hineinkreischenden Papagei überflügelt wurde.

Die Kammerkätzchen brauchten diesmal nicht erst ihre feinen, zierlichen Ohren am Schlüsselloche zu haben, sie konnten mitten im Vorzimmer jedes Wort verstehen und begierig die verschiedenen Ehrentitel auflesen, die sich die beiden ehemaligen Herzensfreundinnen an den Kopf warfen. Es war für das dankbar horchende, zwar kleine, aber auserwählte Publikum des Vorzimmers ein entsetzlich schönes Drama, das ihnen die beiden hohen Zungengladiatoren zum Besten gaben. Sie schleuderten zuletzt verschwenderisch sich solche Worte zu, mit denen sonst nur Höferweiber freigebig sind, und die letzten Schranken fielen . . .

Plötzlich hörte man im Zimmer der Fürstin einen lauten Angstschrei, darauf ein schallendes Gelächter, und wenige Augenblicke später stürzte die Gräfin mit hochgeröthetem Antlitze heraus und eilte unter hellem Lachen an den bestürzten Kammerzofen vorüber.

Was zwischen den beiden Frauen vorgefallen, darüber ruht ein dichter Schleier. Die Einen wollten auf den zarten Wangen der Gräfin die kurzen, fleischigen Finger der Fürstin noch bemerkt haben, Anderen war dann die völlig in Unordnung gerathene Perrücke der alten Durchlaucht aufgefallen, genug, die Ansichten, was eigentlich geschehen, liefen sehr aus einander, aber noch mehr die Wege derjenigen, die einst so treu und innig, wenn auch leider nur sehr kurze Zeit, zusammen gewandelt. — Seit dieser ereignißreichen Stunde waren die beiden Frauen Todfeinde.

Diplomatischer als mit der Gräfin ging Caroline mit ihrer Schwiegertochter zu Werke. Noch an demselben Tage drang sie, strotzend voll Liebe und zärtlicher Gesinnung, in Adelheid's Zimmer. Sie warnte wohlwollend vor dem Verkehr mit der übel berüchtigten Holwitz, bezeichnete diese als eine intrigante und verworfene Person, die an ihrem sittenstrengen Hofe nicht geduldet werden könne, und entwarf von ihr ein sehr dunkles, von Haß und Leidenschaft gesättigtes Lebensbild.

Obwohl Adelheid stets eine unerklärliche Abneigung

gegen die Gräfin empfunden hatte, so erkannte sie doch, daß jetzt die bitterste Feindschaft den Pinsel der Schwiegermutter geführt; in ihrer offenen, keiner Verstellung fähigen Weise sagte sie deshalb: „Gestatten Sie mir dann meine Verwunderung auszusprechen, daß Sie die Gräfin so herzlich aufgenommen und mit ihr sehr lange Zeit in zärtlichster Verbindung geblieben.“ — Um die Lippen Adelheid's spielte ein feines Lächeln.

Die alte Durchlaucht war auf diesen, sich von selbst ergebenden Einwurf nicht vorbereitet. Sie gerieth in peinlichste Verlegenheit und stammelte endlich: „Damals kannte ich nicht ihre dunkle Vergangenheit, aber jetzt — o, sie ist eine Schlange! Beherzigen Sie meine Warnung, geliebte Tochter, sie kommt aus einer treuen, schwer geprüften Brust.“ — Sie holte tief Athem und blickte zerknirscht zur Decke. — „Nicht wahr, zwischen uns soll sich Niemand mehr drängen?“ fuhr sie fort und angelte zärtlich nach der Hand ihrer Schwiegertochter. „Wenn Sie wüßten, was ich für Sie gethan, daß Sie mir allein Ihr jetziges Glück zu verdanken haben! Aber ich mochte mich dessen nie berühmen.“ — Sie zog ihr Taschentuch hervor und preßte es in tiefster Rührung an die Augen.

Adelheid blickte sie ganz verwundert an. Welche neue Scene wollte ihre Schwiegermutter aufführen?

Fürstin Caroline gewahrte, daß ihr Bekenntniß noch

nicht den erwarteten Eindruck machte; sie mußte deshalb die letzten Saiten springen lassen: „Aus den Mittheilungen eines Freundes erfuhr ich von Ihrer Schönheit, Ihrer reichen Geistesbildung, und lenkte deshalb die Wahl meines Sohnes auf Sie; ich wußte, daß ich ihm keine bessere Lebensgefährtin an die Seite rufen konnte, ich bestimmte ihn auch, Sie zur Regentin einzusetzen, denn ich wurde nicht müde, Ihren klaren Verstand, Ihre Milde und Herzensgüte zu rühmen. Er mußte endlich nachgeben." — Ihr Edelmuth erschien ihr selbst so groß und rührend, daß sie von Neuem in Thränen ausbrach.

Adelheid fühlte sich angewidert von dieser plumpen Schmeichelei, auch für das ihr verschaffte Glück konnte sie der Schwiegermutter wenig dankbar sein; sie entgegnete ziemlich kühl: „Leider habe ich Ihre gute Meinung so wenig gerechtfertigt und meine mir übertragenen Pflichten arg vernachlässigt."

„Wer kann das sagen?" eiferte Caroline und trocknete rasch ihre Thränen, um Adelheid ganz verwundert anzustarren. „Das ganze Land verehrt Ihre Weisheit, Ihre Milde; niemals gab es Unterthanen, die mit ihrer Regierung so zufrieden, als die unseren."

Jetzt verlor Adelheid die Geduld, ihre Wangen färbten sich dunkler, ihre blauen Augen blitzten zürnend zu der alten Durchlaucht herab. „Hören Sie wirklich

die Stimme des Volkes? Dringt ein Ton aus jenen Hütten zu uns herauf? Was erfahren wir von dem Leid und dem Unglücke, das dort brüten mag?" — und sie wies mit der Hand auf die stillen Dörfer, die von ihrem Fenster aus der Blick erreichen konnte. — Noch ehe Caroline etwas zu erwidern vermochte, fuhr Adelheid in sichtlicher Erregung fort: „Aber es soll anders werden! Ich habe mir gelobt, überall mit eigenen Augen zu prüfen, ich will mir nicht ebenfalls den Blick trüben lassen durch den Weihrauch elender Hofschranzen, und alle meine Kräfte einsetzen, um für das Wohl und Gedeihen des kleinen Ländchens zu sorgen!" — Sie erhob wie zum Schwur die schöne, weiße Hand, und angeglüht von ihren Ideen, umfloß ihre hohe Gestalt der Glanz echten Seelenadels und wunderbarer Schönheit.

Caroline verlor den letzten Rest von Haltung, ihre Augen ruhten wie geistesabwesend auf der Schwiegertochter. War das noch dieselbe stille, ruhige Frau, die keinen anderen Gedanken gehegt, als die Sorge für ihr Kind? Sie sprach die im Fürstenmunde unerhörtesten Dinge mit einer Wärme und Sicherheit aus, als habe sie diese Umsturzansichten mit der Muttermilch eingesogen. — „Eine Demagogin auf dem Throne!" murmelte die alte Durchlaucht zerknirscht, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer breiten Brust. Die furcht=

bare Entdeckung kam zu plötzlich, um sie nicht zu überwältigen; endlich raffte sie sich auf, ein heiliger Zorn erfaßte sie, ihre Lippen bebten und mit rollenden Augen und wuthzitternder Stimme fragte sie zu Adelheid hinauf: „Wissen Sie, was Sie mit ihren neumodischen Ansichten heraufbeschwören? Die Revolution! — Ja, die Revolution!“ wiederholte sie, sprang von ihrem Sessel in die Höhe und suchte ihre kleinen Augen so weit als möglich aufzureißen, um zu beobachten, welch Entsetzen ihr Schreckbild hervorbringen würde.

„Nicht wenn wir den Völkern die Freiheit geben, sondern wenn wir sie derselben berauben, wagen sie die Empörung,“ entgegnete Adelheid mit einem ruhigen Lächeln, und dieses Lächeln schnitt der alten Durchlaucht noch mehr in's Herz, als diese neue hochverrätherische Aeußerung.

„Mein armer, geblendeter Sohn, warum mußte er in solche Hände die Regentschaft legen!“ jammerte Caroline. „Das arme, unglückliche Land!“ — Sie schwankte zur Thür, kehrte sich aber dann noch einmal um und sagte drohend: „Glauben Sie nicht, daß Sie mit Ihren Umsturzideen durchkommen; zum Glücke giebt es noch Mittel und Wege, Sie unschädlich zu machen!“ — und wie eine finstere, unheimliche Wolke verschwand sie jetzt.

Adelheid ließ sich wenig von den unbestimmten

Drohungen der alten Durchlaucht einschüchtern, aber sie sollte nur zu bald erfahren, wie unmöglich es für sie war, ihre edlen Absichten auszuführen. Man kann nicht ein neues, besseres Regiment einführen mit den alten, abgenutzten Beamten. Ueberall wurden der jungen Fürstin Schwierigkeiten in den Weg gelegt, ihre besten Absichten in der Ausführung vereitelt, und wie sollte sie die Wahrheit erfahren, wo sie eine Mauer von Lüge, Verrath und Heuchelei umgab? Sie las sorgsam jede Bittschrift, jede Beschwerde, suchte nach bestem Willen und Kräften zu entscheiden, aber die Beamten wußten ihr doch zu beweisen, wie sie dort gerade mit ihren Anordnungen Unheil angerichtet, hier von ganz falschen Ansichten ausgegangen.

Ermüdet, rathlos, von Niemandem in ihren Bestrebungen unterstützt, verlor sie die ruhige Sicherheit, den klaren Blick; sie zweifelte selbst an ihrer Einsicht, ihrem Urtheile, und gerieth in ein Schwanken, das immer qualvoller wurde, je einsamer und verlassener sie sich fühlte. Die Einzige, die sich an sie anschloß und sich selbst von ihrer Kälte nicht abschrecken ließ, war die Holwitz, aber Adelheid gewahrte bald, daß sie auch an der Gräfin nicht die geeignete Stütze fand.

Die verschlagene Frau hatte nur Augen für das Treiben des Hofes; hier nach Willkür mit Hülfe der jungen Fürstin die Sonne ihrer Gunst ausstrahlen zu

lassen, bald den Einen zu stürzen, den Anderen zu erheben, war das einzige Ziel ihrer Wünsche, machte das Glück ihres Lebens aus; doch war sie klug genug, Anfangs auf die „überspannten" Absichten Adelheid's einzugehen, um so für ihre Plane Boden zu fassen. Sie begeisterte sich ebenfalls für Volkswohl, schien nur von den höchsten, menschheitbeglückenden Ideen beseelt und fand in ihrer glatten, biegsamen Weise die schönsten Worte für Dinge, die ihr im Grunde ihres Wesens höchst gleichgültig waren.

Ihrem Scharfsinne entging es nicht, daß sie die wunderbare Veränderung Adelheid's nicht sich selbst zuschreiben dürfe; irgend ein fremder Einfluß mußte sich geltend gemacht haben, und diesen zu ermitteln war jetzt ihre Aufgabe. Nach ihrem letzten Ausfluge zum Prinzen Ernst war die junge Fürstin als eine völlig Andere wiedergekommen, seit diesem Tage zeigte sie die größte Entschlossenheit, selbst zu herrschen, während sie die früheren Ermahnungen der Holwitz nicht beachtet hatte.

Von dem fürstlichen Kutscher erfuhr die Gräfin, wohin damals die Fahrt gegangen war, und ihren unermüdlichen geheimen Nachforschungen gelang es, über die Schorns und die einzelnen Mitglieder dieser Familie die genauesten Nachrichten einzuziehen. Es genügte ihr, zu erfahren, daß der Papiermüller zwei Söhne hatte, von denen der älteste als klug und

kenntnißreich bewundert wurde, um zu der Vermuthung zu kommen, daß Adelheid von diesen feurigen jungen Männern aufgestachelt worden, ihr Land selbst zu regieren. — Wenn sie nun die Fürstin veranlaßte, einen dieser Schorns an den Hof zu ziehen, um an ihm eine Stütze, ein geeignetes Werkzeug für die Ausführung ihrer Ideen zu haben? — In dem unruhigen, ränkevollen Kopfe der Gräfin eröffnete sich damit eine weite Fernsicht von Verwicklungen, die ihren Absichten förderlich erschienen.

Eines Tages, als sie sich wieder bei der jungen Fürstin eingefunden hatte, steuerte sie gerade auf ihr Ziel los. Adelheid zeigte sich ermüdet, sprach von der Unmöglichkeit, daß eine Frau selbst beim redlichsten Willen das kleinste Ländchen regieren könne, und war niedergeschlagener und mißmuthiger als je.

„Sie haben völlig Recht,“ sagte sie nach einigem Sinnen, „wir Frauen sind schwache, hülflose Geschöpfe. Ja, wenn Sie einen Mann fänden, mit kühner Stirn und großem Geiste, der den Muth und die Kraft besäße, Ihre edlen Absichten durchzuführen, wie würde dann das Bedientenvolk zu Winkel kriechen!“

Adelheid antwortete nicht, nur ihre Augen forderten die Gräfin auf, weiter fortzufahren, und diese, davon ermuthigt, schilderte in den lebhaftesten Farben, wie sie sich den Mann dachte, der geeignet sei, an's Ruder gestellt

zu werden. „Aber wo ist dieser Held?" schloß die Holwitz ihr glänzendes Phantasiegemälde. „Unsere Zeit ist so arm an tüchtigen Charakteren, an uneigennützigen Menschen, und noch mehr fehlt allen diesen Leuten der weite Blick, der das Größte wie das Unbedeutendste mit gleicher Schärfe durchdringt!"

Wie oft hatte Adelheid in diesem ermüdenden Kampfe an Arnold gedacht! Er allein wäre für sie eine redliche, feste Stütze geworden. Seiner höheren Einsicht konnte sie vertrauen, seiner sicheren Führung folgen; doch sie drängte diesen Gedanken immer wieder in die Tiefen ihrer Seele. Eine echt weibliche Scheu hielt sie davon zurück, einen Mann an ihre Seite zu rufen, den es bereits einmal einen schweren Kampf gekostet, von ihr zu scheiden. Sollte sie selbst ihr Herz neuen Stürmen Preis geben? Und Arnold — wurde ihm vielleicht nicht ebenfalls wieder die Ruhe seiner Seele geraubt? Bei der kleinlichen Gemeinheit, die sie rings umgab, mußte sie ohnehin fürchten, daß ein solch ungewöhnlicher Schritt scharf bekrittelt wurde und später allerhand Mißdeutungen erfuhr: aus all' diesen Bedenken scheute ihre reine, friedensstille Seele davor zurück, den Jugendgeliebten als Kampfgenossen herbeizurufen.

Jetzt wurde sie durch die Reden der Holwitz lebhafter als je an Arnold erinnert; er allein entsprach

völlig dem Bilde, das die Gräfin von dem Manne entwarf, der fähig sei, alle Schwierigkeiten zu besiegen und über das Ländchen eine neue Zeit heraufzubeschwören. Sollte sie aus kleinlichen Rücksichten länger zögern, wo es galt, das Glück von Tausenden zu begründen und Sorge und Noth von manchem gequälten Herzen abzuwenden? Wie Viele mochten auch in ihrem kleinen Reiche unter ähnlicher Willkür seufzen, wie Arnold's Vater, und sie verwünschen, unter deren Namen all' diese Maßregeln ausgeübt wurden! — Durch Arnold's überlegene Führung allein konnte sie sich auf dem schwierigen Wege zurecht finden, den ihre edle Seele fest entschlossen gehen wollte.

Nachdenklich, in aufgeregter Stimmung, durchwanderte Adelheid das Zimmer; vergeblich suchte die Holwitz von dem Antlitze der jungen Fürstin ihre innersten Gedanken abzulesen, und nachdem diese längst geschwiegen, sagte sie, wie aus tiefem Sinnen aufwachend: „Ich danke Ihnen, liebe Holwitz, für Ihre herzliche Theilnahme! Ihr aufmunterndes Wort hat mir sehr wohlgethan!“ — und freundlich entließ sie die Gräfin, die sich sehr mißgestimmt entfernte, zweifelhaft über den Erfolg ihrer Anregungen und verletzt von der kühlen Verschlossenheit dieser eigenthümlichen Frau.

Schon am folgenden Tage ging aus der fürstlichen

Kanzlei ein stattliches, mit dem großen Amtssiegel versehenes Schreiben an Doctor Arnold Schorn ab; es enthielt seine Bestallung als fürstlicher Regierungsrath.

Achtzehntes Kapitel.

Die Tage waren gekommen, in denen die Natur mit Sturmeshand ihres Blätterschmuckes entkleidet wird; auch in dem kleinen Garten des Papiermüllers sah es bereits recht gelb, verblaßt und traurig aus. Selbst die Astern waren halb erstarrt, und der Rasen zeigte nur noch ein fadenscheiniges Grün. Auch heute hatte zwar der Tag freundlich begonnen, aber schon das Morgenroth plauderte von eintreffendem schlechtem Wetter. Mehrere Stunden blieb wohl noch der hellste Sonnenschein, dann jedoch zogen einzelne Nebelstreifen am Himmel hin, er fing an, sich grauer zu färben, Wolken begannen die Sonne zu verschleiern; sie versuchte vergeblich, ihrer Herr zu werden, immer voller und weiter dehnte sich das Aschgrau des Nebels aus, und bald hatte es den ganzen Himmel umzogen.

Arnold, bereits in Reisekleidern, ging am Arme des Bruders im Garten auf und ab und verfolgte mit Aufmerksamkeit den geräuschlosen Kampf des Wetters, dieses leise, allmähliche und doch so sichere Verschleiern

des kurz vorher noch glänzenden Horizontes. „Bei diesem Nebel können unsere Finsterlinge in die Lehre gehen,“ sagte er lächelnd; „wie dicht und vorsichtig legt er sich über die arme Erde!“

„Das Wetter deutet Dir die Zukunft,“ entgegnete der Bruder; „Du fährst in den Nebel hinaus, aber ich hoffe, daß Du die dunkeln Wolkenschleier zerreißen wirst, die auch da drüben die Erde umlagern.“

„Ein Nebel bedeckt nicht nur meinen Weg, es ist auch Herbst,“ bemerkte Arnold, „und wenn ich abergläubisch wäre, könnte ich's als übles Zeichen deuten.“

„Du sollst aber dort den Frühling schaffen,“ meinte Benno, und blickte mit neidloser Bewunderung zu dem hoch gewachsenen, ihm in jeder Hinsicht überlegenen Bruder empor.

„Wie schwer ist der Frühling in ein Herz zu zaubern, geschweige über ein ganzes Land!“ erwiderte Arnold. „Es gab eine Zeit, da lechzte ich danach, die Träume zu verwirklichen, die meine Seele erfüllten. Ich hielt es für das größte Glück, die Vorsehung Tausender zu sein, an einem hohen, einflußreichen Platze für das Wohl und Gedeihen der Aermsten und Elendesten zu sorgen, und jetzt, wo mir vielleicht die Verwirklichung dieser Jugendträume naht, setze ich nur zagend den Fuß über die Schwelle.“ — Er blickte ernst und sinnend in den weiterspinnenden Nebel.

„Es ist das Herbstgefühl, das Dich schwermüthig macht,“ tröstete der Bruder. „Auch ich bin allemal förmlich unglücklich, wenn wieder ein Frühling dahin ist, die Blätter fallen und in unserem Herzen ebenfalls alle Blüthen zu ersterben scheinen.“

„Nein, lieber Benno,“ entgegnete Arnold. „Ich trauere niemals um den sterbenden Frühling, es ist ein süßer Schmerz, dieser hinwelkenden Blüthenwelt nachzuschauen. Wenn wir die sanfte, wehmüthig klingende Melodie des Herbstes so recht in unserem Innern austönen und ausklingen lassen, dann wogt der Frühling auch doppelt schön zu unserer Brust. Wir sollten ohnehin keinem Schmerze aus dem Wege gehen, er weckt neues Leben, neue Gedanken.“

„Wo steckt Ihr denn?“ rief schon von Weitem der Vater und lief in seinem Eifer an einen Baum, rieb sich verwundert die Stirn und schimpfte sogleich über den echt englischen Nebel. „Aber so kommt doch endlich! Mr. Stone wartet mit Schmerzen, daß sein Glühwein getrunken wird!“ rief er in die Nebelschleier hinein und wagte keinen Schritt weiter fortzusetzen.

Die Söhne standen bereits dicht vor ihm, ehe er sie bemerkte; hastig ergriff er sie beim Arme und zog sie in das Haus.

In der großen, niederen Wohnstube war schon der alte, eichene Tisch gedeckt, überladen mit allerlei Eß-

waaren; in der Mitte prangte eine mächtige, blaue Terrine, aus der bereits durch die Ritze des nicht ganz schließenden Deckels ein leichter Dampf kräuselte und die Luft mit seinem Wein-Aroma füllte. Mr. Stone warf noch einen letzten, prüfenden Blick auf die getroffenen Vorbereitungen, athmete mit Wohlbehagen den starken, süßen Duft ein, der aus dem gewaltigen Napfe hervordrang, und schaute erwartungsvoll zur Thür, in der endlich Arnold erscheinen mußte. Er hatte sich's nicht nehmen lassen, für seinen scheidenden Freund ein glänzendes Abschiedsfest herzurichten.

Prinz Ernst hatte sich angemeldet — auch der war noch nicht erschienen, und Mr. Stone wurde unruhig. Die köstlichsten Geister des Glühweins drohten zu verrauchen, und er hatte doch selbst mit emsigem Fleiße und hoher Sachkenntniß die Bowle eigenhändig bereitet! Es war ein Göttertrank, der sogar seinem Erzeuger ein befriedigtes Lächeln ablockte.

Zum ersten Male verlor Mr. Stone die Geduld; er bat den geschäftig auf und ab wandernden Alten, seine Söhne zu holen, die nun endlich erschienen. Jetzt ließ sich auch der Hufschlag eines Pferdes vernehmen. Mr. Stone wies in den Nebel hinaus und rief: „Da kommt der Prinz!" — und eilte mit langen Schritten dem Ankömmlinge entgegen.

„So ein Engländer ist an die Mütze gewöhnt, die

sich die Erde über die Augen zieht," meinte der Alte lachend; „ich bin bei solchem Wetter ganz blind" — und er rieb sich die Stirn, die wirklich von seinem übereilten Anlaufe einen blauen Flecken davongetragen.

Mr. Stone hatte nicht nur recht gehört, sondern auch recht gesehen, es war wirklich der Prinz, der wenige Augenblicke darauf am Arme des Engländers hereintrat. Beide waren in letzter Zeit öfters zusammengekommen und fanden viel Gefallen an einander. Für die springende, tolle Laune Ernst's hatte der Engländer das meiste Verständniß; in seinem Vaterlande gab es noch ganz andere Originale, als der Prinz, und Niemandem fiel es ein, sie für verrückt zu halten. Dort würde man schon trotz der wunderlichen Schale den edlen Kern erkannt und seinen tiefen Geist, seine reiche Bildung bewundert haben. Hier, unter diesen Pfahlbürgern, denen jeder Maßstab für das Ungewöhnliche abging, hätte es noch nicht so vieler wunderlichen Auftritte bedurft, um Ernst für das Tollhaus reif zu erklären. Seltsam genug übte seine Tochter einen eigenthümlichen Einfluß auf ihn aus; in ihrer Nähe ließ er niemals seiner tollen Laune den Zügel schießen, sie wußte nicht einmal, daß man ihren Vater für geisteskrank hielt, es würde sie empört haben, denn sie hing an ihm mit grenzenloser Liebe; er hatte fast allein ihre Geistesbildung befördert, und auf ihren

einsamen Spaziergängen und Fahrten fand sie immer wieder Gelegenheit, sein reiches Wissen, seine tiefe Herzens- und Seelenbildung zu bewundern. Wohl gewahrte auch ihre reine Kinderseele, daß oft ein düsterer Schatten über seine Stirn flog, daß ihm das rechte Behagen, das rechte Glück zu fehlen schien, aber niemals hatte er mit seiner finsteren Lebens- und Weltanschauung den lachenden Himmel ihres Inneren zu trüben gesucht. War Hertha nicht an seiner Seite, dann schien auch sein guter Genius von ihm gewichen, und er beging in solchen Stunden jene Tollheiten, die den Philistern das Recht gaben, ihn für verrückt zu erklären.

Auch heute erschien er in einem wunderlichen Anzuge. Als er den langen, vom Nebel feuchten Regenmantel auszog, stand er in der Kleidung eines reisenden Engländers da. Ganz in Nanking gehüllt, den langen Hals in einer riesigen Binde und den Hut weit aus der Stirn geschoben, konnte er mit seiner ruhigen, steifen Haltung wirklich für einen jener Söhne Albions gelten, wie sie in diesem Aufzuge zu Hunderten am Rheine und in den Alpen herumsteigen. Mit großer Treue wußte er nicht nur die Tracht, sondern auch das Auftreten eines Stockengländers nachzuahmen.

Der Prinz blieb einen Augenblick mitten im Zimmer stehen und blickte sich um, als erwarte er einige Anerkennung für seine treffliche Maskerade; aber die

Schorns waren schon an solche Absonderlichkeiten gewöhnt, und Mr. Stone fiel es ebenfalls nicht auf.

„Stone, ich habe nur Ihnen zu Ehren diese Tracht angelegt," begann Ernst; „wenn sich Monarchen besuchen, dann wechseln sie gegenseitig die Uniformen, der Hesse erscheint vor seinem hannover'schen hohen Wirthe als hannover'scher Ulan, und dieser vor seinem Gaste als hessischer Husar. Obwohl ich nur ein verkommener Prinz bin, hielt ich es doch für meine Pflicht, vor Ihnen die Uniform des englischen Weltbürgers anzulegen. Wenn Sie nächstens zu mir kommen, müssen Sie sich als deutscher Prinz anziehen!"

Das lange, verdrießliche Gesicht des Engländers erheiterte sich. „Sie strafen vortrefflich eine Albernheit Ihrer kleinen hohen Herren, die so kindisch ist, daß sie Spott, den schärfsten, herausfordert."

„Keine Majestätsbeleidigungen!" rief Benno lachend. „Wir haben einen Regierungsrath in unserer Mitte, der das Ansehen der Fürsten zu wahren hat!"

„Noch dazu einen neu geschaffenen!" rief Ernst und schüttelte Arnold die Hand.

„Haben keine Zeit zu verlieren," drängte Stone, „Glühwein wird kalt." — Seine Gäste mußten an der Tafel Platz nehmen. — „Arnold mag das Brod anschneiden; er soll jetzt schaffen geistiges Brod für Viele," setzte er hinzu.

Arnold griff nach dem Brode, es war ungewöhnlich schwer; erst als er es anschneiden wollte, gewahrte er, daß er eine Atrappe in der Hand hielt.

„Oeffnen Sie nur!“ bat Stone.

Ein prachtvolles, aus massivem Silber getriebenes Schreibzeug zeigte sich, eine echte Künstlerarbeit; Streusandbüchse und Dintenfaß waren wie zierliche Blumenkelche gearbeitet. In der Mitte erhob sich, ebenfalls aus echtem Silber, eine Figur, Atlas, die Himmelsfeste tragend, ein kleines Meisterwerk in seiner Zierlichkeit und Vollendung.

„Nehmen Sie dies als bescheidenes Andenken,“ sagte Stone mit großer Herzlichkeit, „und mög' aus den Kelchen für das kleine Land da drüben nichts als Segen fließen!“

„Edward, Sie wissen, daß es für unsere Freundschaft keines äußeren Zeichens bedarf; aber wenigstens soll mich dieses Schreibzeug stündlich daran erinnern, welche Anschauungen ich in Ihrem Vaterlande gewonnen habe.“

„Und wenn Sie wollen, auch an die Flüchtigkeit der Zeit,“ setzte Stone hinzu; er drückte an einer Feder, das kleine Himmelsgewölbe sprang auf und das Zifferblatt einer kostbaren Uhr ließ sich sehen.

Das Geschenk wanderte nun von Einem zum Anderen; Alle erschöpften sich in Bewunderung des äußerst

geschmackvollen Kunstwerkes. Am längsten und nachdenklichsten schaute der Prinz das Schreibzeug an; er konnte die dunkeln Augen von dem kleinen Sohne des Aethers nicht wegwenden, der jeden Augenblick unter seiner Last zu erliegen schien. Endlich begann er mit höhnisch zuckenden Lippen:

„O, über diese Titanen, die den Himmel zu stürmen meinen, und dann fällt er ihnen nur, wie dem Atlas, strafend auf den Rücken! Mit welch' schneidender Ironie wußte der alte Zeus die göttlichen Rebellen zu züchtigen! Fürchtest Du nicht ein ähnliches Schicksal?" wandte er sich zu Arnold und schob ihm das Schreibzeug wieder zu.

„Ich habe nicht diese Titanensehnsucht, den Olymp zu stürmen," entgegnete dieser ruhig; „ich möchte nur ein Stück Himmel denjenigen etwas näher ziehen, denen er fern und unerreichbar scheint."

Noch einmal betrachtete Arnold mit Wohlgefallen das kleine, zierliche Werk; da fiel sein Blick auf eine Diamantschrift am Fuße des Atlas, die bisher Niemand bemerkt hatte, und er las halblaut:

„Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische —"

Auf seinem edlen, männlichen Antlitze spiegelte sich der tiefe Eindruck wieder, den die wenigen Zeilen hier

an dieser Stelle und zu dieser Stunde auf ihn machten.

„Feiner und sinniger hätten Sie mich nicht an die Gefahren erinnern können, denen ich vielleicht entgegen gehe, als durch diese Goethe'schen Verse," sagte er mit mildem Lächeln und drückte dem Freunde warm die Hand.

„Nun, ertränken wir heut alle Schwermuth!" ermahnte Stone; „noch Niemand hat dies Kunstwerk bewundert."

Er zeigte dabei auf den Glühwein, hob den Deckel von der Terrine und schenkte mit dem Bewußtsein eines Ganymed ein, der den edelsten Nektar credenzt. Alle erhoben die Gläser und stießen auf das Wohl Arnold's an.

„Vortrefflich!" rief der Prinz und schlürfte mit Behagen das erste Glas hinunter. Auch Benno und der alte Schorn lobten die feine Composition.

„Ist es Ihr eigenstes Werk?" fragte Ernst ganz erstaunt.

Stone nickte voll Selbstbewußtsein mit dem Kopfe; das Lob seines Glühweins warf noch einen verklärenderen Glanz auf sein Gesicht, als die Bewunderung seines ausgewählten Geschenkes.

„Sie müssen mir sagen, wie Sie diesen Göttertrank bereiten!" fuhr Ernst eifrig fort.

„Ich werde Ihnen Unterricht geben!" entgegnete Stone würdevoll.

Die letzte Stunde verflog im heitersten Geplauder; es war nicht, als ob es einen Abschied zu feiern gälte, sondern ein fröhliches Wiedersehen. Ernst zeigte seine übermüthigste, tollste Laune; er schlürfte mit sichtlichem Behagen mehrere Gläser des „Lethetrankes" aus und begann jetzt nach alter Gewohnheit das bunteste Zeug durch einander zu schwatzen.

„Ich habe niemals Rousseau's wunderliche Behauptung, „das Frühstück sei ein Mahl für Freunde," so wahr und zutreffend gefunden, als heute," fuhr er in seinem Geplauder fort. „Das Mittagsmahl bringt warmes Essen, erfordert mehr Umstände und Bedienung, geht langsam und schwerfällig vorüber; wir sehen es nur als eine eiserne Nothwendigkeit an, um die Maschine zu heizen. Es ist die Ehe unter den Mahlzeiten. Aber beim Frühstück ist Alles bereits aufgetragen, wir müssen selbst zulangen, ach, und wir sind noch frisch und jung, nicht ermattet von den Beschwerden des Tages, wir greifen zu, und das Herz ist empfänglich für alle Ideale, für die Gefühle reiner, hochgestimmter Freundschaft, und deshalb, Arnold, laß uns in dieser schönen Stunde das letzte Glas füllen, es auf unsere alte Freundschaft leeren, und ich bitte Dich, von jetzt ab das „Du" zu erwidern, das ich mir bisher in väterlicher Zuneigung gegen Dich erlaubt habe."

Der zerrissene, übermüthige Ton, mit dem der

Prinz zuerst gesprochen hatte, schlug zuletzt in einen beinahe feierlichen um; er stand auf und ließ sein Glas mit dem des überraschten jungen Mannes zusammenklingen, dann warf er beide Gläser zur Erde, daß sie in Scherben sprangen. „Es soll Niemand mehr daraus trinken!“ sagte er mit funkelnden Augen und schloß Arnold mit tiefer, wahrer Empfindung an seine Brust. Keine Spur eines Rausches war an ihm zu bemerken. „Mein Freund, mein Bruder!“ rief er mit einem wunderbaren Ausdrucke in seiner Stimme und hielt ihn lange umschlungen.

Der alte Schorn wischte sich voll Rührung die Thränen aus den Augen. Auch Arnold war tief bewegt; er fühlte die ganze Schwermuth dieses Mannes, der sich nach einer ruhigen, starken Brust sehnte, an die er vertrauensvoll sich anlehnen könnte.

„Wir wollen ehrliche, treue Freunde bleiben!“ entgegnete er warm und innig, und durch den sonst so ruhigen, festen Ton seiner Stimme klang die Erregung seines Innern hindurch. „Komm zu mir, wenn Dein Herz voll Leid, Deine Seele voll bitterem Weh zuckt, Du wirst an meiner Brust Ruhe und Frieden finden!“

„Ja, bei Dir ist Frieden,“ sagte Ernst und blickte seinem Freunde tief in die ruhig leuchtenden Augen; „ich werde kommen.“

Der Uebergang zu einer heiteren Stimmung ließ

sich nicht mehr finden. Mr. Stone war aufgestanden und an's Fenster getreten. Vielleicht war es ein Gefühl von Freundschafts-Eifersucht, das sich in ihm regte. Er starrte in den Nebel hinaus und schien die Vorgänge im Zimmer nicht mehr zu beachten.

„Da kommt schon der Wagen!“ rief er hastig, und diese Nachricht brachte die kleine Gesellschaft in Bewegung.

Alle stürzten an das Fenster, konnten aber im dichten Nebel nicht das Mindeste bemerken. — „Wer doch solche londoner Augen hätte!“ brummte Schorn und fühlte wieder an seine brennende Stirn. Jetzt endlich, als sie schon vor dem Hause hielt, ließ sich in dunkeln Umrissen die fürstliche Equipage erkennen. Durch den Nebelschleier blinkten das goldene Wappen und die silbernen Geschirre.

Arnold liebte es nicht, auf sich warten zu lassen; in wenigen Augenblicken stand er mit seinen Freunden und dem Vater am Wagen.

Obwohl sein Sohn sich heute kaum eine Meile von ihm entfernte und noch dazu ein hohes Amt antrat, fühlte der alte Schorn den Schmerz der Trennung bitterer, als je. Ihm war es, als zöge Arnold in eine weite, unerreichbare Ferne, und als würde er seinen Liebling nicht so wiederfinden, wie er ihn heute verließ; aber er wagte weder seine Bedenken, noch seinen

Schmerz an den Tag zu legen und zeigte sich hoffnungsfreudig, zukunftträumend wie immer. Nur beim Abschiede preßte er den geliebten Sohn unter heißen Thränen an die Brust und schluchzte hervor: „Bleibe Dir selbst getreu, verlier' Dich nicht im bunten Treiben des Hofes!"

Wohl verstand Arnold die Sorge des Vaters. „Habe keine Furcht," sagte er herzlich und sah dem ehrlichen Alten ruhig in die feuchten Augen, „ich kann mich wohl verirren, aber nie verlieren."

„Der Weltmann Chesterfield empfahl seinem Sohne wiederholt, zu lernen, die Langeweile der Gesellschaft mit gutem Anstande zu ertragen, Arnold, Du wirst Dich jetzt oft an dieses Wort erinnern müssen," sagte Benno zum Abschiede und blickte nicht ohne Selbstgefälligkeit auf Stone und den Prinzen.

Arnold mußte über die kleine Schwäche seines Bruders, der gern seine Belesenheit an den Tag legte, unwillkürlich lächeln. Benno hatte ihm vertraut, welcher Schlag ihm von Seiten des Dreizehnten drohe, und deshalb flüsterte er ihm zu: „Aengstige Dich nicht, laß Dich hier immer entwurzeln, ich werde schon einen Platz für Dich finden, wo der Ueberschuß Deiner Kenntnisse, der hier seine Gefahren hat, Verwendung findet."

Benno athmete freudig auf; er wußte, daß sein Bruder alle Kräfte einsetzen würde, sein Wort wahr zu machen.

„Mögen wir uns fröhlich wiedersehen und niemals fröhlich trennen!" meinte Stone in seiner kurzen, bündigen Weise und schüttelte ihm die Hand.

Ernst sprach kein Wort; er lehnte die Rechte auf seine Schulter, sah ihm noch einmal in die Augen und wandte sich dann rasch hinweg.

Arnold stieg ein; noch ein letztes Lebewohl, die Pferde zogen an, und bald war der Wagen den Blicken der Nachschauenden im dunkeln Nebel verschwunden.

Neunzehntes Kapitel.

Nicht ohne schweren inneren Kampf hatte sich der junge Doctor entschlossen, die ihm übertragene Stellung anzunehmen. Bei seiner Rückkehr fand er die Berufung und ein Schreiben Adelheid's vor, indem sie ihn bat, alle Bedenken bei Seite zu setzen und ihr zu Hülfe zu eilen. Er habe in ihrer Seele die Sehnsucht nach einer höheren Aufgabe geweckt, aber sie könne nimmer ihr Ziel erreichen ohne seinen kräftigen Beistand.

Der alte Schorn jubelte; er sah seinen Sohn bereits als Minister und drängte zur Annahme. Auch Benno und Stone, wenngleich aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten, riethen Arnold, dem ehrenvollen Rufe zu folgen. Benno knüpfte daran die Verwirklichung der

kühnsten politischen Träume, Stone fand die Stellung sehr angenehm, weil die Fürstin eine Lady sei, mit der sich schon regieren lasse. Trotzdem zögerte Arnold. Zu tief, zu mächtig hatte das unerwartete Wiedersehen Adelheid's seine Seele aufgewühlt, lieblicher, reizvoller als je war sie ihm erschienen. Sollte er den alten Kampf aufnehmen, wieder den Stachel einer heißen, glühenden Leidenschaft in seine Seele drücken, um daran zu verbluten, jetzt, wo ihm das Schicksal die Geliebte noch höher, unerreichbarer gerückt hatte! — Er wußte, daß sich im täglichen Verkehr ihr anmuthiges Bild tief in seine Seele schmeicheln würde, und giebt es einen namenloseren Schmerz, als mit der Geliebten fortwährend in Berührung zu kommen und doch durch eine unsichtbare, hohe Scheidewand für immer getrennt zu sein? Wohl erscheint uns das erste Herz, in welchem wir die Liebe geweckt, wie unsere Heimath, aber wir wagen nicht mehr dahin zurückzukehren, wenn uns ein finsteres Geschick daraus verbannte...

Auch Arnold fürchtete die schmerzenreiche Rückkehr in jene Heimath. Er hatte das Andenken an Adelheid überallhin mitgenommen; im Gewühl der englischen Hauptstadt, in den einsamen Thälern von Wales gaukelte ihm die Erinnerung das Bild jenes lieblichen, anmuthigen Mädchens vor, das ihm in reinster Unschuld ein unentweihtes Gefühl entgegen getragen. Wie das

Andenken an einen sonnigen, blüthenprangenden Frühlingstag rauschte und duftete jener flüchtige Liebestraum durch sein tiefstes Inneres. Sollte er als gereifter Mann diesen Sonnenschein noch einmal über seine Seele fluthen lassen, der neue Knospen hervorzauberte, die der nächste rauhe Windhauch dann doch rasch verwehte? . .

Er fürchtete nicht für Adelheid, nur für sich. Diese würde ihm nicht geschrieben haben, wenn sie nicht sich bewußt gewesen, daß sie jetzt auf ihrer hohen Stelle in unnahbarer Sicherheit dahin wandeln könne, und es verletzte ein wenig seinen Stolz, mit welcher Ruhe und staatsmännischen Besonnenheit sie ihn zu sich rief; und das konnte zum Stachel werden, die Stelle anzunehmen. Er wollte Adelheid zeigen, daß sie sich in ihm nicht getäuscht habe, daß er ebenfalls ihre Nähe ertragen könne, ohne dem alten Zauber zu erliegen, und wenn er wirklich ihrem Rufe folgte, dann war er fest entschlossen, streng die Schranken inne zu halten, die ihn von seiner Jugendgeliebten jetzt für immer trennten.

Noch schwankte Arnold, da erhielt er eine Einladung vom Prinzen Ernst, und im Hause am See stürmte Alles auf ihn ein, die Stellung anzunehmen. Hertha bat in anmuthigster Weise für ihre Freundin; Adelheid sei förmlich schwermüthig, weil sie vergeblich nach einem

Licht tappe in dem Dunkel, das sie rings umgebe. Selbst Helene wurde beredt und eröffnete ihm die Aussicht in eine ruhmvolle Zukunft; Ernst ließ vollends keine Einwürfe gelten.

„Du mußt Adelheid zu Hülfe kommen, das ist Deine Ritterpflicht,“ sagte er eifrig. „Es ist freilich eine Thorheit, daß sie sich jetzt um das Wohl ihrer Unterthanen abquälen will, aber wir sind doch nur dann glücklich, wenn wir unsere Narrenstreiche ungehindert ausüben können.“

„Denke doch, wie hübsch das sein wird, Dich als Rath in unserer Nähe zu haben“ — scherzte Hertha; „Du darfst nicht wieder fort in die kalte Fremde. An's Vaterland, an's theure, schließ' Dich an! würde Elfriede ermahnen.“

Wie prächtig wußten die Frauen das Glück auszumalen, das dadurch über sie alle verbreitet würde, und sie sowohl wie der Prinz ruhten nicht eher, als bis sich Arnold für überwunden und bereit erklärte, dem Rufe Adelheid's zu folgen. —

„Nicht wahr, er wird einen harten Kampf haben?“ wandte sich der alte Schorn besorgt zum Prinzen, als jetzt von dem fürstlichen Wagen auch nicht mehr ein Punkt zu erblicken war.

„Er wird etwas Bewegung in den Unkenteich brin-

gen; ich freue mich schon auf den Lärm, der nun entsteht!" meinte Ernst.

Man wollte eben in's Haus zurückkehren, da kam ein Maurerlehrling herbeigestürzt und keuchte hervor: „Die Gensd'armen!"

Diese Nachricht nahm die Gemüther der Zurückgebliebenen so sehr in Beschlag, daß Keiner die Wehmuth um den geschiedenen Freund in sich ausklingen lassen konnte. Selbst der alte Schorn und der Prinz bewiesen den lebhaftesten Antheil und wollten sofort auf den Kampfplatz stürzen, aber Stone hielt sie zurück. Nicht die mindeste Bewegung zeigte sich in seinem ruhigen, langen Gesichte, obwohl nun die entscheidende Stunde schlug.

„Wir wollen erst unser abgebrochen Frühstück beendigen," sagte er gelassen, „und Du, Knabe, magst erst zu Athem kommen, dann sollst Du weiter erzählen."

Er machte gegen seine Gäste eine sehr höfliche, einladende Handbewegung, und als ob nichts vorgefallen wäre, setzte er sich mit ihnen wieder zu Tische.

„Nun statt ab Bericht," wandte er sich zu dem Boten, und während dieser die bedenklichsten Dinge erzählte, schob der Engländer mit großem Behagen ein Stück Braten nach dem anderen in den weiten Mund.

Der Lehrling berichtete, daß mindestens zehn Gens-

d'armen und noch dazu eine Menge Gerichtsherren vor der Fabrik erschienen wären und den herzoglichen Befehl hätten, die Fabrik dem Erdboden gleich zu machen. Die Arbeiter seien ebenfalls schon geworben und würden bald erscheinen.

„Ich habe Sie nur mit in die Dinte gebracht!" rief der alte Schorn ganz verzweifelt. „Hätten Sie doch auf meine Vorstellungen gehört, ich sagte Ihnen ja, daß mit diesem Caligula nicht gut Kirschen essen!"

„Nicht gut Kirschen essen?" widerholte Stone ganz verwundert.

Benno mußte ihm den Sinn dieser Redensart erklären.

Stone lachte mit vollem Munde so herzlich, daß er zu ersticken drohte. „Werde ihm schon die Lust vertreiben, mir Kerne in's Gesicht zu werfen!" sagte er zuversichtlich. Er hatte jetzt seinen guten englischen Magen völlig gefüllt, wischte sich behaglich mit der feinen Serviette den Mund, stand auf und griff nach seinem leichten, zierlichen Spazierstocke. — „Nun wollen wir den Einfall des kleinen Herrn zurückschlagen!"

„Mit diesem Stöckchen?" fragte Schorn ganz erschrocken; „da schaffen wir nichts! Nein, bewaffnen wir uns mit Säbeln und Flinten," eiferte der Alte; „ich will bis zum letzten Blutstropfen für Sie kämpfen,

denn ich habe all' das Unheil verschuldet!" — Er wollte fortstürzen und seine Gewehre herbeiholen, aber Stone hielt ihn zurück.

„Sie sind ein braver, rechtschaffener Mann, aber seien Sie ohne Sorgen, ich kämpfe mit anderen Waffen!"

Auch Benno war für einen gesetzmäßigen Widerstand und erinnerte den Vater daran, wie übel damals der Kampf gegen die rohe Gewalt abgelaufen. Der Prinz freilich hätte nicht übel Lust gehabt, mit bewaffneter Hand vorzudringen, um einmal ein ordentliches Abenteuer zu erleben.

„Wollen die Herren wirklich mich begleiten?" fragte Stone, als er sah, daß die Anderen bereit waren, sich ihm anzuschließen.

„Gewiß!" war die entschiedene Antwort.

„Wir wollen jede Gefahr mit Ihnen theilen!" betheuerte der alte Schorn.

„Doch echt wie Gold, diese Deutschen!" murmelte Stone und drückte Jedem herzlich die Hand. Dann schritt er in größter Gemüthsruhe, als ob er nur einen Spaziergang anträte, den Freunden voran.

Der dichte Nebel hatte sich etwas zerstreut, und nach wenigen Schritten tauchte aus dem phantastisch hin und her wallenden Wolkenschleier in schwachen Umrissen das hohe Fabrikgebäude hervor.

„Zehn Mann, der Junge hat gut gezählt," sagte

Stone und zeigte mit seinem Spazierstocke hinaus. Die Anderen bemerkten noch gar nichts.

Schon von Weitem vernahm man Lärmen und Geschrei, laute Befehle wurden ertheilt, sogar die Schläge von Aexten ließen sich hören.

„Sie reißen schon das Sparrwerk ein," rief der alte Schorn mit wuthzitternder Stimme; „eilen wir, daß wir hinkommen!"

Stone beschleunigte nicht im mindesten seine Schritte.

Jetzt konnte man deutlich das hohe Fabrikgebäude sehen, das bis zum Dachstuhl fertig war. Eine Menge Gestalten irrten vor dem Gebäude hin und her, in dem Sparrwerk hingen Zimmerleute und suchten dasselbe wieder einzuschlagen. Durch den Nebel wurde das Ganze zu einem seltsamen, fast unheimlichen Schauspiele. Die einzelnen Gestalten tauchten bald wie Zwerge, bald wie Riesen aus dem Dunkel hervor. Es war, als sei eine Schar feindlicher Berggeister erschienen, um das Werk fleißiger Menschenhände zu zerstören.

„Heda, welches Raubgesindel hat sich hier eingenistet?" rief Mr. Stone laut in den Nebel hinein.

„Herr, was unterstehen Sie sich?" kreischte eine Stimme zurück, und ein kleiner Kerl tauchte plötzlich vor dem Engländer auf.

„Ich stehe auf meinem Grund und Boden und

werde jeden als Räuber anklagen, der hier einzubrechen wagt!" war Stone's scharfe entschlossene Antwort.

„Haha, und ich werde das Haus dem Erdboden gleich machen lassen!" schrie der Kleine. „Reißt Alles nieder, kein Stein soll auf dem anderen bleiben — so arbeitet doch, Ihr Canaillen!" spornte er die Leute an und sprang wie ein Kobold hin und her.

Stone trat auf die Schwelle der Fabrik. My house is my castle! Und wenn Ihr Lumpengesindel Euch nicht augenblicklich aus dem Staube macht, sollt Ihr es büßen!" sagte er laut und drohend, daß es weit über den Platz hinwegschallte.

„Wo sind die Halunken, die Gensd'armen?" rief der Kleine außer sich vor Wuth, und jetzt tauchten aus dem Nebel die Helme und Säbel der Söldlinge hervor, und bald standen zehn Mann in Wachtparadehaltung vor dem Zornigen, der ihnen den Befehl zukrächzte: „Nehmt den Schurken gefangen! Unerhört, Majestätsbeleidigung!"

Die Häscher suchten auf den Engländer einzustürmen.

„Lieber Vetter, mein Freund, Mr. Stone, konnte nicht wissen, daß er die Ehre hatte, mit dem Herzog Leopold selbst zu sprechen," ließ sich Ernst vernehmen und trat aus dem verhüllenden Nebel dicht an den Dreizehnten heran. Obwohl er sich an dem Auftritte höch-

lich belustigt hatte, hielt er es doch an der Zeit, nun dem Engländer zu Hülfe zu kommen.

Noch ehe Leopold von seiner Ueberraschung sich erholen und eine Antwort geben konnte, rief Mr. Stone hochmüthig: „Verlieren Sie kein Wort zu meiner Vertheidigung, lieber Freund! Was härmt mich dieser kleine bucklige Tyrann! Ich bin ein freier Engländer, und für jedes Haar, das man mir krümmt, wird meine Regierung die strengste Rechenschaft fordern!"

Dem Dreizehnten war es, als ob die Erde unter ihm versinken sollte. Ein solch entsetzliches Wort hatte ihm noch Niemand zugeschleudert. — Er würde es gar nicht für möglich gehalten haben, daß man es wagen konnte, sein körperliches Gebrechen überhaupt zu bemerken. Mit der Umsicht all' dieser Unglücklichen hielt er sich sonst stets den Rücken frei, aber heute glaubte er sich vom Nebel geschützt genug, um sich sorgloser bewegen zu können, und nun hatte dieser „nichtswürdige" Mensch dennoch seine etwas hohen Schultern bemerkt, die bucklig zu nennen schon ein Verbrechen war, das die höchste Strafe verdiente. Er verlor in entsetzlicher Wuth mehrere Augenblicke die Sprache; endlich kreischte er mit bleichen, wuthzitternden Lippen hervor: „Was steht Ihr noch und laßt Euren Herzog beschimpfen? Knebelt den frechen Burschen!"

„Ich widerhole, jedes Unrecht, das mir widerfährt,

wird England empfindlich zu rächen wissen. Euer kleiner Zaunkönig wird es schwer zu büßen haben."

Die ruhige, drohende Haltung des Engländers machte auf die Gensd'armen einen solchen Eindruck, daß sie zögerten, dem Befehle des Herzogs Folge zu leisten.

„Wollt Ihr Hunde endlich anbeißen!" schrie der Dreizehnte außer sich vor Zorn und knirschte so gewaltig mit den falschen Zähnen, daß sein Gebiß herauszufallen drohte.

„Zurück!" rief Stone und sah in ruhiger, stolzer Haltung dem Angriffe entgegen; aber die Gensd'armen mußten endlich dem Befehle ihres hohen Herrn gehorchen und drangen auf den Engländer ein. Zwar boxte Stone die ersten Schergen ganz regelrecht nieder, doch die Uebermacht hatte ihn bald überwältigt, und wenige Augenblicke später war er in den Händen seiner Feinde und gefesselt.

„Mein Gesandter wird Genugthuung fordern," sagte er mit erhabener Ruhe, als sei er gegen die Donnerschläge des Dreizehnten völlig geschützt.

Mit höhnischem Grinsen blickte dieser dem Auftritte zu: „Kerker werfen, soll das Tageslicht nicht mehr zu sehen bekommen, Hochverräther!" — und seine welken Lippen schlürften schon mit Behagen den Genuß, sich an dem nichtswürdigen Menschen so schwer wie möglich zu rächen.

Plötzlich zog ihn Ernst bei Seite, beugte sich zu ihm hinab und flüsterte ihm in's gute Ohr: „Sie haben sich da eine schöne Suppe eingebrockt!"

„Wie so, wie so?" fragte Leopold hastig.

„Der englische Gesandte wird die Sache nicht ruhig hinnehmen!"

„Kümmert mich nicht," entgegnete er, „der Kerl müßte auf's Rad geflochten werden! Haben Sie gehört, welch' entsetzliche Reden er ausgestoßen hat?"

Der Prinz lächelte etwas boshaft: „Mein Freund sieht im Nebel vortrefflich, das war sein Unglück, deshalb bemerkte er —"

„Ich beschwöre Sie, lieber Vetter, nennen Sie diesen nichtswürdigen Burschen nicht Freund!" unterbrach ihn der Dreizehnte. „Ich fürchte mich nicht vor dem englischen Gesandten, nicht vor ganz England!" setzte er keck hinzu.

Ernst machte ein sehr bedenkliches Gesicht: „Wissen Sie nicht, daß die englische Regierung den geringsten ihrer Unterthanen zu schützen weiß? Sie hat schon wegen der unbedeutendsten Händel, in die ein Engländer verwickelt wurde, den Krieg erklärt!"

„Pah, sie mögen kommen und mit mir Krieg führen, die stolzen Briten, sie sollen mich gerüstet finden!" Leopold nahm die Miene eines mächtigen Monarchen an, der im schlimmsten Falle der halben Welt die Stirn

bietet; aber Ernst wußte nur zu gut, daß seine Kühnheit aus dem Gefühle jener Sicherheit entsprang, mit dem etwa eine Ratte von einer Felsenklippe aus in den geöffneten Rachen eines Seeungeheuers blickt.

„Wenn Ihnen nun wirklich die englische Regierung den Krieg erklärt?“ sagte Ernst hartnäckig.

„Pah, mein Land liegt mitten in Deutschland, ihre Flotte kann mich nicht erreichen!“ erwiderte Leopold und verrieth damit den eigentlichen Grund, warum ihn nur diese drohende Gefahr nicht einzuschüchtern vermochte.

„Lassen Sie sich davon nicht in Sicherheit wiegen! Diese Engländer sind Teufelskerle, und wenn sie es sich einmal in den Kopf gesetzt haben, dann werden sie schon Mittel und Wege finden, Sie zu züchtigen!“

„Meinen Sie wirklich, lieber Vetter?“ fragte der Dreizehnte hastig, und seine kecke Haltung schrumpfte bereits zusammen.

„Entweder dringen sie zu Lande bis in Ihr Herzogthum vor, oder sie bauen Luftschiffe für diesen neuen Krieg und schießen Ihre Residenz von oben herab in Grund und Boden.“

„Hm, Luftschiffe, Luftschiffe! Haben Sie schon davon gehört, sie gesehen?“ — Der Dreizehnte richtete sehr ängstlich seine Augen auf den Prinzen, der keine Miene verzog und ruhig entgegnete:

„Noch nicht, aber die Engländer werden sie ganz besonders für diesen Krieg erfinden; sie bekommen Alles fertig, und dann gnade Gott Ihrer Residenz, sie ist in wenigen Minuten ein Trümmerhaufen! Sie brauchen ja nur Brandraketen herabzuwerfen, und Alles geht in Flammen auf!"

Leopold fuhr entsetzt zurück, in seiner erregten Phantasie sah er schon die fürchterlichen Brandraketen auf seine Schlösser niederzüngeln, und eine ungeheure Angst machte der früheren kecken Zuversicht Platz; er klammerte sich wie ein Schiffbrüchiger an den Prinzen an und stammelte: „Lieber Vetter, verlassen Sie mich nicht; Sie wissen, ich war Ihnen stets ein zärtlicher Freund; geben Sie mir einen guten Rath — was soll ich mit diesem nichtswürdigen Engländer anfangen?"

„Ihn sofort freigeben und ihm auch die Bewilligung zum Weiterbaue ertheilen," erklärte Ernst gleichmüthig.

Es kostete sichtlich dem Dreizehnten einen schweren Kampf. Er lief in tiefen Gedanken versunken mehrmals unruhig hin und her. Plötzlich blieb er wieder vor Ernst stehen, seine grauen Augen irrten zweifelnd zu ihm empor. „Und Sie glauben wirklich an diese nichtswürdigen Luftschiffe?" — Sorgenvoll haftete sein Blick an den Lippen des Prinzen.

„Ich sehe Ihr Schloß schon in Flammen," sagte dieser kalt.

„Um's Himmels willen, ich will Alles thun, auch den frechen Menschen frei geben, obgleich er die abscheulichsten Majestätsbeleidigungen ausgestoßen!" erklärte der Dreizehnte fassungslos.

Die Gensd'armen hatten inzwischen einen Kreis um den Gefangenen gezogen und harrten der weiteren Befehle des Herzogs. Vergebens suchten die beiden Schorns zu ihrem Freunde zu gelangen, um wenigstens von ihm Abschied zu nehmen. Sie wurden mit flachen Säbelklingen zurückgewiesen, aber die Gensd'armen konnten es nicht hindern, daß sich die Beiden mit dem Engländer, wenn auch aus einiger Entfernung, unterhielten.

„Ich werde sofort Ihrem Gesandten Nachricht geben," tröstete Benno.

„Weiter bedarf es nichts," entgegnete Stone, der sich mit dem größten Gleichmuthe in sein Schicksal fand, in der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß seine Regierung ihm seine Freiheit und sein Recht wieder verschaffen werde.

Diese Zuversicht theilte sich auch seinen beiden Freunden mit. „Ich möchte Sie umarmen!" rief der alte Schorn. „Wenn ich Ihnen wenigstens dafür die Hand drücken könnte, daß Sie diesem Caligula solche Kirschenkerne in's Gesicht geworfen, das ganz roth davon wurde!"

Stone lachte ungezwungen und herzlich, und die

Gensd'armen staunten nicht wenig über die Gemüthsruhe eines Mannes, der ihren allgemein gefürchteten Herzog entsetzlich beschimpft und seiner schweren Strafe so kaltblütig entgegenging; sie versteinerten förmlich, als jetzt der Dreizehnte wieder herantrat und den überraschenden Befehl ertheilte:

„Gefangenen frei geben — nach Hause!" — Ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, bestieg er rasch seinen dort stehenden Wagen und fuhr davon. Wenige Augenblicke später war er wie eine Spukgestalt, die in Nebel zerrinnt, vom Schauplatze verschwunden.

Schweigend, wenn auch kopfschüttelnd, kamen die Gensd'armen dem seltsamen Befehle ihres Herzogs nach und zogen sich mißmuthig zurück. Jetzt zerrissen plötzlich die letzten, dunkeln Schleier, und die Sonne warf ihre goldensten Lichter über das Fabrikgebäude, das sich förmlich triumphirend aus dem Nebel erhob. Der Dreizehnte mußte noch von seinem Wagen aus die hell schimmernde Fabrik sehen, die seine Niederlage zu belächeln schien.

Zwanzigstes Kapitel.

Wenn Leopold sich früher übler Laune zeigte, mußte er stets aus den unbedeutendsten Anlässen seinen hohen Unmuth hernehmen; in neuester Zeit hatte er wenigstens die Genugthuung, aus weit bedeutenderen Quellen seinen Zorn und Aerger zu schöpfen. Wie viel Unangenehmes, Verdrießliches und wahrhaft Niederschlagendes war ihm begegnet, das selbst den Langmüthigsten etwas aus dem Häuschen gebracht hätte, und der Dreizehnte konnte sich niemals dieser „zweiten Tugend" rühmen, wie die Spanier die Geduld nennen!

Das Zerwürfniß mit der Gräfin war der erste empfindliche Schlag; er vermißte die kluge, elastische Holwitz doch mehr, als er geglaubt hatte. Seine Nachmittage flossen weit langweiliger dahin, selbst die größere Sorge für seine kleine Armee konnte die leeren Stunden nicht völlig ausfüllen.

Die herzoglichen Offiziere hatten am schmerzlichsten unter dem plötzlichen Verschwinden der Gräfin zu leiden; seitdem quälte sie der fürstliche Ober-Feldherr weit mehr mit Paraden und Uebungen, und die armen Soldaten waren keinen Augenblick sicher, alarmirt zu werden.

Kaum war diese Wunde verharscht, da schlug ihm das Schicksal eine noch tiefere. Adelheid schenkte wider

Erwarten ihrem Ländchen einen Thronerben. Alle Zweifel an der Echtheit desselben stellten sich als unhaltbar heraus; die Fürstlichen hatten die gültigsten Zeugnisse beizubringen gewußt, und auf seine ersten geheimen Schritte beim Bundestage, die den Zweck verfolgten, das Erbrecht des Fürstensohnes anzufechten, erhielt er den Wink, die Sache fallen zu lassen, um sich nicht lächerlich zu machen.

Auch seine Söhne hatten dem Herzog schweren Kummer bereitet. Es kostete ihm eine furchtbare Ueberwindung, die Schulden Leopold's zu bezahlen, und doch mußte es endlich geschehen, denn dieser weigerte sich, in die norddeutsche Hauptstadt zurückzukehren, bevor nicht wenigstens seine Ehren- und Wechselschulden gedeckt worden. Wollte Leopold nicht der Welt das Schauspiel geben, daß der Erbprinz in das Schuldgefängniß wandere, dann mußte er schon, wiewohl schweren Herzens, in den Säckel greifen und noch einmal die Schlingen lösen, die sich um die Füße seines Thronerben gelegt.

Dem Dreizehnten war es immer, als ob solch' bedeutende Summen nicht nur in seiner Privatschatulle, sondern auch in seinem tiefsten Innern eine empfindliche Lücke ließen, und noch ehe er den Trennungsschmerz von den geliebten Goldstücken überwunden, meldeten sich die ersten Gläubiger des Jüngstgeborenen. Der Herzog

tobte, raste, verwünschte seine liederlichen Söhne, nannte sich den unglücklichsten Vater unter der Sonne, der alte Lear sei ein Glückskind gegen ihn; aber die Schulden wurden durch diese Ausbrüche der Verzweiflung nicht bezahlt, und Arthur zeigte noch dazu einen Leichtsinn, der wahrhaft empörend war. Als er ihm seine Schulden vorhielt, verlor der Prinz durchaus nicht die Fassung und entschuldigte sich damit, daß sein Bruder noch einen größeren „Pump“ angelegt, obwohl es in der Kaiserstadt theurer sei als in der norddeutschen Residenz. Selbst die Drohung Leopold's, ihn zu enterben, machte auf den Unverbesserlichen nicht den mindesten Eindruck.

Der Dreizehnte spielte den bekümmerten, tief gebeugten Vater, aber er bezahlte auch diese Schulden. Arthur war nun einmal sein Liebling — Gegensätze ziehen sich stets an —, und die frische Keckheit des Jüngsten stimmte ihn heiterer als das schleichende, verschlossene Wesen des Aeltesten, dem er mit großem Mißtrauen begegnete. Dazu kam sein Bedenken, daß Leopold zur Erhaltung der Dynastie wenig geeignet sei. Er war schon als Kind schwächlich und fortwährend krank gewesen; die Aerzte hatten mehr als einmal für sein Leben gezittert, und noch jetzt sah er sehr gebrechlich, wenn nicht schon sehr abgelebt aus. Arthur dagegen strotzte in Fülle jugendlicher Gesundheit und Kraft, er hatte weder mit

seinem Bruder noch mit seinem Vater die mindeste Aehnlichkeit, und die alten Diener behaupteten, er sei ganz das Ebenbild der seligen Herzogin, deren Schönheit und hohe Gestalt allgemein bewundert worden.

Leopold konnte auf die ungebrochene Gesundheit des Jüngsten ein größeres Vertrauen setzen, und deshalb würde er sich ihm geneigter gezeigt haben, selbst wenn Arthur mit seiner Heiterkeit nicht auch den Grämlichsten mit fortgerissen hätte. Es war unmöglich, seinem glücklichen Frohsinne zu widerstehen, und von früher Kindheit an hatte er sich für all' seine tollen Streiche von dem stets übellaunigen Herzoge Verzeihung zu verschaffen gewußt.

Jetzt aber wurde ihm das Treiben seiner Söhne doch zu bunt. Ungeheure Summen für sie zu bezahlen, war durchaus nicht nach seinem Geschmacke. Auch Arthur hatte durch seine Schuldbekenntnisse den letzten Funken von Zuneigung erstickt, der in dem öden, dürren Herzen des Dreizehnten geschlummert. Dieser war fest entschlossen, den feindlichen Angriffen auf seinen Privatschatz ein Ende zu machen, und er mußte lange über den geeigneten Ausweg nachgrübeln. Beide Prinzen mochte er nicht immer um sich haben, sie standen ihm nicht nur im Wege, sondern zeigten sich auch widerspenstiger und aufsässiger, wenn sie zusammen am väterlichen Hofe erschienen. Einer mußte wieder fort —

hätte er sein Herz gefragt, dann würde er den Jüngsten hier behalten haben, der Vortheil gebot, sich des Aeltesten zu bemächtigen. Mochte auch Arthur neue Schulden machen, schlimmstenfalls konnte er ihn „sitzen" lassen, aber den Thronerben mußte er doch immer wieder auslösen, und da er voraussichtlich wieder in der nordischen Hauptstadt seinen alten Lieblingsneigungen fröhnte und mit neuen Schulden auf Urlaub kam, schien es das Räthlichste, den Unverbesserlichen hier festzunieten und nur Arthur wieder fortflattern zu lassen. Vielleicht stellte es sich noch immer als vortheilhaft heraus, den Erbprinzen mit Adelheid zu verheirathen, und dann war es doch besser, ihn nahe zu haben. Leopold war ganz erstaunt, wie seine Beschlüsse aufgenommen wurden. Er hatte gehofft, der Aelteste würde sich unter diesem väterlichen Ruthenstreiche wie ein Wurm winden, wenigstens einigen Widerstand versuchen, und zu seiner Ueberraschung nahm der junge Leopold den Befehl mit sichtlichem Vergnügen hin.

„Armer Junge, Du wirst freilich das große, classische Schauspiel recht vermissen," setzte er äußerst theilnahmvoll hinzu, um seinem Erstgeborenen die Einbuße seiner Lebensfreuden recht anschaulich zu machen; aber Leopold entgegnete ruhig:

„Ich habe mich längst aus dem Getümmel hinausgesehnt, ich werde mich hier in der Einsamkeit auf mei-

nen künftigen hohen Beruf vorbereiten" — und das Gesicht des Prinzen zeigte jenes zweideutige Lächeln, das stets ungewiß ließ, ob er im Ernste spreche oder seinen Scherz mit dem Anderen treibe.

Fast bereute der Dreizehnte seinen Beschluß, und wenn ihn nicht die Furcht zurückgehalten hätte, daß der Aelteste in der Residenz neue, riesenhafte Schulden machen würde, hätte er auf der Stelle sein Wort zurückgenommen und ihm anbefohlen, sofort zu seinem Regimente zurückzukehren. Arthur dagegen, von dem er mit Bestimmtheit erwartet hatte, daß er seinen Befehl zur Abreise jubelnd hinnehmen würde, setzte sich ganz entschieden zur Wehr und erklärte mit großer Bestimmtheit, daß ihn keine Macht der Erde wieder in die lustige Kaiserstadt zurückbringe; die Verführung zum Schuldenmachen sei dort zu groß, und er wolle seinem Vater keinen neuen Kummer bereiten.

Drehte sich denn die Welt? Die beiden Jungen, die sonst kaum einige Wochen hier ausgehalten hatten, wollten nicht mehr fort. — Vergeblich zerbrach er sich den Kopf über dieses Räthsel, selbst Milbe konnte ihm keinen Aufschluß geben.

Arthur war weder durch Bitten noch Drohungen zur Abreise zu bewegen; er blieb — und hatte heimlich bereits um seine Entlassung aus den kaiserlichen Diensten nachgesucht. Ihn fesselte wie mit magischer Gewalt

die liebliche Erscheinung Hertha's, und trotzdem er sehr oft im Hause am See erschien, verstand er doch das eigentliche Ziel seiner Ausritte Allen zu verbergen. Nur der Bruder wußte um seine keimende Herzensneigung.

Auch Leopold hatte für Elfriede ein solches Interesse gefaßt, daß er darüber die Langeweile der Heimath gern ertrug. Er fand Gelegenheit, das junge Mädchen heimlich zu sehen, und die Schwärmerei, die hohe Begeisterung dieser Feuerseele belebte ihn und riß ihn mit fort. Das Werdende erregt ohnehin eine größere Theilnahme und Elfriedens Träume einer glänzenden Zukunft übten auf Jeden eine solch berauschende Wirkung. Wäre sie bereits die berühmte Schauspielerin gewesen, die sie zu werden versprach, er hätte ihr auch keine größeren Huldigungen darbringen können, und sonst richtete sich stets das Maß seiner Verehrung nach der Ruhmesgröße einer Künstlerin.

Wohl hörte er bei seinem letzten Besuche im Hause am See mit großer Theilnahme, daß Elfriede schon in den nächsten Tagen zur endlichen Verwirklichung ihrer Schauspielerträume in die Residenz abgehe, er versprach ihr auch kühnlich, bald zu folgen, aber als er an der Seite des Bruders nach Hause ritt, hing er den Kopf und verharrte lange in dumpfem Schweigen.

Arthur war so glücklich — durch seine junge Brust jauchzte das Gefühl einer reinen, unentweihten Liebe,

und noch trunken von der Seligkeit, wieder einmal in die lachenden Augen Hertha's geblickt zu haben, beachtete er Anfangs die Niedergeschlagenheit des Bruders nicht.

Sie eilten stets auf weiten Umwegen nach Hause und waren kaum noch eine halbe Stunde von der kleinen Hauptstadt entfernt, ohne daß sie etwas Anderes als ein paar flüchtige Worte mit einander gewechselt hatten. Es war bereits völlig dunkel geworden; Arthur hatte seine Husarenmütze an den Sattelknopf gehängt und ließ sich von der kühlen Nachtluft die heiße Stirn umfächeln. Ihm war es, als ob er noch immer in den hellsten Sonnenschein hinausreite, und hoch aufgerichtet, mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen, dem Nachglanze der letzten Stunden, sprengte er dahin. Leopold dagegen saß tief gebückt auf seinem Pferde und starrte sehr mißmuthig in das Dunkel. Endlich unterbrach er das Schweigen. „Ich bleibe nicht länger in diesem elenden Neste" — er wies mit der Hand in die Gegend, wo die väterliche Residenz liegen mußte — „nein, ich kann unter keinen Umständen hier bleiben," setzte, sich selbst aufstachelnd, hinzu.

Hertha's liebliche Gestalt umgaukelte Arthur noch immer, er glaubte, sie müßte jeden Augenblick aus dem Schleier der Nacht auftauchen, hörte fortwährend ihre glockenhelle Stimme, und wurde durch die hastig her=

vorgestoßene Erklärung des Bruders unsanft aus süßen Träumen geweckt. Erst allmählich fand er ein Wort der Entgegnung: „Und Du schwärmtest ja noch vor Kurzem für das idyllische Leben in der Heimath.“

„Damals,“ entgegnete Leopold verdrießlich, — „aber jetzt will ich fort, ich muß fort.“

„Warum will denn die Kleine uns schon jetzt verlassen?“ fragte Arthur und ließ seinen echt arabischen Renner etwas langsamer gehen, um die Unterhaltung mit dem Bruder besser fortzusetzen.

Leopold beachtete heute nicht das Herausfordernde dieser Querfrage und entgegnete sogleich: „Weil sie dem Fluge ihres Genius folgt.“

„Und glaubst Du wirklich, daß aus ihr was werden wird?“

Der Aelteste hielt auf der Stelle sein Roß an und fragte ganz entrüstet zurück: „Kannst Du noch zweifeln? Freilich, bei Deiner Neigung für Kunstreiter und dergleichen hast Du kein wahres Verständniß für die echten Künste!“

Arthur nahm den Hieb gutmüthig hin; er war heute viel zu glücklich, um sich von der Bosheit des Bruders verletzt zu fühlen. Auch er brachte einen Augenblick sein Pferd zum Stehen und entgegnete lachend: „Glaube mir, Leopold, meine Begeisterung für die edlen Amazonen ist niedergebrannt. Nicht ein Fünkchen Asche ist

übrig geblieben. Ja, ich weiß jetzt, welche Rohheit sich unter der schönen Hülle bergen kann," setzte er mit einem leichten Seufzer hinzu.

„Ich begreife Dich nicht, Du kannst doch hier gar nicht diese an und für sich richtigen Erfahrungen machen," bemerkte Leopold.

Die Dunkelheit verbarg das Erröthen Arthur's, der einen eigenthümlich pfeifenden Ton ausstieß und das Gespräch von Neuem auf Elfriede lenkte: „Schwärmst Du wirklich für das junge Mädchen?"

Leopold setzte sein Pferd wieder in Trab und schien die Frage nicht gehört zu haben. „Rathe mir lieber, wie ich fortkommen soll," begann er nach einer Pause. „Ich habe nicht übel Lust, es ebenfalls einmal mit offenem Widerstande zu versuchen und mich zu meinem Regimente zu stehlen."

„Das geht leider nicht," meinte Arthur. „Siehst Du, wenn wir hier bleiben wollen, da kann Papa Herzog schließlich nichts mit uns machen, aber wenn wir fort wollen, hat er uns in seiner Gewalt. Sobald Du in die Residenz kommst, brauchst Du viel Geld, und wie Du weißt, hat er noch nicht einmal alle Deine Schulden bezahlt."

„Elende Knauserei!" murmelte Leopold. „Aber was soll ich thun? Ich muß fort, ich halte es hier nicht mehr aus!" — und der Erbprinz zeigte eine Ungeduld,

die mit seinem früheren blasirten Wesen nicht in rechtem Einklange stand.

„Nein, Leopold, Du darfst unter keinen Umständen Deine jetzige Abneigung merken lassen,“ rieth Arthur. „Und willst Du bald in Deine süße Verbannung geschickt werden, dann möchte ich Dir rathen, der Tochter unseres Molches ein Bißchen den Hof zu machen.“ — Der Jüngste nannte in seiner übermüthigen Laune Milbe niemals anders als den Molch.

„Du verordnest mir da ein wunderliches Mittel,“ entgegnete Leopold, und trotz seiner gedrückten Stimmung mußte er lachen.

„Das aber hilft,“ versicherte Arthur, und noch ehe Leopold seine bescheidenen Zweifel äußern konnte, fuhr er fort: „Sobald Du Beaten allzu große Aufmerksamkeit erweist, erscheinst Du dem Molch gefährlich, und er läßt nicht eher Ruhe, bis er Dich fortbekommt. Mich bringt ohnehin Niemand fort, und so wird sich schon Papa Herzog entschließen müssen, Dich wieder zu Deinem Regimente zu schicken.“

Dem Aeltesten fiel es durchaus nicht schwer, die Rathschläge Arthur's zu befolgen; seit der Abreise Elfriedens plagte ihn ohnehin die Langeweile, und er bewarb sich so auffällig um die Gunst Beatens, daß der um den Ruf seiner Tochter besorgte Kammerdiener alle

Hebel ansetzte, den lästigen Burschen endlich los zu werden.

Wenn auch Beaten die etwas zudringlichen Huldigungen Leopold's nicht so unangenehm waren als ihrem Vater, hatte sie doch ebenfalls ihre guten Gründe, daß nicht Arthur, sondern Leopold wieder fortgeschickt würde. Nicht das Interesse für Arthur ließ sie dies wünschen — denn so hoch verstieg sich das kluge Mädchen nicht —, sondern nur der hübsche Reitknecht desselben hatte es ihr angethan, und sie mußte natürlich dafür sorgen, daß der Prinz zurückgehalten wurde, wenn sie nicht den kaum Gefundenen verlieren wollte. Das Fremde, Seltsame hatte sie stets angezogen, und der hübsche Bursche konnte schon das Herz mehr als eines jungen Mädchens in Bewegung setzen. Welch Feuer brannte und loderte in seinen dunkeln Augen, und wenn er zu Pferde saß, mußte er durch seine Gewandtheit die allgemeinste Bewunderung erregen!

Freilich behielt Mischko sein scheues, verschlossenes Wesen bei, er verschmähte es sogar, Deutsch zu lernen, obwohl sich Beate zur Lehrmeisterin aufwarf. Je mehr sie ihm die zärtlichste Aufmerksamkeit erwies, je hartnäckiger zog er sich von ihr zurück.

Jetzt verließ Beaten zum ersten Male ihre Klugheit; seine Kälte schreckte sie nicht ab, sie wollte sich dieses

feurige, glühende Herz erobern, und verfolgte ihn mit Beweisen ihrer Zärtlichkeit. Als Mischko all' ihren Annäherungsversuchen widerstand, regte sich in ihr die Eifersucht; sie beobachtete jeden seiner Schritte, und hatte endlich herausgespürt, daß er die Frau des Castellans zuweilen freundlich grüße, ihr sogar schon übermüthig eines Morgens Kußhände zugeworfen habe.

Nun entbrannte zwischen den beiden Frauen ein grimmiger Haß, und sie würde nicht eher geruht haben, bis die Nebenbuhlerin das Schloß geräumt, wenn sie nicht von vorn herein gewußt hätte, daß jede dahin zielende Mühe vergeblich gewesen. Der alte Castellan gehörte zu den „Pensionären," die Leopold unter keinen Umständen entließ, weil ihm die neuen Beamten weit theurer zu stehen kamen.

Seit dem Verschwinden der Holwitz war die Stellung Milbe's noch einflußreicher geworden. Nicht nur der schlaue Kammerdiener wußte seinen hohen Herrn völlig zu beherrschen, auch seine Tochter hatte sich allmählich in die Gunst des Dreizehnten einzunisten gewußt. Der alte, launenhafte Herr, der sie früher nicht beachtet, begann ihr plötzlich größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Wenn er sie Anfangs in den Vorzimmern traf und einige Fragen an sie richtete, wußte sie so boshaft und witzig zu antworten, daß er mehr als einmal beifällig

vor sich hinschmunzelte. Immer öfter unterhielt er sich mit ihr, und zuletzt fand er solches Wohlgefallen an ihrem Geplauder, daß er sie wenigstens einmal in der Woche zum Thee zu sich heraufbefahl. Der Dreizehnte verschaffte sich dabei den für ihn pikanten Genuß, daß der Kammerdiener aufwartend hinter dem Stuhle stehen mußte, während die Tochter an seiner Seite den Thee schlürfen durfte. Konnte auch Beate das geistreiche Geplauder der Gräfin nicht ersetzen, so besaß sie dafür eine größere Bosheit, einen natürlichen Witz, und der Dreizehnte schätzte diese stark gewürzte Unterhaltung.

Je mehr sie fühlte, daß ihr Ruf unter diesen Theeabenden litt, desto schärfer und bitterer wurde ihr Gemüth. Der Herzog hatte alle Ursache, mit ihrer Unterhaltung zufrieden zu sein; sie wußte stets einige Klatschgeschichten aufzutischen und legte eine Menschenverachtung an den Tag, die ihm manch behagliches Lächeln entlockte. Ihr scharfer Verstand faßte ohnehin die Lächerlichkeiten und Gebrechen ihrer Umgebung rascher auf, und warum sollte sie länger diejenigen schonen, die ohne allen Grund einen Flecken auf sie warfen? Man begann im Schlosse sie zu fürchten, aber noch mehr zu hassen, und sie zahlte Jedem mit baarer Münze zurück.

Auch die Reiseangelegenheit der beiden Prinzen nahm sie in die Hand. Sie wußte dem Dreizehnten

vorsichtig das Bedenken einzuträufeln, wie gefährlich die fortwährende Anwesenheit eines Thronfolgers sei. Es bilde sich um ihn stets ein Kreis von Anhängern, das Land fange an, seine Hoffnungen auf ihn zu setzen, und der Erbprinz dürfe nur mit den Unterthanen etwas liebäugeln, um die Herrschaft des Regenten zu erschüttern. Die schlaue, kluge Beate ließ die Furcht hindurchschimmern, daß vielleicht Leopold nur deshalb mit solchem Vergnügen hier bleibe.

Der Herzog hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört; bei der letzten Andeutung Beatens sprang er so hastig vom Stuhle auf, daß seine Tasse herabfiel; er sah ihr nicht einmal unmuthig nach, denn er wußte, daß sie von Silber war, sondern schrie sogleich wie ein Verzweifelter: „Begreif' nun Alles, darum seine Heiterkeit, sein Frohsinn, sehnt sich nicht mehr nach Schauspielhaus, will hier Schauspiel haben." — Er fühlte schon die mageren Arme Leopold's an seinem Throne rütteln. — „Hat Recht, die Kleine, ganz Recht!" murmelte er vor sich hin. „Was meinst Du dazu, Insect?" wandte er sich zu seinem Kammerdiener.

Milbe machte nur ein sehr bedenkliches Gesicht und zuckte mit den Achseln.

„Glaubst also auch — schon gut, soll fort, auf der Stelle fort!" rief der Dreizehnte in höchster Aufregung, und der Erbprinz erhielt zu seiner angenehmen Ueber-

raschung den Befehl, sich reisefertig zu machen und wieder in die norddeutsche Residenz zurückzukehren.

„Siehst Du, wie mein Mittel angeschlagen hat?" rief ihm Arthur beim Abschiede lachend zu, und Leopold drückte ihm herzlich die Hand.

Der Erbprinz war wie verwandelt; die Freude, in die norddeutsche Hauptstadt zurückzukehren und nun Elfriede eher wiederzusehen, als er gehofft hatte, belebte sein Gesicht. „Grüße mir Deine Hertha," sagte er lächelnd, und der Bruder erröthete.

Noch freudiger als Leopold nahm sein Kammerdiener den Befehl zur schleunigen Abreise auf. Er schied nicht, ohne seinem Collegen Milbe einige Bosheiten, Beaten eine Menge Artigkeiten gesagt und die kleine Residenz noch einmal gründlich schlecht gemacht zu haben. Milbe hatte wirklich die unziemlichen Redensarten des „grünen Burschen" dem Erbprinzen berichtet, dieser in unerklärlicher Verblendung kein Wort darauf entgegnet und seinen frechen Kammerdiener ruhig behalten.

Der Erbprinz hatte sich nicht allein an den lustigen Gesellen gewöhnt, sondern verschmähte es auch nicht, zuweilen bei seinem Kammerdiener eine kleine Anleihe zu machen, und dieses Band hielt fest genug, um den trennenden Bemühungen Milbe's zu widerstehen.

„Aber nicht wahr, liebe Beate," flüsterte er der

Tochter seines Collegen beim Abschiede zu, „wenn Sie mit Mischko Ihre Hochzeit feiern, laden Sie mich ein? Ich muß das nette Paar sehen!“ Und er lachte hell auf.

Beate würdigte ihn keiner Antwort, doch der Kammerdiener ließ sich von ihrer Kälte nicht einschüchtern und setzte mit unverwüstlich guter Laune hinzu: „Wie viel geben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, was Ihnen im Wege steht?“

Ihre grauen Augen belebten sich, sie wollte schon den Mund öffnen zu einer heftigen Frage, besann sich aber und drehte dem lästigen Burschen hochmüthig den Rücken.

„Oho, ich weiß es doch, Gräfin Milbe!“ versicherte der Unerschütterliche und lachte wieder.

Sie warf noch einmal den Kopf herum und blickte mit einer seltsamen Mischung von wildem Haß und schmerzlicher Unruhe auf ihren Quälgeist.

„Wie schön Sie sind, Beate!“ rief der Kammerdiener unwillkürlich und schaute nicht ohne Bewunderung auf die volle, blühende Gestalt des jungen Mädchens. „Ich will's Ihnen auch ohne Lohn mittheilen, obwohl Ihre Korallenlippen zum Kusse einladen.“

Er trat ganz dicht an sie heran, so daß ihr heißer, fliegender Athem sein Antlitz streifte; aber sie rührte sich nicht, nur ihre Augen standen auf der Wacht, um einen

etwaigen hinterlistigen Angriff des Kammerdieners zu erspähen. Er flüsterte ihr einige Worte in's Ohr; sie machte Anfangs ein ungläubiges Gesicht und eine abwehrende Handbewegung.

„Unsinn!“ sagte sie kalt und stieß ihn zurück, der weiter sprechen wollte.

„Hat die kluge Beate doch einmal nicht scharf genug gesehen,“ spottete der Kammerdiener; „nun, ich will Ihnen schon die Augen öffnen.“ Und ehe sie ihn abwehren konnte, flüsterte er ihr noch einmal einige Worte in's Ohr. „Das ist so wahr, als ich heute endlich unserer glänzenden Residenz den Rücken kehre!“ Und ohne ihre Antwort abzuwarten, eilte er unter übermüthigem Gelächter davon.

Beate stand eine ganze Weile unbeweglich, dann murmelte sie vor sich hin: „Ich muß mir Gewißheit schaffen!“ und eilte in den Stall. Mischko war nicht da; der alte Kutscher, den sie über ihn aushorchen wollte, gab ihr kurze Antworten und wurde zuletzt grob, als sie ihn mit weiteren Fragen belästigte.

Sicher hatte der Alte seinem jungen Freunde den Besuch Beatens und ihre wunderlichen Fragen mitgetheilt, denn seitdem wich ihr Mischko sichtlich aus und setzte ihren zudringlichen Annäherungsversuchen einen finsteren Trotz entgegen. Der junge Bursche zeigte sich in der letzten Zeit ohnehin sehr verwandelt, er lachte

nicht mehr, hing den Kopf, und selbst seine dunkelblitzenden Augen hatten ihren Glanz verloren. Einige Diener wollten oft einen lebhaften Streit zwischen ihm und seinem Herrn gehört haben und behaupteten, der stolze, verwöhnte Bursche sei nur unglücklich, weil er nicht die Ehre habe, den Prinzen auf all' seinen Ausritten zu begleiten. Der alte Kutscher dagegen meinte: „Er hat das Heimweh!" Trotz seiner gut gemeinten, lebhaften Vorstellungen konnte er den jungen Reitknecht nicht bewegen, den Prinzen zu verlassen und in die Heimath zurückzukehren.

Die nun aufmerksamer gewordenen, forschenden Augen Beatens würden wohl bald den Schleier gelüftet haben, der die räthselhafte Erscheinung des jungen Reitknechtes umgab, wenn nicht eine Laune Leopold's plötzlich Alles umgestaltet und ihr die Gelegenheit entzogen hätte, Mischko täglich zu beobachten.

Einen Tag nach der Abreise des Erbprinzen hatte der Dreizehnte seinen überraschenden Handstreich gegen die Fabrik ausgeführt, der mit seiner völligen Niederlage endete. Jeder Andere als Leopold würde nun froh gewesen sein, wenn er nicht mehr ein Gebäude zu sehen bekam, das ihm so viel Aerger und Verdruß bereitet und dessen Weiterbau nicht einmal sein hoher Wille zu hindern vermocht; aber die Neigungen des Dreizehnten gingen nun einmal ihre absonderlichen Wege. Kaum

war er von seinem unglücklichen Feldzuge gegen die Fabrik zurückgekehrt, gab er den Befehl zur schleunigen Uebersiedelung nach Leopoldsruhe.

War der alte, launenhafte Herr schon immer unberechenbar gewesen, setzte doch dieser neue, wunderliche Einfall Allem die Krone auf. Mit dem Eintritt des Winters in die Sommer-Residenz hinüberzugehen, die selbst in der besten Jahreszeit stets vermieden worden, das erschien doch den getreuen Unterthanen, die sonst jede Schrulle des hohen Herrn stumpfsinnig hingenommen, etwas absonderlich.

Die Bewohner der kleinen Residenz hofften Anfangs, daß es sich um einen kurzen Ausflug nach Leopoldsruhe handle; aber als sie von den Vorbereitungen hörten, die auf einen sehr langen Aufenthalt im „Lustschlosse" berechnet waren, bemächtigte sich ihrer eine große Niedergeschlagenheit. Mochte der Landesfürst sie noch so sehr tyrannisiren, seine Anwesenheit schien doch für das Gedeihen der kleinen Stadt eine Nothwendigkeit, und Bürgermeister und Rath suchten in den rührendsten, beweglichsten Vorstellungen den entsetzlichen Entschluß des Herzogs rückgängig zu machen.

Leopold blieb taub gegen alle Bitten und Klagen. Selbst eine nachgesuchte Audienz der angesehensten Männer seiner Residenz hatte keinen Erfolg. Er sprach von höheren Staatsrücksichten, die ihn zu einem Schritte

zwängen, der ihm selbst schwer fiele, und verbat sich nachdrücklichst alle ferneren Belästigungen, da nichts seine gefaßten Entschlüsse rückgängig machen werde. Was konnte ihm auch seine Residenz ferner bieten? Unbedeutende Zänkereien mit kleinen Handwerkern, die rasch zu Ende gingen, da sich seine getreuen Unterthanen jedem, auch dem empfindlichsten Drucke fügten und den Rücken um so tiefer beugten, je mehr ihn Leopold mit ausgesuchter Bosheit belastete. Nirgends zeigte sich der geringste Widerstand, nirgends entspann sich ein Kampf, der wenigstens die abgenutzte Seele des Dreizehnten etwas in Bewegung gesetzt hätte.

Dort in Leopoldsruhe endlich winkten ihm jene seltsamen Genüsse, nach denen er stets ein heißes, an Lüsternheit grenzendes Verlangen trug. Er konnte von den Fenstern des Lustschlosses aus sein tägliches Aergerniß finden an dem Weiterschreiten des Fabrikbaues, vielleicht dennoch dem großen Unternehmen allerlei Schwierigkeiten in den Weg legen und immer wieder mit einem Manne die schönsten Händel anfangen, der ihm wenigstens herzhaft entgegengetreten war.

Wie alle jene großen und kleinen Tyrannen, hatte auch Leopold die freilich unbewußte Sehnsucht, sich mit einem wirklichen Manne zu messen. Der Tiger wird es müde, nach Fliegen zu schnappen, er sehnt sich schließlich nach einem Gegner, der ihm gewachsen ist. Mochte

der Engländer sich noch so unerhört benommen haben, der Dreizehnte empfand jetzt in der Erinnerung ein gewisses prickelndes Behagen über das volle Maß von Grobheiten, das der „nichtswürdige Kerl" über ihn auszuschütten gewagt. Er konnte den Tag der Abreise nicht erwarten und drängte mit der Hast eines Mannes fort, der überzeugt ist, daß die ausgesuchtesten Genüsse ihn dort erwarten. Milde hatte alle Hände voll zu thun, und Beaten war es unmöglich, in dieser Zeit dem jungen Reitknechte die mindeste Aufmerksamkeit zu widmen; sie mußte ihren Vater bei den Reisevorkehrungen unterstützen.

Wäre der Dreizehnte von der Weisheit seiner Regierung nicht völlig überzeugt gewesen, die letzten Tage hätten sein Selbstbewußtsein stärken und in ihm das stolze Gefühl erzeugen müssen, daß er sein kleines Land unendlich glücklich mache.

Wie hatte man bisher unter dem Drucke der unangenehmen Launen des alten Herrn geseufzt, ihn heimlich verwünscht oder bitter gehaßt, und jetzt, wo er sich vielleicht nur auf kurze Zeit entfernte, war es doch, als ob man sich von einem geliebten Vater trennen müsse! Es wird den kleinen deutschen Herren sehr leicht gemacht, den Tyrannen zu spielen, sie ernten doch die ungetheilteste Huldigung ihrer Unterthanen.

Die Residenzbewohner drängten sich am Tage der

Abreise um den herzoglichen Wagen; viele erschienen in Trauerkleidern, schwenkten unter Thränen zum Abschiede ihre weißen Tücher, und am Schloßthore empfing den scheidenden Herzog die gesammte Bürgerschaft mit ihrem Magistrat an der Spitze. Der Bürgermeister brachte ein letztes Lebehoch auf den unvergeßlichen hohen Herrn aus, dessen Andenken bei ihnen ewig im Segen bleiben werde, und der Dreizehnte grüßte fortwährend huldvoll mit der Hand und nahm eine landesväterliche Miene an. Sein kleines, boshaftes Gesicht suchte sogar eine tiefe Rührung zu zeigen, aber er brachte es über ein süßliches Grinsen nicht hinaus.

Durch diesen feierlichen Abschied und den sichtbaren Schmerz seiner Unterthanen fühlte sich Leopold sehr heiter gestimmt. „Sehen nun erst ein, was sie an mir haben!" murmelte er vor sich hin. „Hätte schon eher einmal fortgehen sollen, Canaille hat mich genug geärgert — soll mich vermissen — kann schmachten!" Und er war fest entschlossen, so bald nicht wieder zu kommen, um die Residenz seine Abwesenheit recht empfindlich fühlen zu lassen.

Die Leopoldsruher hatten Anfangs mit sehr gemischten Empfindungen die überraschende Nachricht aufgenommen, daß der Dreizehnte für längere Zeit in ihrer Mitte weilen wolle. Die Entschiedenen schlugen vor,

die Ankunft Leopold's gar nicht zu beachten und ihn ohne Sang und Klang in sein Lustschloß einziehen zu lassen; aber bald machten sich andere Stimmen geltend, man hob den großen Vortheil hervor, den Leopoldsruhe durch die längere Anwesenheit des Fürsten davontragen werde. Schwärmerische Köpfe träumten bereits von einem neuen, gewaltigen Aufblühen der Sommer-Residenz, Bäcker und Fleischer, alle Handwerker, die sich einen Vortheil davon versprachen, erhoben am lautesten die Stimmen, und wer noch gegen einen feierlichen Empfang ein Wort verlor, wurde als Majestätsbeleidiger angesehen. Zuletzt riß der Strudel der Begeisterung auch die Widerstrebendsten mit fort, und das kleine Leopoldsruhe rüstete sich in aller Hast zu einem großartigen, festlichen Empfange des früher viel geschmähten Landesfürsten.

Die Gärten mußten ihre letzten Herbstblumen hergeben, die Eichen wurden ihrer bereits gelblich schimmernden Blätter beraubt, und nun ging es Tag und Nacht an ein Guirlanden- und Kränzewinden. Ganz Leopoldsruhe suchte sich in Grün zu hüllen, und sein bisher höchst freisinniger Bürgermeister opferte zwei Nächte, um eine sehr unterwürfige Begrüßungsrede gründlich auswendig zu lernen. Auch der Doctor Rehfeld und der Kaufmann Timpe fühlten sich überwun-

den; sie schmückten so rüstig wie die Anderen ihre Häuser und betheiligten sich ohne weitere Widerrede am Festzuge. Nur der ehrliche Maurermeister Hoffmann hielt sich von dem Jubel fern und seine Arbeiter mußten an diesem unvergeßlichen Tage ruhig den Fabrikbau weiter führen.

Mit all den abgenutzten, fadenscheinigen Empfangsfeierlichkeiten, die vor ankommenden Fürsten immer entfaltet werden, wurde auch der Dreizehnte in Leopoldsruhe aufgenommen. Die Glocken läuteten, weiß gekleidete Jungfrauen zogen ihm entgegen, der Bürgermeister blieb, wie üblich, in seiner langen Rede stecken und eine Menge Kehlen schrieen sich heiser — genug, es fehlte nichts, um den Einzug des erlauchten Landesvaters zu einem Tage zu machen, den der Chronist von Leopoldsruhe als „ewig denkwürdig" zu verzeichnen hatte.

Dem Herzoge waren auf seiner zweistündigen Reise von seiner Hauptstadt an die Grenzen des Reiches so viele Beweise der Anhänglichkeit entgegengebracht worden, daß er in äußerst guter Laune vor den Thoren Leopoldsruhe's erschien. Es geht nichts über deutsche Gemüthlichkeit! Was hat es für Noth mit schlechten Regenten, wenn sie noch überall mit Jubel empfangen werden! —

In allen Dörfern, durch die Leopold fuhr, begrüßten

ihn der Schulze und die Ortsvorstände, die Schulkinder mit dem Lehrer an der Spitze zogen ihm entgegen, man streute Blumen auf seinen Weg, und die Reise des alten Herrn wurde zu einem einzigen Triumphzuge. Die Bewohner eines großen Dorfes wollten ganz besonders ihre Freude an den Tag legen und rückten mit ihrer Spritze vor. Sie erboten sich, ihrem Fürsten zu Ehren ihr neues Lösch-Instrument zu proben; aber Leopold lehnte diese eigenthümliche Huldigung ab, weil er heute keine Zeit habe und zur bestimmten Stunde in Leopoldsruhe erwartet werde.

„Ich muß deshalb auf dieses außerordentliche Vergnügen verzichten, denn Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige,“ setzte er in gehobener Stimmung hinzu, und die Bauern glotzten dem davonfahrenden Herzoge ganz verwundert nach.

Die Leopoldsruher standen in dem Rufe einer beinahe demagogischen Gesinnung, und der Dreizehnte war deshalb sehr angenehm überrascht, die Bewohner seiner Sommer-Residenz ebenfalls in Unterthanentreue förmlich aufgelöst zu finden. Obwohl von der Reise ermüdet, gab er dennoch sein letztes huldvolles Lächeln aus, musterte mit seinen grauen, zudringlichen Augen die vor Kälte und Aufregung zitternden Jungfrauen, schnarrte dem Bürgermeister einige unverständliche

Worte entgegen, die dieser später den Leopoldsruhern sehr frei übersetzte und als Versicherung außerordentlichen Wohlwollens ausgab. Die guten Leute träumten bereits von einer neuen Aera.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Dreizehnte fühlte sich bald sehr wohl in seiner Sommer-Residenz. Es gab hier ein reiches Feld für seinen Zerstörungstrieb, und konnte es dem nicht völlig genügen, so war doch Manches aufzuhalten, in Unordnung und Verwirrung zu bringen, und eine Menge der aufregendsten Aergernisse blühten ihm entgegen. Den Weiterbau der Fabrik hatte es freilich nicht hindern können, auch die Concession zum künftigen Fabrikbetriebe mußte er endlich ertheilen, denn der englische Gesandte machte Anfangs die dringendsten und später die rücksichtslosesten Vorstellungen; aber dieser Depeschenwechsel hatte für Leopold seinen besonderen Reiz, und er würde ihn noch länger ausgesponnen haben, wenn ihm nicht die vorgespiegelten Luftschiffe Angst gemacht hätten. Als der englische Gesandte zu drohen begann und die schonungslosesten Maßregeln in Aussicht stellte, da fielen ihm gleich die Raketen herabschleudernden Luftschiffe ein, und er gab allen weiteren Widerstand auf.

Nun konnte er täglich von seinem Fenster aus den Fortschritt des Baues in Augenschein nehmen und hatte dann die größte Berechtigung, den ganzen Tag über die unangenehmste Laune zu zeigen.

Arthur hatte es als selbstverständlich angenommen, daß er dem Vater in die Sommer-Residenz folgen müsse, und seine Freude darüber rückhaltlos gezeigt; das genügte, um den Widerstand des Dreizehnten zu wecken.

„Ich habe selbst kaum Platz und muß mich drüben sehr einschränken, deshalb bleibt mir nichts Anderes übrig, als Dich schweren Herzens hier zurückzulassen," sagte er mit betrübter Miene; „es ist auch nothwendig, wem anders als Dir könnte ich einen Theil meines Heeres anvertrauen?" — Damit war die Sache entschieden.

Leopold ließ wirklich einen Theil seines „Heeres," — eine halbe Compagnie Schützen, — zur Bewachung des Schlosses zurück; mit dem größeren Theile seiner aus kaum hundert Mann bestehenden Armee zog er in die Sommer-Residenz, denn es wäre ihm unmöglich gewesen, sich von seinem Soldatenspielzeug zu trennen. Ein Tag ohne Wachtparaden, ohne militärische Ordonnanzen wäre ihm ein verlorener gewesen.

Obwohl Arthur einer Uebersiedelung in die Sommer-Residenz nur deshalb entgegen gejubelt hatte, weil er dann dem Hause am See weit näher gekommen wäre, fand er sich doch bald in sein Schicksal; ja, er war zuletzt

erfreut darüber, nun weit ungestörter seine heimlichen Besuche abstatten zu können.

Der freudige Empfang der Leopoldsruher hatte doch auf den Dreizehnten einigen Eindruck gemacht; er wollte sich ihnen dankbar erweisen und sann darüber nach, seine Sommer-Residenz — natürlich ohne bedeutende Opfer — in Flor zu bringen. Bald fand sich eine günstige Gelegenheit.

Eine halb versiegte, hinter dem Pferdestalle befindliche Quelle hatte schon immer übel gerochen; die Kutscher beschwerten sich beim Herzoge, daß selbst die Pferde das Wasser nicht mehr saufen möchten, und alsbald stieg in dem unruhigen Kopfe des Dreizehnten eine Idee auf. Er befahl sofort seinen Leibarzt herbei, sagte ihm, daß hier höchst wahrscheinlich eine Heilquelle vorhanden sei und er das Wasser untersuchen möge. Die Sache sei von höchster Wichtigkeit, denn sollte sich, wie zu erwarten, seine Vermuthung bestätigen, würde Leopoldsruhe binnen Kurzem zu den berühmtesten Badeorten gehören, dafür wolle er höchstselbst eifrig sorgen.

Der Leibarzt stellte schon am anderen Tage ein höchst gelehrtes Gutachten aus, daß der Brunnen alle diejenigen Bestandtheile enthalte, die mindestens die sichere Heilung von zwanzig der verschiedensten und gefährlichsten Krankheiten bewirkten, und der Dreizehnte

schwelgte in Wonne. In seinem beweglichen Geiste spiegelte sich bereits das „Weltbad Leopoldsruhe" in den glänzendsten Farben. Er berechnete schon, welch bedeutende Pachtsumme die Bade-Direction würde bezahlen müssen — später ließ sich gewiß eine Spielbank aufschlagen und die Ertheilung der Concession brachte ungeheure Summen.

Sofort befahl Leopold, weiter bohren zu lassen; er blieb selbst an Ort und Stelle und überwachte mit rastlosem Eifer die Arbeiten. Endlich, nach manchen vergeblichen Versuchen, sprudelte ein armsdicker, gewaltiger Strahl hervor, freilich so trübe und dunkel wie die Zukunft des künftigen Bades selbst; aber der Dreizehnte zeigte doch sehr vergnügt seine weißen, falschen Zähne. Heureka! rief er freudig grinsend aus; es war die einzige griechische Vocabel, die in seinem durchlauchtigen Haupte hangen geblieben.

Der Leibarzt murmelte unterthänigst: „Hoheit haben Recht, hier ist mehr gefunden, als ein archimedischer Lehrsatz: eine Segensquelle für das ganze Reich."

Die Dienerschaft umstand mit großer Theilnahmlosigkeit den Brunnen und blickte mit dem ungläubigsten Lächeln auf die dunkle Segensquelle. Dagegen starrten einige herbei geeilte Leopoldsruher voll Ehrfurcht auf den trüben Strahl, der ihnen eine große Zukunft versprach.

„Milbe, hole rasch meinen silbernen Becher!“ befahl Leopold dem Kammerdiener. Er brannte darauf, den Heilquell zuerst zu kosten. „Aber wo bleibt der Prinz?“ fuhr er ungeduldig fort. Hingerissen von seinen kühnen Badeträumen, hatte er den Sohn herbefohlen, damit derselbe bei dieser wichtigen Handlung gegenwärtig sei.

Jetzt sprengte schon Arthur mit verhängten Zügeln in den Schloßhof und wurde sogleich von einigen Dienern zurecht gewiesen. Lachend suchte er die Gruppe hinter dem Pferdestalle auf.

Leopold vergaß in seiner Freude, dem Prinzen über sein langes Ausbleiben einen Verweis zu geben, und theilte ihm in größter Aufregung mit, welch' wichtige Entdeckung hier gemacht worden. Milbe erschien bereits mit dem Becher, und in seiner heißen Sehnsucht, den Heiltrank zu kosten, bemerkte Leopold die Heiterkeit nicht, mit der Arthur diese wunderliche Nachricht aufnahm. Ungeduldig hielt er den Becher an die dunkle Fluth und setzte ihn mit einem behaglichen Schmunzeln an seine welken Lippen, wie im Vorgeschmacke eines kostbaren Genusses. Er hatte kaum mit seinem Munde den Becher berührt, da verzog er das Gesicht zu einer entsetzlichen Grimasse; er wollte schon eine Verwünschung ausstoßen, besann sich aber, nahm heldenmüthig noch einen Schluck und setzte den Becher mit dem entzückten Ausrufe: „Vortrefflich!“ von seinen Lippen,

während sein dürres Gesicht die entsetzlichsten Fratzen schnitt.

„Wunderbarer Heiltrank! Verjüngt förmlich!“ rief er jetzt ganz laut und gab sich die größte Mühe, seiner Umgebung eine sehr entzückte Miene zu zeigen; aber er sah niemals grimmiger aus, als in diesem Augenblicke. „Koste, Arthur, Wundertrank, hat große Zukunft!“ Und er reichte seinem Sohne den Becher.

Arthur nahm bereits sehr mißtrauisch den Becher in die Hand, setzte ihn flüchtig an die Lippen und wußte seinen Inhalt mit einer geschickten Bewegung unbemerkt zu leeren.

„In der That, ausgezeichnet!“ rief er, um so begeisterter, weil der bittere Trank an ihm vorüber gegangen war. „Der karlsbader Rakoczy ist Spülicht dagegen!“ Und über das frische, blühende Antlitz des Prinzen stahl sich ein ironisches Lächeln.

Jetzt kam der Leibarzt an die Reihe; er schnitt zwar auch verzweifelte Gesichter, denn er mußte auf den Wunsch des Dreizehnten den ganzen Becher leeren, aber dafür pries er um so lauter die Herrlichkeit dieses Zaubertrankes. Nun mußten auch die Anderen kosten, Niemandem, der dort stand, wurde vom Herzoge der Leidenskelch erspart. Die Ersten schluckten und würgten zwar unter allerlei bedenklichen Zeichen den Brunnen hinunter, aber sie stimmten aus leidendem Gehorsam

in den Jubel ein, und die letzten Trinker fanden schon ganz ehrlich, durch das gute Beispiel fortgerissen, den Sprudel wohlschmeckend und fühlten bereits seine verjüngende Kraft, die Hoheit darin entdeckt hatten.

Der Leibarzt sollte nun Kranke auftreiben, ihnen das Trinken des Brunnens verordnen und täglich gewissenhaft Bericht erstatten. Doctor Rehfeld mußte ihm einige Kranke abtreten und that es gern; er wählte die Unheilbarsten, um mit guter Art diese für den Ruf eines Arztes stets gefährlichen Todescandidaten los zu sein. Unter ihnen befand sich auch die schwindsüchtige Frau eines Schusters, der das traurige Loos zufiel, den neuen Brunnen trinken zu müssen.

Zwei Tage darauf war sie eine Leiche. — Hatte ihr der dunkle Trank vollends den Rest gegeben, oder war sie ihrem langen Siechthum endlich erlegen? Das ließ sich freilich nicht sicher feststellen, aber die Volksstimme entschied sich für das Erstere, und der Ruf des neuen Gesundbrunnens wurde durch diesen traurigen Zwischenfall im Keime erstickt. Jeder, der aus dem dunkeln Quell getrunken hatte, glaubte schon alle Zeichen einer gefährlichen Krankheit an sich zu verspüren. —

Leopold wüthete, all' seine kühnen Badehoffnungen drohten damit zusammenzubrechen; er ließ sofort den Schuster auf's Schloß bescheiden, um ihn über den plötzlichen Tod seiner Frau zur Rechenschaft zu ziehen.

„Warum ist gerade jetzt seine Frau gestorben?“ fragte er in scharfem Tone und richtete seine grauen, stechenden Augen auf den armen Schuhkünstler. Der stand eine ganze Weile sprachlos vor Schreck, und Leopold wiederholte in höchster Aufregung seine Frage.

Endlich raffte sich der Mann auf und sagte sehr demüthig: „Ich kann wirklich nicht dafür, Hoheit! Meine Alte pfiff schon lange auf dem letzten Loche, aber als sie drei Gläser von dem Zeug getrunken hatte, da sprach sie kein Wort mehr, streckte sich noch einmal und war dann mausetodt.“

Arthur war bei dieser merkwürdigen Audienz gegenwärtig; er hatte seinem hohen Vater und Kriegsherrn über den unter seiner Obhut befindlichen Heerestheil, die halbe Compagnie, Bericht erstatten müssen, und konnte kaum sein Lachen über die drollige Angst des Schusters und den Zorn seines Vaters unterdrücken. Aber als der plötzlich zum Wittwer gewordene Schuhkünstler die Thür hinter sich hatte, machte sich die Heiterkeit des Prinzen in übermüthiger Weise Luft. Er stieß ein helles, schallendes Gelächter aus, und ohne sich von der Wuth seines Vaters einschüchtern zu lassen, sagte er, noch immer fortlachend: „Wenn das Wasser wirklich die Alte des Schusters umgebracht hat, dann ist die Quelle ja Gold werth; alle geplagten Männer werden

ihre Weiber herschicken — „Männertrost“ muß das neue Bad heißen.“

Obgleich Leopold dem lustigen Burschen Manches nachsah, konnte er doch diesen zu weit getriebenen Spott nicht ruhig hinnehmen. Er dictirte seinem Sohne einen dreitägigen Hausarrest und drohte bei ähnlichen Vergehungen mit noch härteren Strafen.

Herzog Leopold war nicht der Mann, der eine einmal ergriffene Sache so leicht verloren gab. Noch in der nächsten Stunde wurde das ganze Hofgesinde zum Brunnen befohlen, und diejenigen, denen früher die leiseste Klage über ein körperliches Gebrechen entschlüpft, sollten auf der Stelle einen Becher des Heiltrankes zu sich nehmen.

Alle weigerten sich entschieden und waren weder durch Bitten noch durch Drohungen zum Trinken zu bewegen. Seitdem die Schustersfrau, wie Jeder annahm, aus diesem dunkeln Quell sich den Tod geholt, bemächtigte sich ein panischer Schrecken der ganzen Dienerschaft und der Leopoldsruher. Mochte der Dreizehnte immerhin die härtesten Strafen, das Fortjagen aus dem Dienste in Aussicht stellen, diese Gefahren wogen doch nicht die Angst vor dem sicheren Tode auf, denn was nutzte selbst die glänzendste Stellung, wenn man sich hier den sicheren Tod trank! —

Mochte Leopold schäumen vor Wuth, Niemand ließ

sich einschüchtern, die Liebe zum Leben war mächtiger, als die Furcht vor dem Tyrannen.

Endlich, nach langem, fürchterlichem Toben des Herzogs, trat der alte Leibkutscher aus den zitternden Reihen. „Ich will trinken," sagte er fest entschlossen, und griff mit seiner derben Faust nach dem Becher.

Leopold zog sein Gesicht zum wohlwollendsten Grinsen: „Das ist brav, sehr brav, treuer Diener, Beispiel daran nehmen" — und er streifte mit seinen unruhigen Augen sehr mißbilligend die Versammlung.

„Hab' nicht Kind noch Kegel," sagte Michel, „will deshalb Wasser nichtswürdiges trinken. Ist Dienst herzogliches große Plag'."

Diese Aeußerungen waren freilich nicht nach dem Geschmacke des Dreizehnten, aber er schluckte sie ruhig hinunter, von der Begierde erfüllt, daß wenigstens der alte Kerl mit gutem Beispiele vorangehen und die Ehre des Brunnens wieder herstellen würde.

Mit größter Seelenruhe, wie etwa Sokrates seinen Giftbecher in die Hand genommen, ergriff Michel das gefüllte Trinkgeschirr und leerte es herzhaft auf Einen Zug. Schaudernd oder voll gleichgültiger Neugier umstand ihn die Menge. Der alte Leibkutscher machte zwar ein grimmiges Gesicht — ein Glas Wein wäre ihm lieber gewesen —, aber er brach nicht auf der Stelle zusammen, wie Alle erwartet hatten, sondern blieb auf-

recht stehen, nur seine Augen rollten etwas unruhig in ihren umbuschten Höhlen, und kaum hatte er den Becher hinuntergestürzt, trat er dicht an Leopold heran, erhob drohend seine derben Fäuste, und damit unter der spitzen, herzoglichen Nase herumfuchtelnd, begann er sogleich mit sehr lauter Stimme: „Muß so sterben, will nun einmal sagen Wahrheit kleinen, windschiefen Hoheit, die uns lange genug getreten hat, und Niemand mocht' mucksen!"

Der Dreizehnte wollte dem rohen Angriffe des alten Leibkutschers ausweichen, aber dieser vertrat ihm den Weg.

„Halten still, liebes Herrchen, sollen hören von Kutscher Ihriges, was noch gesagt hat Niemand! Sein alter, nichtsnutziger Geizhals, quälen Leute zum Vergnügen, pfui, ist schlechter Zug, nix nutz für Herzog, nix mal nutz für Kutscher, müßten laufen herum als großer Lump, wenn nicht Herrgott hätt' gesetzt auf Thron Ihriges!"

Das Gesicht des Dreizehnten zeigte nur jenes eigenthümliche Grinsen, das stets über die wahre Gemüthsstimmung des Alten zweifelhaft ließ; als jetzt der Leibkutscher schwieg, kicherte er ganz vergnügt vor sich hin, und ohne nur ein Wort zu verlieren, schlich er davon.

Die Umstehenden waren starr vor Schreck gewesen,

erst nach der Entfernung des Herzogs löste sich der Bann. Wohl freuten sich die Meisten, daß Michel dem Alten so schonungslos die Wahrheit gezeigt, aber sie stürmten doch ängstlich auf den Leibkutscher ein, machten ihm Vorwürfe und verkündeten ihm die grausamste Strafe.

Michel ließ sich davon wenig einschüchtern. „Fürcht' nicht mehr alten Drachen, muß doch sterben, bin sehr froh, hab' Alles vom Herzen 'runter" — und sein wettergebräuntes Gesicht zeigte die größte Heiterkeit. Er begab sich in den Stall, warf sich auf sein ärmliches Lager und erwartete in unverwüstlicher Seelenruhe seinen Tod. Doch der blieb aus; Michel erwachte zu seiner an Schrecken grenzenden Verwunderung am anderen Morgen heil und munter, und nun dachte er mit Besorgniß an das Ungewitter, das er über sein Haupt heraufbeschworen. Aber der Dreizehnte schien die Grobheiten des Alten wie die ganze Badgeschichte vergessen zu haben. Er sprach kein Wort mehr von dem Gesundbrunnen, und zu Aller Erstaunen blieb Michel nach wie vor im Dienste, ja, er schien eher durch seine todesmuthige Rede in der Gunst des Alten gestiegen zu sein.

Bereits wurde Leopold von anderen Dingen in Anspruch genommen und neue, kühne Plane durcharbeiteten sein Haupt. Dem Engländer hatte er nichts an=

haben können, dafür sollten es die Schorns büßen, gegen die sich all' sein Groll richtete, als er noch dazu erfuhr, daß Arnold zum fürstlichen Regierungsrath ernannt worden.

Dem Dreizehnten war die Lehre Richelieu's, die er in seinem Testamente den Fürsten gegeben, „daß sie nicht Männer aus unteren Ständen zu ihren vertrauten Dienern wählen möchten, weil diese allzu streng rechtlich und nicht biegsam genug für das Schlechte seien," nicht völlig unbekannt; er fürchtete sogleich von der Anstellung eines bürgerlichen Rathes die Ausbreitung demagogischer Gesinnungen, und diese gefährliche Nachbarschaft erregte auf der Stelle seine Besorgnisse. Nun bereute er es, den alten Papiermüller begnadigt zu haben, und hätte am liebsten die Untersuchung wieder aufnehmen lassen, wenn ihn nicht der neue Minister kühn und ehrlich daran erinnert, daß er doch nicht sein Fürstenwort zurücknehmen könne. Der Dreizehnte schwieg, aber wenige Tage später suchte er eine andere Gelegenheit, um sein höchstes Mißfallen auszudrücken und den zu geraden Beamten zu entlassen. Seit Leopold den guten Holwitz verloren, konnte er ohnehin keinen passenden Minister mehr finden, selbst die geschmeidigsten Finger waren nicht im Stande, das Portefeuille länger als vier Wochen zu halten. Dennoch war die Mahnung des letzten Ministers nicht ohne Wirkung

geblieben, denn als Milbe ihn aufzustacheln suchte, das Verbrechen des Papiermüllers von Neuem zur Untersuchung zu ziehen, schnarrte er mit hoch erhobenem Haupte: „Geht nicht, liebes Insekt, Fürstenwort, daran läßt sich nicht mäkeln!“ — In solchen Augenblicken liebäugelte er mit sich selbst und war stolz darauf, die erhabensten Gesinnungen zu besitzen.

Dagegen sollte der junge Referendar Schorn seine wohlverdiente Strafe endlich erhalten. Er wurde jetzt sofort seiner Stellung enthoben. In dem Entlassungsschreiben, das von dem aufsetzigen Charakter des ꝛc. Schorn sprach, änderte der Dreizehnte dieses Wort eigenhändig in „aufsätzig“ um; er wollte damit in gewohnter, geistreicher Laune auf die Aufsätze anspielen, die der junge Referendar beim Bundestage eingereicht.

Selbst auf den alten Bürgermeister erstreckte sich die kleinliche Rachsucht Leopold's. Schorn erhielt den Befehl, die Kegelbahn zu beseitigen, da der jetzt im Lustschlosse residirende Herzog davon gestört werde. Obgleich das Geräusch des Kegelschiebens kaum bis nach Leopoldsruhe, am wenigsten aber bis in das harthörige Ohr des Herzogs dringen konnte, gehorchte der alte Schorn ohne Widerrede dem hohen Gebot, ließ die auf herzoglichem Gebiete liegende Kegelbahn einreißen und verlegte sie jetzt wieder auf die fürstliche Seite.

Leopold behielt die Kegelbahn-Angelegenheit im

Auge; in solchen Sachen stand stets die Ruhe seiner Seele auf dem Spiele, und so erfuhr er denn, der alte Schorn habe die Sache nicht beseitigt — nur verlegt. Ein neuer, drohender Befehl flog aus der herzoglichen Kanzlei, ohne alle Winkelzüge binnen vierundzwanzig Stunden auch die neue Kegelbahn niederzureißen. Ehe noch der alte Schorn Zeit gefunden, darauf zu antworten, erschien bereits ein Regierungsbeamter mit einigen Armee-Gensd'armen, um gewaltsam die Kegelbahn zu beseitigen. Leopold hoffte hier eines besseren Erfolges sicher zu sein, aber der alte Schorn erklärte ruhig:

„Meine Kegelbahn steht jetzt auf fürstlichem Gebiete, ich habe deshalb gar keine Veranlassung, sie wegzureißen. Ueberzeugt Euch selbst."

Der Beamte mußte abziehen und seinem hohen Herrn den Schalksstreich des ehemaligen Bürgermeisters berichten.

Der Dreizehnte gerieth in die übelste Laune, er hatte gehofft, wenigstens diesen Schorn empfindlich zu treffen, und sein Zorn kannte keine Gränzen. Gerade die Art und Weise, wie der ehemalige Bürgermeister dem Schlage ausgewichen war, wühlte die alten Wunden in ihm auf. Wäre das benachbarte Fürstenthum in seine Hände gefallen, dann hätte Niemand zu solchen Spiegelfechtereien seine Zuflucht nehmen können und die Welt nicht das entsetzliche Schauspiel erlebt, daß ein Bürger-

licher ohne Weiteres in die wichtige Stelle eines fürstlichen Rathes einrücken durfte.

Mußte auch da drüben ein Prinz eintreffen und all' seine Hoffnungen zu Schanden machen! Und nun dieses Weiberregiment, das niemals etwas taugt! Wie ganz anders würde er das Land regiert haben! — Solche und ähnliche Klagen legte er in Milbe's treue Brust nieder. Leopold und sein Kammerdiener hielten jetzt oft vertrauliche Besprechungen, und nach Beendigung derselben blieb es stets zweifelhaft, welcher von den Beiden mit dem boshaftesten Lächeln die Berathung vorläufig aufgegeben.

Seitdem schlich zuweilen der Barbier Stratz in das Lustschloß des Dreizehnten. Er kam regelmäßig in den späten Abendstunden, suchte unbemerkt das Zimmer Milbe's zu erreichen und blieb dort längere Zeit. Der Kammerdiener war gewöhnlich abwesend, nur Beate empfing sehr freundlich den seltsamen Gast, und wer die Beiden im eifrigen, traulichen Gespräche sitzen sah, hätte auf ein sehr zärtliches Verhältniß schließen können. Der alte Barbier suchte denn auch wirklich zuweilen im Eifer der Unterhaltung die Hand des jungen, schönen Mädchens zu drücken, aber ein kalter, strenger Blick wies ihn immer in die gehörigen Schranken.

Durch seinen Sohn hatte Milbe erfahren, daß der alte Stratz gleich nach der Geburt des jungen Prinzen

bei der Fürstin-Wittwe um Ertheilung des Titels „Hofbarbier" eingekommen war. Die alte Durchlaucht, in deren Händen sich damals noch das Regiment befand, hatte dieses Gesuch für einen nichtswürdigen Hohn gehalten, da der Neugeborene noch lange keines Hofbarbiers bedürfte, und Stratz war mit seiner Bitte sehr kurz und schnöde zurückgewiesen worden.

Wahrscheinlich hatte Milbe nur deshalb den Barbier, den er von früher her flüchtig kannte, zu sich eingeladen, um ihn zu trösten, und später übernahm dieses Geschäft seine Tochter. Stratz gerieth immer in die höchste Wuth, sobald das Gespräch auf seine Abweisung kam, und Beate wußte es sehr oft dahin zu lenken. Er schwor dem ganzen Fürstenhause die furchtbarste Rache, und wenn er erst von seiner liebenswürdigen Wirthin ein Glas Wein vorgesetzt bekam, schien er zu jeder That aufgelegt.

Wie eine Spinne, die langsam und mit unermüdlicher Ausdauer einen Faden nach dem anderen um ihr armes Opfer zieht, so wußte Beate den Barbier zu umgarnen. Sie erkannte sehr gut, daß Stratz zu jenen Leuten gehörte, die zwar hundertmal leichtsinnig schwatzen, aber sich endlich zu irgend einer Tollheit hinreißen lassen.

Nur beim ersten Besuche des Barbiers hatte Milbe freundlich mit ihm gesprochen, seitdem vermied er sorg-

fältig ein längeres Zusammensein, und Stratz fragte auch nicht danach. Beate verstand seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen und ihm lockende Bilder einer glänzenden Zukunft zu entwerfen. So oft er, vom Sprechen und Reden berauscht, den Heimweg antrat, klang ihm Beatens Zauberwort in den Ohren: „Herzoglicher Wundarzt zweiter Klasse.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Den Kopf in die Hand gestützt, saß Adelheid ganz allein in ihrem Wohnzimmer und sah träumerisch hinaus in die Winterlandschaft. Die ersten Schneeflocken wirbelten in der kalten Novemberluft. Sie führten bald eine ernsthafte Menuet, bald einen lustigen Walzer auf. Wenn wir schärfer in das Schneegestöber blicken, dann ist es kein gewöhnliches Fallen, wir bemerken, wie die Flocken sich von allen Seiten durch einander wirren, lustig höher statt niedriger hüpfen und erst durch den Druck der nachfolgenden zur Erde sinken.

Bereits hatte sich ein weißes Tuch über den Schloßhügel und seine nächste Umgebung gebreitet, nur an einzelnen Stellen war es weggerissen und ließ ein ärmliches Grau hindurchblicken.

Das geräuschlose Einwintern heimelt uns an und

weckt eigene, wunderbare Stimmungen; wir fühlen es so erst, wie die Erde ausruhen will und sich tief in ihre wärmende Decke verkriecht, und uns überkommt es lieb und traulich, als müßten auch wir uns fester einhüllen und, an die Nächsten und Liebsten angeschlossen, ein recht süßes, gemüthliches Stillleben führen. In diesen Tagen des Winters fühlt sich der Einsame doppelt verlassen.

Aehnliche Empfindungen mochten beim Ausblick in die stille Winterlandschaft Adelheid heimsuchen; über ihrem edlen Antlitze ruhte ein Hauch von Schwermuth. Das Gefühl ihrer tiefen Vereinsamung überkam sie in diesem Augenblicke schmerzlicher als je.

Jetzt hatten die Schneeflocken schon ihren raschen Tanz beendigt, die Sonne versuchte noch einmal die trüben Wolkenschleier zu zerreißen, und bald wölbte sich ein reines, durchsichtiges Blaugrau über die Erde. Adelheid senkte ihren thränenfeuchten Blick in die Tiefe des Himmels, und allmählich entschliefen die Sehnsuchtsschmerzen in ihrer Brust, sie wurde ruhiger; die bleichen und doch so lieblichen Schätten vergangener Tage tauchten herauf und leisteten ihr Gesellschaft. — Wie hier, hatte sie einst in der Heimath an einem solchen Wintertage am Fenster gesessen und in den stahlgrauen Himmel hinaufgeschaut... Noch ein Paar dunkle, leuchtende Augen waren ihrem Blicke gefolgt und hatten

sich träumerisch in den Himmel und dann in ihre Augen gesenkt. Sie hörte wieder die weiche, klangvolle Stimme: „Wir sprechen von der Tiefe des Himmels — auch die Höhe wird zur Tiefe, wenn sie in's Unendliche geht."

Ach, jene glückliche, blühende Zeit, in der sie mitten im Winter einen Frühling im Herzen trug! . . .

Mächtiger als je wurde in Adelheid das Andenken an jene Zeiten wach, je kälter und fremder sich das Verhältniß zu Arnold gestaltete. Sie hatte ihm zeigen wollen, daß die frühere Jugendliebe sich zu einer innigen, wahren Freundschaft abgedämpft, war ihm harmlos, herzlich entgegengekommen, und er hatte sich kühl zurückgehalten. Es schmerzte sie, daß er selbst es für nöthig fand, so künstliche Schranken aufzurichten, während ohnehin das Schicksal zwischen ihnen eine Kluft aufgeworfen. Warum sollten sie nicht in dem außergewöhnlichen Verhältnisse sich glücklich zurecht finden? Mit dem feinen Herzenstakte, der ihr eigen war, hatte Adelheid erkannt, daß gerade nur ein rückhaltloses Anknüpfen an die Vergangenheit sie vor Klippen bewahren konnte, an denen sie sonst scheitern mußte. Wer in solchen Lebenslagen ein völliges Vergessen heuchelt, der drückt nur den Stachel der Unruhe in sein und des Anderen Herz. —

Arnold mißverstand dieses Auftreten Adelheid's.

Er glaubte, sie wolle ihm durch ein unbefangenes Anknüpfen an die Vergangenheit beweisen, wie weit der flüchtige Jugendtraum hinter ihr liege, wie still und ruhig seitdem ihr Herz geworden, und fühlte sich davon verletzt. Wenn sie ihn, durch irgend einen Zufall veranlaßt, an jene Tage erinnerte, hatte er dafür nur ein gleichgültiges Lächeln. Er wich ihren Bemühungen, ein harmloses Verhältniß anzubahnen, sichtlich aus und zeigte der Fürstin mit peinlicher Abgemessenheit nichts als den gewissenhaften, eifrigen Beamten.

Adelheid fühlte, wie sehr Arnold unter diesem Versteckspiele litt, und doch übte ihr Bestreben, dasselbe zu beseitigen, die entgegengesetzte Wirkung. Er zog sich um so kälter in sich selbst zurück, lebte ganz seinem schweren Amte und schien in rastloser Arbeit alle Unruhe des Herzens beschwichtigen zu wollen.

Wie viel gab es aber auch aufzuräumen, wenn der Weg für eine segensreiche Thätigkeit freigemacht werden sollte! —

Für einen edlen Geist ist es eine schwierige Aufgabe, die Forderungen des Staates mit denen der Humanität in Einklang zu bringen. Denn wer tief eingefressene Schäden heilen will, muß auch tief in's Fleisch schneiden, und hier noch immer eine milde, schonende Hand zu zeigen, dazu gehört ein Talent, das Wenige besitzen

und die Wenigsten auszuüben vermögen, weil sie nicht warten können und in ihrer Ungeduld Alles überstürzen.

Arnold hütete sich wohl, in diesen Fehler zu verfallen, und doch erregten schon seine ersten Maßregeln einen heftigen Sturm.

Wie alle Kleinstaaten, litt das Fürstenthum an einer Ueberfülle von Beamten. In der getreuen Nachahmung eines großen Staatsganzen werden in einem solchen Ländchen so viel Aemter, Gerichte und Collegien eingesetzt, daß es die deutsche Gemüthlichkeit in das beste Licht stellt, diese wunderlichen, den schärfsten Spott herausfordernden Einrichtungen, jahrhundertelang wie eine Naturnothwendigkeit ertragen zu haben.

Ganz besonders trieb das Militärwesen die höchsten Blüthen kleinstaatlicher Ueppigkeit. Die kleine, kaum aus hundert Mann bestehende Garnison erfreute sich nicht weniger als fünf activer Generale, und da die Mannschaften größtentheils beurlaubt waren, so überwog das Offiziercorps durch seine Zahl die Gemeinen.

Alle diese mit zahlreichen Orden bedeckten Offiziere, die sie auf Wachtparaden erworben, erhielten bedeutende Gehälter aus der Privatschatulle des Regenten, und je weniger das kleine Land in Gefahr schwebte, für seine Selbständigkeit in den Kampf zu ziehen, je mehr hatte es alle seine Kräfte angestrengt, wenigstens seinen

Offizieren die mangelnde Aussicht auf Lorbeern durch ein behagliches Dasein zu ersetzen.

Die fünf Generale waren im tiefsten Frieden ergraut und konnten sich kaum noch täglich zu ihrer Weinstube schleppen; erst wenn sie hinter der Flasche saßen, nahmen sie eine drohende Haltung an. Der General der Cavallerie sollte einmal nach einer alten Sage vom Pferde gefallen sein und sich den Fuß verstaucht haben; seit Menschengedenken hatte ihn Niemand auf dem Rücken eines Gaules gesehen. Böswillige behaupteten sogar, dieser Pferdesturz sei nur eine Mythe, er habe das Bein gebrochen, als er eines Abends, etwas angeheitert, die Schwelle seiner Stammkneipe verlassen.

Diese alten Friedenshelden wurden in den wohlverdienten Ruhestand versetzt. Schon dieser erste Schritt fand die allgemeinste Mißbilligung. Man sah darin eine unerhörte Grausamkeit; die guten Philister hatten sich an ihr verdorrtes fünfblätteriges General-Kleeblatt gewöhnt und begriffen nicht, warum diese alten Herren nicht mehr das Vaterland retten sollten.

Von allen Seiten wurde die junge Regentin bestürmt, diese harte Maßregel zurückzunehmen. Das sämmtliche Offiziercorps drohte mit seiner Entlassung, und selbst die Bürgerschaft mit ihrem Oberhaupt an der Spitze bat um Erhaltung der allgemein beliebten und geschätzten Generale; aber Adelheid blieb standhaft.

Sie hatte ein unbedingtes Vertrauen zu der Einsicht und dem redlichen Willen Arnold's, der sich von diesem Jammer nicht beirren ließ und der Fürstin ruhig erklärte: „Wir müssen erst niederreißen, um einen Neubau aufrichten zu können."

Auch die Reihen der zahllosen Hofbeamten wurden gelichtet, und hier wählte Arnold diejenigen aus, die durch ihre damalige zweideutige Haltung dieses Schicksal wohl verdient hatten. Adelheid war zu diesem Schritte weit schwerer zu bewegen, sie sah darin nur einen Act der Rache; aber Arnold beschwichtigte ihre Bedenken. „Diese Hofschranzen sind alle gleich unbedeutend," sagte er nicht ohne Geringschätzung, „sie können sich durch nichts auszeichnen als durch ihre Treue; haben sie auch diese gebrochen, dann sind sie völlig werthlos und müssen bei Seite geschoben werden."

Durch Candidat Milbe, der sich plötzlich erinnerte, daß Arnold sein Studienfreund sei und dem neuen, mächtigen Günstlinge seine Huldigung darbrachte, erhielt er eine Liste der Ueberläufer, und binnen Kurzem war das Schloß von einer stattlichen Zahl fürstlicher Müßiggänger gesäubert.

Auch den Kammerherrn von Klinge traf dieses harte Loos. „Ich bin enthauptet!" rief er verzweifelnd und griff sich an seinen Kopf. Er wollte sich der Durchlaucht zu Füßen werfen, wurde aber nicht vorgelassen.

Immer las er wieder sein Entlassungsschreiben, seine hervorstehenden Augen quollen noch mehr aus ihren Höhlen, ihm schwankte die Erde unter den Füßen, sein armer Kopf vermochte es nicht zu fassen, daß man gerade ihn, den Unentbehrlichsten, fortzuschicken wage. Er war es sich bewußt, daß sich Niemand in der Hofkleidung so sicher und elegant zu bewegen, so entzückend süß seinen unterthänigsten „Guten Morgen" zu flöten vermochte als er, und dennoch entlassen! — Ihm blieb ein Trost — Herzog Leopold mußte ihm eine neue, glänzende Zufluchtsstätte eröffnen, fiel er doch als Opfer seiner damaligen Pflichttreue!

Ohne Zögern lenkte er seine Schritte zum mächtigen Nachbar, der ihn gewiß mit offenen Armen empfing. Nur mit vieler Mühe erhielt er bei Leopold eine Audienz. Der Dreizehnte blieb taub gegen die Bitten Klinge's, selbst ein Fußfall des Kammerherrn rührte ihn nicht: „Wenn ich Dummköpfe haben will, brauche ich sie nicht aus der Fremde zu holen!" sagte er mit Lachen und wies dem völlig zusammengebrochenen Höfling ziemlich rücksichtslos die Thür. Ganz verstört schwankte Klinge hinaus. „Dank von Fürsten!" rief er mit unruhig rollenden Augen und brach dann in ein wahnsinniges Gelächter aus. Sein Geist blieb umflort, wenn er überhaupt je welchen gehabt hatte; ein reicher Ver-

wandter nahm sich seiner mitleidig an und bot ihm in seinem Hause eine Zufluchtsstätte.

Obwohl Fürstin Caroline eine tiefe Befriedigung darüber empfand, daß endlich die treulosen Diener ihren Lohn erhielten, konnte sie doch den Verlust ihrer Macht nicht so leicht verschmerzen. Es war zwischen ihr und Adelheid noch einmal zu einem Auftritte gekommen, und in ihrer rücksichtslosen Weise hatte die alte Durchlaucht ihrer Schwiegertochter nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie die Herbeirufung eines früheren Verehrers tadeln müsse.

Die junge Fürstin fühlte sich durch diesen neuen, plumpen Angriff tief verletzt, es berührte sie peinlich, schon jetzt jene stille, glückliche Vergangenheit in den Schmutz gezogen zu sehen. Woher kannte ihre Schwiegermama die Beziehungen zu Arnold, und wie war sie überhaupt bei der Auswahl einer Gemahlin auf sie gefallen? Das blieben der jungen Fürstin Räthsel, die sie vergeblich zu lösen suchte. —

Adelheid mußte an all' die aufregenden Kämpfe denken, die sie zu bestehen gehabt und fast täglich zu bestehen hatte. Wie schwer wurde es ihr gemacht, Anderer Glück und Wohlsein zu schaffen, und wie wenig glücklich war sie selbst dabei! Sie blickte längst nicht mehr in den bleichen Winterhimmel hinaus, ihre Augen

ruhten auf den Zeigern der großen, schwerfälligen Uhr, die langsam weiterrückten. In wenigen Minuten mußte Arnold erscheinen, jetzt hörte sie schon seinen ruhigen festen Tritt im Vorzimmer, und der Kammerherr meldete: Rath Schorn; sie fühlte das heftige Schlagen ihres Herzens, und doch behielt sie so viel Herrschaft über sich selbst, um den Jugendfreund mit ruhiger Freundlichkeit zu empfangen.

Auch heute begrüßte Arnold die Fürstin nicht wie eine Bekannte aus alter, glücklicher Zeit, sondern wie seine hohe Herrin. Mehr als je schien er in Gedanken versunken, mit neuen Planen beschäftigt. Er legte ihr einige Decrete zur Unterschrift vor und setzte ihr dabei mit großer Klarheit und mit noch größerem Eifer das Für und Wider auseinander. Sie hörte kaum auf seine Worte, nur ihre Augen ruhten aufmerksam auf seinen Lippen, dann unterschrieb sie rasch. „Welch neue Ideen wälzen sich hinter Ihrer Stirn?“ fragte sie und versuchte zu lächeln.

„Ich fürchte, Sie mit fortwährenden Reformvorschlägen zu ermüden.“

„Sprechen Sie nur,“ entgegnete Adelheid, und sie zwang sich, ihre Zerstreutheit zu bemeistern.

„Es ist freilich eine peinliche Sache, wenn ich mein Sparsystem selbst auf Ihren Haushalt auszudehnen wage, aber“ —

„Also auch mich erklären Sie für eine Verschwenderin?" unterbrach ihn Adelheid und schlug, davon belustigt, die Hände zusammen.

Das Staunen der Fürstin war so harmlos und komisch, daß Arnold kaum seine Heiterkeit unterdrücken konnte. „Zu Ihrer Hofhaltung gehören eine Menge Diener, die niemals in die Lage kommen, Ihnen den geringsten Dienst zu erweisen, die völlig überflüssig sind und mit deren Entlassung nirgends die geringste Lücke fühlbar wird."

„Schon wieder soll ich Leute entlassen, lieber Arnold?" — und auf ihrer Stirn zeigte sich eine leichte Unmuthswolke. „Sie wissen, wie schwer mir das fällt."

„Diese Maßregeln sehen grausamer aus, als sie wirklich sind," entgegnete Arnold; „all' die Menschen haben ein Dasein voll Müßiggang geführt und sich selbst entsetzlich gelangweilt, wir geben sie nur dem bürgerlichen Leben zurück, damit sie sich tummeln lernen, und da sie ein ganzes Jahr lang ihren Lohn noch forterhalten, haben sie Zeit genug, sich im bürgerlichen Leben wieder zurecht zu finden."

„Ich weiß, daß Sie gerecht, daß Sie nicht hart sind, und doch, Arnold, zürnen Sie nicht meiner Schwäche. Es fällt mir schwer auf's Herz, daß ich bisher wohl sehr Viele unglücklich machen konnte, aber Niemanden glücklich." — Adelheid ließ traurig die Hände in den Schooß

sinken und blickte schmerzlich bewegt Arnold in die sinnenden Augen.

„Wer thatkräftig in das Leben einzugreifen wagt, muß auf den stillen Frieden seines Herzens verzichten lernen," sagte er fest und ruhig. „Im Hinblicke auf das große Ganze verschwindet die Rücksicht auf das Wohl des Einzelnen. Soll ein Beamter, der den Staat betrügt und Hunderte durch seine Willkür quält und peinigt, seine Stelle behalten, weil er fünf Kinder zu ernähren hat und jetzt durch seine Pensionirung sich einige Einschränkungen auflegen muß?"

„Und doch schneiden die Klagen dieser Kinder mir in's Herz; was haben sie verschuldet, daß sie nun plötzlich, aus angenehmen Verhältnissen hinausgestoßen, mit Noth und Entbehrungen kämpfen sollen?" — Adelheid seufzte in Erinnerung der herzzerreißenden Klagen, die in ihr Ohr gedrungen.

„Je gerechter ein Land regiert wird, je sicherer wird der Einzelne den Lohn seiner Thaten hinwegtragen. Macht es die göttliche Vorsehung anders? Jeder erntet, was er ausgesäet. Der Charakter eines Menschen steht mit seinen Schicksalen im innigsten Zusammenhange, dort zeigt sich nirgends eine Lücke."

Adelheid wiegte nachdenklich den Kopf hin und her. „Sind Sie davon wirklich überzeugt?" fragte sie mit einem ungläubigen Lächeln. „Weben um uns Alle

nicht geheimnißvolle Mächte und spinnen uns in Verhältnisse ein, die wir mit der größten Anstrengung nicht mehr beherrschen können? Nein, ich möchte Ernst beistimmen, wenn er klagt: Aus den Banden des Schicksals giebt es kein Entrinnen!" — Sie stand auf, trat an's Fenster und blickte sinnend in den Winterhimmel, der sich kalt und durchsichtig über die Erde wölbte.

Arnold's Blicke folgten ihr mit großer Theilnahme. Zum ersten Male verrieth diese ruhige, stille Seele, daß auch sie nicht glücklich war. Fühlte sie die Fesseln, die ihre Stellung ihr auflegte, als eine schwere Last, und sehnte sie sich nach Freiheit? War ihr Schicksal nicht selbst ein schlagender Beweis für seine Behauptung? In ihrer Herzensgüte, in ihrer weichen, fügsamen Weise hatte sie sich in eine Stellung drängen lassen, für die sie nicht geschaffen war. Ihre Seele liebte die Stille, ihr einfacher, schlichter Sinn würde sich in den bescheidensten Verhältnissen zurecht gefunden haben; aber sie war eine viel zu tief angelegte Natur, um in fürstlicher Unverschämtheit mit geistigen Rechenpfennigen zu klimpern, und so verstand sie nicht ihre Umgebung zu beherrschen, geschweige ihr zu imponiren. Hätte sie damals sich geweigert, dem Fürsten ihre Hand zu geben, so würde sicher ihr Dasein einen harmonischeren Verlauf genommen haben. Er durfte ihr seine Gedanken nicht mittheilen, und als sie jetzt zu ihm sich mit der Frage

zurückwandte: „Nun, Sie schweigen? Geben Sie uns Recht?“ — entgegnete er nach einigem Zögern: „Wie könnte ich das? Es ist meine innigste Ueberzeugung, daß aus unserem Charakter heraus sich unser Dasein gestaltet. Schicksal und Gemüth sind Namen eines Begriffes! ruft einer unserer tiefsinnigsten Dichter. Bei den Griechen war die geschickte Wagenlenkung in der Rennbahn das Höchste im olympischen Spiel. Auch bei uns ist es noch der Fall, nur gilt die Kunst dem Wagen des eigenen Geschicks.“

„Männer mögen diese Kunst lernen und üben, wir schwache Frauen nimmermehr. Oder glauben Sie wirklich, daß Jeder erntet, was er ausgesäet? Und wie kommt es, daß gerade die Edelsten und Besten so schwer mit Noth und Unglück zu kämpfen haben, während gemeinen und niedrigen Seelen der vollste Sonnenschein des Glückes lacht?“

Sie sprach diese Worte rasch, mit sichtlicher Erregung; ihre Augen ruhten erwartungsvoll auf Arnold's Lippen. Wie oft mußte diese Frage ihre edle Seele zermartert haben! Während sie sich in ihrem Sessel niederließ, machte sie eine bezeichnende Handbewegung, daß er neben ihr Platz nehmen möge.

Arnold zog einen Stuhl herbei, aber anstatt sich darauf zu setzen, legte er nur leicht die Hand auf die Lehne desselben und entgegnete: „Sie haben ein Recht, so zu

fragen; wir sehen die trefflichsten Menschen im tiefsten Elend und die abgefeimtesten Schurken in Glanz und Glück, doch ein Ausgleich ist auch hier zu entdecken. Eine gemeine Natur kann niemals wahrhaft glücklich sein; sie mag alle Schätze der Welt erwerben, zum reinen Genuß des Daseins kommt sie nie. Das Unglück dagegen erzieht und läutert; einem tüchtigen Menschen kann das Schicksal wohl den Arm zerschmettern, aber nicht das Herz, ja, das reinste und höchste Glück finden wir doch nur, wenn wir den Muth haben, uns selbst zu vergessen, und redlich bestrebt sind, für das Wohl Anderer zu wirken, so weit unsere Kräfte reichen."

In seinem Munde klangen diese Worte so einfach und natürlich; nicht einmal seine Augen erhielten während des Sprechens einen höheren Glanz, zu tief waren diese Ideen mit seinem innersten Wesen verwoben, um noch sein Herz in Bewegung zu setzen, wenn er, was selten geschah, einmal damit hervortrat.

Adelheid hatte den Kopf in die Hand gestützt und nicht aufzublicken gewagt. Wenn sie nur seinen Worten lauschte, dann wurde sie in die alte Zeit zurückversetzt, dann hörte sie wieder jenen Arnold, der in edler Schwärmerei ihr eine ideale, schönere Welt erschlossen. Das war noch immer dieselbe wohlklingende, volle Stimme, die sie stets tief und seltsam bewegt.

„Ihr Herz hat sich die alte Begeisterung zu bewah-

ren gewußt, und doch — wie anders erscheinen Sie mir, als damals" — sagte sie langsam, blickte dabei auf und förmlich prüfend in sein Antlitz, als wolle sie den Unterschied von einst und jetzt sich recht gegenwärtig machen.

„Sie haben Recht," entgegnete Arnold, und eine flüchtige Röthe färbte seine Wangen. „Es gab eine Zeit, wo ich die ganze Menschheit mit einem Bruderkuß umarmt hätte; ich bin kühler geworden, aber so viel ist mir noch übrig geblieben, um ihr meinen letzten Blutstropfen zu opfern."

„Und Sie werden eben so wenig Dank ernten, wie sie alle, die für die Welt ihr Herzblut hingaben."

„Ich zähle auf keinen Dank, ich würde ihn sogar fürchten," erwiderte Arnold mit einem seltsamen Lächeln. „Was ich will, ist, Ihnen zu helfen, dieses kleine Land aus seiner geistigen und materiellen Verkommenheit zu befreien, und deshalb müssen wir überall sparen, um die Mittel für unsere Zwecke zu gewinnen. Das ist das Erhebende unserer Aufgabe, daß wir ein reiches, schönes Feld vor uns haben, wo uns selbst dann noch viel zu schaffen übrig bleibt, nachdem wir meinen, bereits Alles gethan zu haben."

„Weit freudiger werde ich Ihnen die Hand dazu reichen, wenn Sie den Aufbau beginnen, als jetzt zum Niederreißen. Aber hoffen Sie wirklich, daß es Ihnen

gelingen wird, hier der Kunst und Poesie eine Stätte zu bereiten?" — Sie erhob sich und blickte freudig in seine ruhig glänzenden Augen.

„Wir werden zuerst für das materielle Wohlsein dieser Leute zu sorgen haben. Handel und Gewerbe liegen in all' den kleinen Staaten tief darnieder; denn wir Deutschen sind es leider gewöhnt, daß die Hülfe und Anregung von oben kommt. Wir müssen für Errichtung von Fabriken sorgen, bessere Verkehrswege schaffen und deshalb vor allen Dingen unternehmende Leute heranzuziehen suchen."

„Da sollten wir Ihren Vater herüber locken!" rief Adelheid lebhaft. „Er besitzt Thatkraft, Energie und ist noch viel zu frisch und rüstig, um schon für immer müßig zu sitzen. Wie prächtig wäre es, wenn er bei uns seine Fabrik anlegen wollte, und wie würde ich mich freuen, den wackern Mann in meiner Nähe zu haben!"

In ihrem Antlitze spiegelte sich die Freude wieder, die sie über diesen glücklichen Einfall empfand.

Arnold fühlte sich davon seltsam bewegt; zum ersten Male trat er etwas aus seiner Zurückhaltung heraus. Lebhafter als gewöhnlich entgegnete er: „Ich danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie für meinen Vater hegen, und ich theile Ihr Bedenken, daß ihm das ruhige

Leben auf die Länge unerträglich wird; aber dennoch darf ich nicht daran denken, ihm hier ein neues Feld für seine Thätigkeit zu eröffnen."

„Warum nicht?" fragte sie verwundert.

„Es wäre undankbar, wenn mein Vater sich in nächster Nachbarschaft unseres Freundes Stone ansiedeln und ihm durch Anlegung einer zweiten Papierfabrik Concurrenz machen wollte."

„Mr. Stone ist ein Engländer und wird die Concurrenz nicht fürchten," bemerkte Adelheid. „Fragen Sie ihn nur. Nein, so leicht gebe ich diesen Gedanken nicht auf; o, ich kann auch hartnäckig sein!"

Sie versuchte, ein sehr entschlossenes Gesicht zu machen, vermochte dann aber ihre Heiterkeit nicht zu beherrschen und brach in ein herzliches Lachen aus.

Arnold wollte neue Bedenken äußern.

„Geben Sie sich keine Mühe, lieber Arnold," schnitt sie ihm das Wort ab, „ich werde mit Mr. Stone selbst sprechen, und er wird der Erste sein, der meinem hübschen Plane zustimmt. Ihr Vater soll endlich bei uns seinen lieben Fabriktraum verwirklichen können, und nicht wahr, Herr Rath, wir machen ihm mit Ertheilung der Concession keine Schwierigkeiten?" — Mit einem Anfluge jener anmuthigen Schelmerei, die auf Arnold einst solchen Zauber ausgeübt, fuhr sie fort: „Wir sind

ja kein Caligula, sondern wollen nichts Anderes werden, als eine gute Landesmutter."

Von den alten Erinnerungen fortgerissen, ergriff er ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. Sie entzog sie ihm nicht; ihr Blick ruhte warm und innig auf dem Jugendgeliebten. Beinahe furchtsam schlug er die Augen zu ihr auf und sah ihr in das geröthete Antlitz; ihm war's, als schwanke der Boden unter seinen Füßen. Er versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihm; die Brust drohte ihm zu zerspringen, er preßte die Hand darauf, als könne er damit den Sturm seines Innern beschwichtigen. Damit gewann er wirklich die Fassung über sich selbst; im nächsten Augenblicke erhielt sein Gesicht einen ruhigen Ausdruck.

„Verzeihung, Durchlaucht!" sagte er im früheren Tone und versuchte seine Schwäche vollends hinwegzulächeln.

„Arnold, wollen wir dieses quälende Versteckspiel wirklich fortsetzen? Ist es nicht möglich, daß wir in herzlichster, innigster Freundschaft ein gut Stück Weg zusammengehen?" fragte sie mit ihrer weichen, einschmeichelnden Stimme. „Ich weiß, daß unsere Lage eine seltsame, schwierige ist; aber sind wir denn solch gewöhnliche Naturen, um uns durch Aufführung künstlicher Schranken vor uns selbst zu schützen?" — Ihre

Augen leuchteten, ein Hauch reinster Weiblichkeit umfloß ihre edle Gestalt, — „Wie hab' ich mich in dieser Welt voll Trug und Heuchelei nach einem treuen Herzen gesehnt, nach einem Menschen, an den ich mich vertrauensvoll anlehnen kann, und nun ich Sie aus tiefster, qualvollster Verlassenheit herbeigerufen, schließen Sie mir die Pforten Ihres reichen Innern zu und gönnen mir nicht das kleinste Almosen! Nein, Arnold, lassen Sie uns ehrliche, rechtschaffene Freunde sein!" — Sie streckte ihm beide Hände entgegen.

„Sie fordern so wenig, vielleicht auch sehr viel von mir," entgegnete Arnold. „Und doch, wie glücklich bin ich, daß Ihr Wort den Zauberbann gelöst, unter dem wir Beide schmachteten! Ja, Sie haben Recht, auf eine ehrliche, treue Freundschaft!"

Er hielt mit seinen Händen ihre schlanken, zierlichen Finger umschlossen, Beide standen sich in eigenthümlicher Bewegung gegenüber und blickten sich dennoch ruhig in die Augen.

Das Knistern eines Seidenkleides ließ sich hören.

„Verzeihung, Durchlaucht, daß ich heute von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen und unangemeldet Ihre Gemächer zu betreten wage!"

Es war Gräfin Holwitz; sie hielt mit freudestrahlendem Antlitze den jungen Prinzen auf dem Arme.

„Der erste Zahn!“ jubelte sie; „es drängte mich, Ihnen diese Freudenpost zuerst zu bringen.“

Die Gräfin schien für die Anwesenden gar keine Augen zu haben; ihre zärtlichen Blicke ruhten nur auf dem Kinde, und jetzt überreichte sie es mit einer hofmäßigen Verbeugung der Fürstin.

Adelheid war Anfangs bestürzt, erzürnt über das plötzliche Erscheinen der Holwitz; aber als jetzt der Kleine die Arme nach ihr ausstreckte, war Alles vergessen. Sie nahm ihn an sich und suchte mit der ganzen Sorgsamkeit einer Mutter den wichtigen Thatbestand festzustellen. Der Kleine machte es ihr leicht; sobald sie ihn auf dem Arme schaukelte, öffnete er die Lippen zu einem hellen, herzlichen Lachen und zeigte zwei kleine Korallchen, die schon das Zahnfleisch durchbrochen hatten.

„Mein theures Bübchen, da hast Du nun die ersten Zähne überstanden, Gott helfe weiter!“ jubelte sie und preßte ihren Mund an seine Lippen.

„Er hat dasselbe silberhelle Lachen, wie Ew. Durchlaucht,“ lispelte die Holwitz.

„O, möchte er dieses Lachen nie verlernen! Er soll einmal glücklicher werden, als“ — Sie vollendete nicht, ein Schatten flog über ihr Antlitz, und sich an Arnold wendend, fuhr sie fort: „Nicht wahr, das Loos eines Fürsten ist ohnehin kein beneidenswerthes?“

„Nein, wahrlich nicht, sobald sich der Fürst nur seiner schweren, verhängnißvollen Aufgabe völlig bewußt wird," entgegnete Arnold. — Sein Blick ruhte dabei auf dem Kinde, und er mußte unwillkürlich die große Aehnlichkeit desselben mit Adelheid bewundern.

„Wir wollen ihn zu einem tüchtigen Regenten heranbilden, und Sie, Arnold, müssen mir helfen. Ihnen allein vertraue ich später die Ausbildung des Knaben an, und nicht wahr, Sie werden ihn zu einem edlen, guten Menschen erziehen?"

Niemals trat ihm die Lieblichkeit und Anmuth ihrer Erscheinung klarer vor die Seele, als in diesem Augenblicke. Etwas Madonnenhaftes lag über sie ausgebreitet, wie sie das Kind in den Armen hielt und mit glücklichem, sonnenhaftem Lächeln zu ihm aufschaute. Wie berauscht ruhten seine Augen auf der Jugendgeliebten; da fühlte er die stechenden Blicke der Holwitz auf sich gerichtet, er glaubte ihr boshaftes Lächeln zu bemerken, und mit der ihm eigenen Selbstbeherrschung wußte er sich gewaltsam aufzuraffen.

„Es ist schwer, ein Kind zu erziehen, noch schwerer, ein Fürstenkind," entgegnete er; „aber wenn Sie mir einst diese schöne Aufgabe zuertheilen, dann werde ich Ihnen unendlich dankbar sein, weil Sie damit einen Wunsch erfüllen, den ich schon immer in jugendlicher Schwärmerei gehegt."

„Ich weiß aus Erfahrung, welches Erziehertalent Sie besitzen," lächelte Adelheid, „aber bis dahin will ich selbst aus Ihren anderen Talenten den reichsten Nutzen ziehen und Ihrer Führung mich anvertrauen. Auch gegen das Niederreißen alles Morschen und Abgelebten will ich mich nicht länger sträuben; lassen Sie Alles hier, Herr Rath, ich werde unterzeichnen."

Mit diesen Worten war ein Uebergang gefunden. Arnold verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll vor Adelheid, grüßte sehr kalt und förmlich die Holwitz und verließ rasch das Zimmer.

Die Gräfin war mit ihren klugen Augen den Vorgängen aufmerksam gefolgt; mehrmals nagten ihre kleinen, weißen Zähne unmuthig an der Unterlippe, noch einen Blick voll Haß und Erbitterung sandte sie ihm nach, dann strahlte ihr hübsches, volles Gesicht in alter Freundlichkeit.

„Ein herrlicher Mann!" rief sie bewundernd aus, und ihre Blicke hafteten auf der Thür, als wolle sie sich die Erscheinung Arnold's damit zurückzaubern, während sie verstohlen jede Bewegung in dem Antlitze der Fürstin zu beobachten suchte. Sie hatte erwartet, daß Adelheid dem Gespräche ausweichen und so gerade ihr tiefstes Empfinden an den Tag legen werde; aber diese entgegnete unbefangen:

„Sie haben Recht, es ist ein edler, groß angelegter

Charakter; ich bin glücklich, daß ich die schwersten Regierungssorgen auf seine Schultern legen kann."

Die Amme erschien jetzt und nahm den kleinen Prinzen wieder in Empfang; sie machte dabei der Holwitz ein bitterböses Gesicht, daß diese ihr die Freudenbotschaft weggehascht.

Adelheid bemerkte es und sagte beschwichtigend: „Sei gut, Du wirst dafür reichlich entschädigt werden."

„Nur müssen wir oft die Bewunderung für einen Mann allzu schwer büßen," bemerkte die Gräfin, an das letzte Gespräch anknüpfend. Sie schien seltsam bewegt, und wie fortgerissen von ihren Erinnerungen, trat sie auf Adelheid zu und sagte mit einem schweren Athemzuge: „Auch ich schwärmte einst als blutjunges Mädchen für einen außerordentlichen Charakter; er dünkte mir so hoch erhaben über alles Irdische und Gemeine, und wie bitter wurde ich enttäuscht!" — Sie drückte das schmerzlich zuckende Antlitz in ihr Taschentuch und schwieg einen Augenblick. Vielleicht mochte sie weitere Fragen erwartet haben, und als Adelheid noch immer schwieg, fuhr sie mit umflorten Augen und bewegter Stimme fort: „Nun mußte ich erfahren, daß der Mann, zu dem ich bewundernd aufschaute, nicht besser war, als die anderen alle. Er loderte in wilder Leidenschaft für die Gemahlin seines besten Freundes auf, und für mein junges, unerfahrenes Herz war es

damals, als ob ein Abgrund sich vor mir öffne. Ich hasse, ich verachte seitdem die Männer!" fuhr sie mit leidenschaftlicher Erregung fort. „Durchlaucht, forschen Sie niemals nach dem Namen dieses Mannes, Ihnen darf, will ich ihn nicht nennen, denn wehe der Hand, die unsere Ideale zertrümmert!"

Adelheid war an's Fenster zurückgetreten und hatte nur halb auf die Worte der Holwitz gehört; sie blickte hinab und sah, wie Arnold, in tiefes Sinnen verloren, dem Parke zuwanderte, und erst als die Holwitz lebhafter sprach, wurde sie aufmerksamer. Ihre Gedanken weilten noch bei dem Freunde, und deshalb fühlte sie sich durch die Erzählung der Holwitz desto unsanfter aus ihren Träumen geweckt. Der letzte Schleier, mit dem sich das schlangenkluge Weib bisher zu umhüllen gewußt, war damit zerrissen. Wie kalt berechnend war nicht jedes ihrer Worte, sorgfältig abgewogene Gifttropfen, die allmählich ihr das Herz zerstören sollten, und tief angewidert davon, sagte sie mit ungewöhnlicher Herbheit: „Gräfin, ich habe niemals nach Ihrer Vergangenheit geforscht, will auch nicht danach forschen, und deshalb darf ich Sie wohl bitten, mich mit Ihren Selbstbekenntnissen zu verschonen!"

Die Holwitz erkannte, daß sie zu weit gegangen war. „Verzeihung, Durchlaucht, ich würde es nicht gewagt haben, aber ich weiß, in Ihrer Seele ruht das Ver=

ständniß für jeden Schmerz! Sie werden mich nicht verurtheilen, weil ich in einem unbewachten Augenblicke Ihnen die Einsicht in mein schmerzzerrissenes Inneres gestattet habe." — Ehe Adelheid es verhindern konnte, warf sie sich ihr zu Füßen, und die Hände zu ihr emporhebend, rief sie mit gut gespielter Ergriffenheit: „Seien Sie mir noch einmal eine gnädige Herrin und vergessen Sie, daß ich Sie so schwer betrübt!"

Wohl fühlte sich Adelheid von dem Treiben der Gräfin angewidert, und doch hatte sie nicht den Muth, ihr völlig den Rücken zu kehren. Es war dieselbe Rücksicht, die Fürsten stets bestimmt, selbst die elendesten Creaturen um sich zu dulden, auch wenn sie längst ihre Erbärmlichkeit durchschaut. Es gehören ganz andere, derbe Fäuste dazu, um solches Hofgeschmeiß gründlich abzuschütteln. Man scheut die aufregenden Scenen und weiß ganz genau, daß derlei Geschöpfe so lange kriechen und sich demüthigen, bis sie wieder ein wenig zu Gnaden aufgenommen werden.

Auch Adelheid wußte sehr wohl, daß die Gräfin alle Schmeichelkünste erschöpfen und kein Mittel unversucht lassen würde, um sich ihre Stellung zurück zu erobern, und sie ahnte selbst, daß ihr noch die zähe Widerstandskraft fehle, um eine Holwitz immer wieder zurück zu weisen; sie bezwang sich deshalb und entgegnete nach

einigem Zögern: „Ich bitte Sie, liebe Holwitz, nehmen Sie meine flüchtige Bemerkung nicht so tragisch!“

„Durchlaucht zürnen mir nicht mehr? Nun ist Alles gut, das macht mich überglücklich!“ — Und sie blickte mit der Seligkeit eines Kindes, das bereits seine Strafe vergessen, zur Fürstin empor.

„Beruhigen Sie sich, Gräfin, ich war verstimmt, gereizt; denken Sie, es war eine fürstliche Laune.“ — Und Adelheid reichte ihr mit einem flüchtigen Lächeln die Hand.

„Meine gnädige Herrin!“ lispelte die Holwitz und zog ehrfurchtsvoll die schlanken Finger Adelheid's an ihre Lippen, und mit einer tieferen Verbeugung, als je, verließ sie das Gemach.

Strahlenden Auges durchwanderte sie die Vorzimmer; erst als sie in ihrer eigenen Wohnung angelangt war, verschwand das süße Lächeln von ihren Lippen, erstarb der feurige Glanz in ihren Augen. Sie stürmte wie wahnsinnig durch das Zimmer, ihr Gesicht war von Haß und Wuth entstellt und über die feinen Lippen, die so anmuthig zu flüstern verstanden, kamen jetzt Worte, die der alte Cavallerie-General selbst bei der vierten Flasche Sect in einem Kreise seiner Kameraden, nicht für ganz parademäßig erklärt haben würde.

Dennoch verschaffte ihr auch dieser Wuthausbruch

keine Erleichterung; sie riß sich das Kleid auf, als wolle sie freier Luft schöpfen, und warf sich ermattet in einen Lehnstuhl. Da traf ihr Blick einen Pfeilerspiegel, und sie erschrak vor sich selbst.

„Habe ich mir nicht streng vorgenommen, mich nicht mehr aufzuregen, und ich lasse mich doch zuweilen wieder hinreißen? Das lohnte noch, sich so zu ärgern, daß ich darüber mein lieblich Kindergesicht einbüßte! Nein, das will ich behalten bis an's Ende, ihnen Allen zum Trotz! Mögen sie mich kränken, mich beschimpfen, ich will dazu lächeln und auf die Stunde warten, wo ich's ihnen heimzahlen kann! Nur keine Emotionen, keine Stürme, sie kosten unsere Schönheit! Auch unglückliche Liebe ist eine Leidenschaft, die alt macht und Runzeln bringt, das wird die Tugendprinzessin schon erfahren!“

Sie brach dabei in ein helles Lachen aus und nun lächelte sie so lange in den Spiegel, bis ihr daraus das alte, liebliche Kinderantlitz wieder entgegenschaute. —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es ist leichter, die gewaltigsten Umwälzungsplane in einem großen Reiche durchzuführen, als in dem kleinsten Ländchen. Hier ist der Gesichtskreis jedes Einzelnen so beschränkt, daß er sich in die unbedeutendste Neuerung nicht zu finden vermag. Je enger ein Gefäß, desto heftiger wird sein Inhalt bei der leisesten Berührung durchgeschüttelt. In einem kleinen Ländchen bewegt sich Alles im stillen, ruhigen Geleise; in schläfriger Gemüthlichkeit schleichen die Tage dahin, selbst die gichtbrüchige Thurmuhr zählt in träger Beschaulichkeit den guten Leuten die Stunden zu.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend geschieht nichts, was die Gemüther aufregen und außer Fassung bringen könnte. Kaum verirrt sich eine Zeitung hieher und berichtet den Leuten von dem Leben und Treiben der übrigen Welt. Eine halbe Stunde entfernt von der Residenz stehen schon die Grenzpfähle; was „da drüben" geschieht, erregt nicht die mindeste Theilnahme, es ist schon die Fremde, für die man kein Herz zu haben braucht.

Um so fester, inniger klammern sich die Gemüther an die Heimath an; die Auster kann nicht an ihrem Felsenriffe so hartnäckig kleben, als diese Trefflichen an ihrer Scholle. Hier ist ihnen Alles lieb und theuer;

das Widerwärtigste, selbst Noth und Elend ertragen sie gern, und wehe der Hand, die ihnen irgend ein Joch abzunehmen versucht. —

Arnold war auf allerlei Klagen und Schmerzensrufe gefaßt gewesen, aber einen solch beschränkten Widerstand selbst gegen die augenscheinlichsten Wohlthaten hatte er nicht erwartet. Er vermochte nicht die unbedeutendste Maßregel durchzusetzen, ohne von allen Seiten um deren Rücknahme bestürmt zu werden, weil sie so viele Menschen unglücklich mache.

Die Verbesserung der trostlosen Wege scheuchte die Bauern aus ihrer gewohnten Ruhe, die Spanndienste zu leisten hatten, während die Stadtbewohner über die Verschwendung von Geld und Arbeitskräften nicht genug die Köpfe schütteln konnten; aber die Verbesserungssucht des Rathes sollte die Aermsten noch ganz anders aufrütteln. Er drang bei den Stadtbehörden auf Pflasterung und nächtliche Beleuchtung der Straßen, suchte die Errichtung eines Gymnasiums durchzusetzen, und weder das Oberhaupt der Stadt noch seine Collegen wagten offenen Widerstand; desto mehr machten sie im Geheimen ihrem gedrückten Herzen Luft und erkannten jetzt erst völlig das gute, fromme Regiment des alten Fürsten.

Auch von der Bürgerschaft wurden die entsetzlichen, ruhestörenden Neuerungen einstimmig verurtheilt. Das ungewohnte Straßenpflaster fand Jeder abscheulich.

Die alten, wackeligen Gerichtsbeamten schlichen jetzt mit ihren Aktenbündeln über den Markt wie auf Eiern und verkündeten jedem Vorübergehenden, daß sie sich schon die furchtbarsten Hühneraugen auf dem nichtswürdigen Pflaster gelaufen hätten und sich deshalb in den Ruhestand begeben müßten, obwohl sie keine Ahnung davon hätten, was dann aus dem Gericht werden solle. Während die übrigen Einwohner klagten, daß sie auf den harten Steinen sich noch einmal so viel Stiefelsohlen abliefen, schwur die löbliche Zunft der Schuster hoch und theuer, daß sie nach der Pflasterung werde verhungern müssen, denn früher habe man bei schlechtem Wetter nur mit Wasserstiefeln über die Straße gehen können und jetzt verrichteten selbst zerrissene Schlafschuhe denselben Dienst.

Die nächtliche Straßenbeleuchtung galt ebenfalls für außerordentlich unnütz und erregte ein allgemeines Murren. Wer Abends noch etwas auf der Straße zu thun habe, könne sich, wie bisher, eine Laterne mitnehmen, diese glänzende, nächtliche Erleuchtung sei nur für liederliches Gesindel. Alte, ehrsame Bürger, die gewohnt waren, bis nach Mitternacht im Rathskeller zu sitzen, äußerten sich über diese Laternen am wegwerfendsten und erbittertsten; sie hatten bisher im Dunkeln sehr gut den Weg nach Hause gefunden, selbst wenn sie noch so unsicher und schiefwinkelig heimgesegelt;

jetzt aber, bei diesem blendenden Lichte, konnte Jeder bemerken, welchen Haarbeutel sie nach Hause trugen.

Trotzdem wagte Niemand einen offenen Widerstand, nicht einmal eine Straßenlaterne wurde im Unmuthe eingeschlagen; man schimpfte und klagte, seufzte die alte, gute Zeit herauf, trank vor Verdruß einen Schoppen mehr, aber man ertrug Alles mit der uns Deutschen so vielfach nachgerühmten, unerschöpflichen Geduld.

Am lautesten und unverschämtesten tadelte der Barbier Stratz das neue Regiment. „Es würde bald ein Ende mit Schrecken nehmen," verkündete er seinen Freunden, und nur sein Durst hielt seiner Erbitterung die Wage. Man zerbrach sich vergeblich den Kopf, wie es möglich sei, daß er täglich so viel „Halbe" mehr vertilgen und „bezahlen" könne, während die Zahl seiner Kunden immer mehr zusammenschrumpfte. Jeder war überzeugt, daß der Barbier sich an den Abgrund trinke; nur sein Freund, der kleine Schneider, lächelte verschmitzt. Die Beiden waren in letzter Zeit sehr vertraut mit einander geworden, sie hockten im Rathskeller fast immer zusammen, plauderten viel, tranken noch mehr, und ihre Weiber machten sich gegenseitig die bittersten Vorwürfe, und nicht einmal die Zänkereien ihrer Gattinnen konnten sie trennen.

Während die Frau des Schneiders den Barbier als Verführer ihres Mannes verwünschte, wurde die

zungengewandte Gattin des Bartscheerers auch nicht müde, den kleinen Schneider als Zerstörer ihres Eheglückes zu bezichtigen. Erst als der Barbier hoch und theuer versicherte, er habe sich mit seinem Freunde nur die furchtbare Staatsumwälzung zu Herzen genommen, versöhnten sich wieder die beiden Weiber und warfen ihren Haß auf den Urheber all' dieses Unheils, den Rath Schorn.

Arnold ließ sich weder von den öffentlichen Klagen noch von den heimlichen Anfechtungen beirren; zäh, ausdauernd, ruhig, ohne die mindeste Ueberstürzung verfolgte er seine Ziele und griff immer tiefer in das öffentliche Leben des kleinen Staates ein.

Adelheid bewies für seine Reformplane die lebhafteste Theilnahme und das größte Verständniß. Sie begann, ihm weniger Schwierigkeiten in den Weg zu legen, mehr auf die Stimme der Vernunft als ihres Herzens zu hören; nur zuweilen zeigte sie eine seltsame Ungeduld und klagte über den Stumpfsinn eines Volkes, das all' dieser Sorgen sich niemals werth erweisen würde. — „Es sei auf der Erde schwer, Tugend, Freiheit und Glück zu erwerben, aber noch schwerer, diese herrlichen Güter auszubreiten." — Solche und ähnliche Klagen schlüpften oft über ihre Lippen.

Es fiel dem Rath nicht schwer, zu entdecken, daß Adelheid stets nach einem Besuche bei dem Prinzen

einen größeren Unmuth über die Beschränktheit ihrer Unterthanen an den Tag legte, und er beschloß, lebhafter als früher, den Prinzen für seine Plane zu gewinnen; aber dieser wich ihm sichtlich aus und schnitt jeden Versuch zu einem ernstlichen Zwiegespräch durch irgend einen Scherz oder eine sarkastische Bemerkung ab. Arnold behielt jedoch mit der ihm eigenen Zähigkeit auch dieses Ziel im Auge, und schon in den nächsten Tagen hoffte er, Gelegenheit zu finden, den Prinzen völlig umzustimmen.

Hertha's Geburtstag nahte und sollte dieses Mal ganz besonders gefeiert werden. Ernst war kein Freund von solchen Festen; in seiner düsteren, schwermüthigen Stimmung meinte er stets, Geburtstage erinnerten nur daran, ein Almosen empfangen zu haben, das mit den Jahren immer zweifelhafter werde. Aber er mußte schon bei seinem geliebten Töchterchen eine Ausnahme machen; es zählte nunmehr sechszehn Frühlinge, hatte fortwährend von seinem Wiegenfeste geplaudert und wie ein harmloses, glückliches Kind diesen Tag kaum erwarten können.

Selbst Helene zeigte eine größere Theilnahme, als sie gewöhnlich für solche Dinge an den Tag legte, sie machte sogar den Versuch, ihre Tochter mit einem Geschenk zu überraschen; es war nicht ihre Schuld, daß sie nicht das Rechte traf.

Hatte einmal Prinz Ernst darein gewilligt, den sechszehnten Geburtstag seiner Tochter zu feiern, so setzte er mit gewohnter Hast und Unruhe Alles in Bewegung, um dieses Fest auch würdig zu begehen. Da der Winter noch nicht völlig zu Ende gegangen, wurden die Treibhäuser der ganzen Umgegend ihres Schmuckes beraubt, um die Villa und besonders die Lieblingszimmer Hertha's ganz in Blumen zu hüllen.

Als einziges Kind des Hauses hätte auch Hertha daran gewöhnt sein können, daß sich Alles nur um ihre kleine Person drehe; sie zeigte jedoch für die ihr erwiesenen Huldigungen eine solch kindliche Freude, daß der Wiederstrahl davon selbst das umdüsterte Herz des Prinzen wunderbar berührte und ihn wenigstens auf Augenblicke heiter und glücklich stimmte.

Nicht die glänzenden Geschenke waren es, die auf sie den meisten Eindruck machten, sondern die Erfüllung ihrer kleinen Lieblingswünsche, die ihr der Vater mit zärtlich liebevoller Aufmerksamkeit abgelauscht. Da fehlte nicht das Unbedeutendste von dem, was sie einmal vielleicht nur in flüchtiger Laune begehrt hatte.

Mit seltenem Behagen weidete sich der Prinz an dem seligen Lächeln seines Kindes und jeden Ausruf der Bewunderung schlürfte er wie ein Trunkener ein. Als sich die Kleine an all' den Herrlichkeiten förmlich müde gesehen und nun bemerkte, mit welch' tiefer, reiner

Freude ihr Vater das Glück genoß, sie glücklich gemacht zu haben, warf sie sich an seine Brust, schlang zärtlich die Arme um seinen Hals und blickte, ohne ein Wort zu sprechen, mit kindlicher Dankbarkeit zu ihm auf. Wie er jetzt den Blick in die reinen, leuchtenden Sterne ihrer Augen senkte, da war es ihm, als sei alles, was auf ihm laste und ihn zermalmend bedrückte, ein verworrener Traum, und als müsse er im Hinabschauen in diesen lachenden Himmel den längst verlorenen Frieden wiederfinden.

„Mein einziges, mein theures Kind!“ hauchte er und zog sie fester an seine Brust.

Die Gräfin erschien und setzte den Gefühlsausbrüchen der Beiden in ihrer ruhigen und kühlen Weise augenblicklich Schranken. Sie hatte eine Mappe in den Händen, und indem sie mit wenigen Worten ihrer Tochter Glück wünschte, übergab sie ihr beinahe feierlich das Geschenk.

Hertha war von der Mutter solche Aufmerksamkeiten nicht gewöhnt; sie öffnete deshalb mit leicht entschuldbarer Neugier die Mappe und wurde doch etwas enttäuscht, als sie nur Noten erblickte.

„Die Partitur zur Zauberflöte; sie stammt aus dem Nachlasse Mozart's, und sieh' her, sie trägt die eigenhändige Unterschrift des Unsterblichen!“

Mit leuchtenden Augen wies sie auf die Stelle.

Sie hatte keine Ahnung davon, daß Hertha diesem kostbaren Blatt Papier nicht den mindesten Werth beilegen könne, und in ihrer Schwärmerei für diese musikalische Reliquie beachtete sie nicht einmal die Gleichgültigkeit ihrer Tochter.

„Das ist ein recht verschlungener Namenszug," bemerkte Hertha und legte die Mappe aus der Hand. „Ach, da kommt Arthur!" rief sie plötzlich mit freudig erhobener Stimme und zeigte auf einen Reiter, der mit verhängtem Zügel der Villa zusprengte. Sie wollte hinauseilen, da gewahrte sie das sich verfärbende Antlitz ihres Vaters, und sie blieb mitten im Zimmer stehen. Nur ihr rascherer Athemzug, die flüchtige Röthe ihrer Wangen verriethen die jugendliche Ungeduld, die kaum das Erscheinen des Vetters erwarten konnte.

Seltsam genug legte Ernst gegen die öfteren Besuche des Prinzen Arthur eine immer schärfere Abneigung an den Tag. Er hatte die deutlich hervortretende Neigung des Prinzen zu Hertha für eine flüchtige Schwärmerei gehalten, die mit der Entfernung desselben ihr Ende erreichen würde; aber als Arthur blieb und seine Leidenschaft für das junge Mädchen keine andere Färbung erhielt, wurde der Vater unruhig und verstimmt. Während er dem Prinzen früher das herzlichste Wohlwollen gezeigt hatte, gab er ihm nur zu deutlich zu verstehen, daß ihm seine ferneren Besuche widerwärtig seien, und

mit der rastlosen Sorgfalt einer verzehrenden Eifersucht wachte er darüber, daß diese Beiden nicht einen Augenblick sich allein angehören konnten.

Arthur begriff nicht, wodurch er das veränderte Benehmen des Prinzen verschuldet haben solle, und er ließ sich deshalb von seiner Kälte nicht zurückscheuchen, die er für eine vorübergehende Laune hielt. Gerade unter dieser unwandelbaren Anhänglichkeit Arthur's schien Ernst ganz empfindlich zu leiden; er war niemals düsterer, als wenn der Jüngling in alter Herzlichkeit ihn begrüßte und seine zärtlichen Blicke ihn verfolgten, als wollten sie fragen: „Wann wirst Du mir wieder Dein väterliches Herz zuwenden?"

Arthur stürmte wenige Augenblicke darauf in das Zimmer. Der Zauber, der seine Persönlichkeit umgab, trat heute mehr als je hervor; auch Ernst vermochte ihm nicht zu widerstehen, seine Augen ruhten Anfangs mit sichtlichem Wohlgefallen auf dem in vollster Jugendblüthe stehenden Vetter. Und wirklich war es eine Erscheinung, die selbst dem Auge des für menschliche Schönheit Unempfänglichsten ein wohlwollendes Lächeln entlocken konnte. Obwohl Arthur aus kaiserlichen Diensten ausgeschieden war, trug er noch immer, trotz der Drohungen und Einsprüche seines Vaters, die Tracht eines österreichischen Husaren-Offiziers. Er wußte sehr wohl, daß er sich niemals besser präsentiren konnte, als

gerade in dieser ohnehin sehr kleidsamen Uniform; aber die Eitelkeit eines jungen, hübschen Mannes ist oft so anmuthig und zeigt sich besonders den Frauen gegenüber in so gefälligen Formen, daß diese niemals daran einen Anstoß nehmen, sie oft für nothwendig halten.

Das schöne Ebenmaß seiner hohen, schlanken Gestalt trat durch den knapp anliegenden Dolman noch schärfer hervor, und das frische, blühende Antlitz wußte so keck und sorglos in das Leben zu schauen, als brauche es nur die Lippen zu verziehen, um alles Trübe hinwegzulächeln, das etwa die Zukunft bringen könne. — Wie strahlten seine Augen, als er sich jetzt zu Hertha wandte und ihr mit überströmender Beredsamkeit seinen Glückwunsch darbrachte. Wenn er allein mit ihr gewesen wäre, würde er nur einige Worte hervorgestammelt haben, aber die finsteren Blicke Ernst's gaben ihm die nöthige Sicherheit.

„Wohl weiß ich, liebe Cousine," schloß er seinen Glückwunsch, „daß Du in einem Feenschlosse lebst, ein mächtiger Zauberer Deine leisesten Wünsche erfüllt, aber ich wollte dennoch nicht mit leeren Händen kommen." — Er zog ein Etui aus seiner Tasche, und indem er es Hertha überreichte, setzte er hinzu: „Es ist ein theures Andenken an meine selige Mutter."

Ernst zuckte bei diesen Worten zusammen, er trat auf Arthur zu, streckte hastig den Arm aus, als wolle er

das Kästchen an sich reißen; aber Hertha hatte es bereits mit verzeihlicher Neugier geöffnet und betrachtete überrascht seinen kostbaren Inhalt. Es war ein sehr zierliches, wenn auch in alterthümlicher Form gearbeitetes Medaillon. Ein großer, in Herzform geschliffener Diamant funkelte in der Mitte desselben. Hertha öffnete es mit einem leichten Drucke, und das Bildniß einer schönen, in vollster Jugendblüthe strahlenden Frau sprang ihr entgegen. Ein erstauntes „Ah!“ entfuhr ihren Lippen und voll Theilnahme ruhten ihre Blicke auf dem meisterhaft ausgeführten kleinen Bilde.

„Deine Mutter?“ hob sie jetzt fragend ihre Augen zu Arthur empor.

Dieser nickte nur mit dem Kopfe; ein stolzes Lächeln überflog sein Antlitz.

„Wie schön sie ist!“ wollte sich Hertha zu ihrem Vater wenden, aber er war nicht mehr in ihrer Nähe, sondern stand am Fenster und blickte wie geistesabwesend über den See. Sie kannte diesen Ausdruck, der stets einer furchtbaren Katastrophe voranzugehen pflegte, und erschrak. In der Hoffnung, das Bild einer liebreizenden Frau würde auf ihn einen wohlthuenden Eindruck machen, wagte sie dennoch, sich ihm zu nähern, und begann mit ihrer weichen, einschmeichelnden Stimme: „Arthur's Mutter! Ist sie nicht wunderschön?“ — und sie hielt ihm das Medaillon entgegen.

Ernst wandte sich um; über sein bleiches, düsteres Antlitz zuckte es wie Wetterleuchten. „Willst Du mich vollends wahnsinnig machen?“ rief er mit schneidender Stimme und streckte wie abwehrend die Hände aus, aber als sich seine Tochter eingeschüchtert zurückziehen wollte, griff er hastig nach dem Medaillon. „Nein, nein, laß es mich sehen!“ keuchte er mühsam hervor.

Hertha zögerte und richtete bittend ihre Augen auf den Vater, der mit der kalten Hand über die brennende Stirn strich, als könne er damit die Dämonen verscheuchen, die in seinen Schläfen zu arbeiten begannen. Sie wußte, daß jeder weitere Widerstand ihn reizen, seinen Zustand verschlimmern würde, und überließ ihm das Bild. Ein Zittern ging durch seinen ganzen Körper, als er es in Händen hielt; ohne ein Wort zu äußern, zog er sich in den Fensterwinkel zurück, kehrte den Anwesenden den Rücken zu, und nun ruhten seine Blicke so lange mit verzehrender Gluth auf dem Bilde, bis es ihm schwarz vor den Augen wurde und er lautlos zusammenbrach.

Hertha und Arthur suchten in größter Bestürzung sich um den halb Ohnmächtigen zu beschäftigen, selbst die Gräfin, die sich während dieser ganzen Zeit nur mit ihrer musikalischen Reliquie beschäftigt hatte, bemerkte den Unfall und wollte an der Klingel ziehen. Ihre Tochter hinderte sie daran. „Nur kein Aufsehen, Papa

kommt rasch wieder zur Besinnung!“ erklärte sie, und mit Hülfe Arthur's trug sie den Vater auf ein nahe stehendes Ruhebett. Arthur mußte staunen, mit welcher Kraft und Gewandtheit Hertha ihm Beistand leistete, während die Gräfin gar nicht begreifen konnte, warum man bei solcher Gelegenheit nicht seine Leute herbeirufen solle; dennoch fügte sie sich in ihrer bequemen, lässigen Weise den Anordnungen ihrer Tochter.

Kaum hatte Hertha den Kopf ihres Vaters an ihre Brust gelehnt und mit ihrer Hand zärtlich über seine Stirn hinweg gestrichen, als er die Augen aufschlug und, wie von einem furchtbaren Drucke aufathmend, mit schwacher Stimme begann: „Ah, Du bist es, mein theures Kind! War das ein wüster, verworrener Traum? Ich hatte mich so gefreut auf Deinen Geburtstag, und nun muß ich Dir Alles verderben!“

„Du hast Dich vorher zu viel angestrengt, um mir recht viel Freude zu machen, und nun warst Du erschöpft; vielleicht ist es auch zu heiß im Zimmer,“ beschwichtigte die Tochter.

Schmeichelnd wollte er mit seiner Rechten über ihr Haar hinwegstreichen, da fiel etwas zur Erde, es war das Medaillon, welches er noch immer in der krampfhaft geschlossenen Hand gehalten hatte. Er mußte es bei seinem Anfalle zugedrückt haben, daß es ihm nicht

eher entglitten war. Jetzt sprang es wieder auf, und das Bildniß zeigte sich von Neuem seinen Blicken.

Gewaltsam richtete er sich auf, als könne er damit auch die Geister der Schwermuth bannen, die ihn zu umstricken suchten. „Gieb mir noch einmal das Bild," sagte er, und versuchte zu lächeln.

Arthur hatte das Medaillon schon aufgehoben und überreichte es ihm.

Noch einmal streiften seine Augen flüchtig das Bild, dann schloß er wie gedankenlos das Medaillon. „Ja, sie war schön, Deine Mutter," sagte er im ruhigsten Tone, und kaum ein schwaches Beben seiner Lippen verrieth jetzt seine tiefe, innere Aufregung.

„Du hast meine Mutter gekannt? O, erzähle mir von ihr!" rief Arthur lebhaft. „Ich weiß mich nur dunkel auf sie zu besinnen, daß sie eine schöne, blasse Frau war, die immer weinte, wenn ich zu ihr geführt wurde!"

„Ich habe sie nur flüchtig gesehen," entgegnete er gleichmüthig; „aber das Portrait sagt nicht zu viel," setzte er nach einer Pause hinzu und behielt spielend das Medaillon in der Hand. „Deine Mutter zählte damals zu den gefeiertsten Schönheiten. Leopold" — Er brach plötzlich ab. — „Du hast Recht, Hertha, es ist zu heiß hier, ich muß einen Augenblick das Freie suchen" — und er verließ rasch das Zimmer.

Die Seinen waren an solche Anwandlungen von wunderlicher Laune so gewöhnt, daß es ihnen nicht weiter auffiel; die Gräfin zog sich auf ihr Zimmer zurück und das junge Paar vergaß über dem Glücke des Alleinseins das Seltsame und Räthselhafte der letzten Vorgänge.

Es war freilich nicht von langer Dauer. Wenige Augenblicke später fanden sich neue Glückwünschende ein, Fürstin Adelheid und bald darauf Mr. Stone, und schon kamen noch mehr Wagen angerollt.

Arthur wußte, daß er jetzt doch nicht mehr Gelegenheit finden würde, seiner Cousine mitzutheilen, was ihm alles auf dem Herzen lag, und empfahl sich rasch.

„Papa giebt morgen ein kleines Fest, und ich hoffe, lieber Arthur, Du wirst Dich ebenfalls einfinden," sagte Hertha beim Abschiede unbefangen.

Arthur zuckte mit den Achseln, als wolle er sagen: „Mir ist ja keine Einladung zugegangen!"

Sie verstand ihn. „Du weißt, Papa liebt nicht die Förmlichkeiten. Mir zu Ehren geschieht dieses Fest, ich bin an diesem Abend unbeschränkte Herrscherin, und Du bist hiermit feierlich geladen!" — Sie richtete sich in die Höhe, nahm eine sehr würdevolle Haltung an und brach dann in ein helles Lachen aus, in das die Anderen unwillkürlich einstimmen mußten.

„Ich werde mich zum Herthadienst gewissenhaft einfinden," entgegnete Arthur und eilte in freudigster Stimmung hinaus. Auf seinen Wink brachte ihm ein prinzlicher Stallknecht sein Roß. Er hatte schon den Fuß im Steigbügel, da stand plötzlich Ernst vor ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

„Ein Wort nur, Arthur," stieß er mit heiserer Stimme hervor. „Ich muß Dich bitten, Deine Besuche für immer einzustellen." — Ein kalter Schweiß bedeckte das todtenbleiche Gesicht des Prinzen; er wagte nicht aufzublicken, sondern starrte düster zur Erde.

Arthur war Anfangs keines Wortes mächtig; er schaute nur verwundert in sein schmerzzerrissenes Antlitz, und der Gedanke durchflog sein Hirn, ob er es nicht wirklich mit einem völlig Wahnsinnigen zu thun habe. Dennoch wollte er versuchen, die fixen Vorstellungen desselben zu beschwichtigen. „Du hast mich stets so lieb gehabt, mich wie Deinen Sohn behandelt, kannst Du mich wirklich von Deiner Schwelle weisen?"

Ernst prallte bei diesen Worten förmlich zurück, wie geistesabwesend starrte er seinen jungen Vetter an, der bemerken konnte, wie seine Brust krampfhaft arbeitete, als drohe sie zu ersticken. Als Arthur seine Schmeichelreden fortsetzen wollte, raffte sich der Andere gewaltsam auf, und mit einer fast drohenden Handbewegung keuchte

er hervor: „Arthur, treibe mich nicht zum Aeußersten! Frage nicht, forsche nicht, aber meide unser Haus für immer, willst Du nicht das Verderben über uns Alle heraufbeschwören!“

Sein Wort klang so ernst und feierlich, die dunkeln Augen rollten so unheimlich in ihren Höhlen, als könnten sie allein jeden Ungebetenen hinwegscheuchen, und selbst auf den sorglosen Arthur verfehlte dieses Auftreten nicht seine Wirkung; er vermochte Anfangs kein Wort der Entgegnung hervorzustammeln, und als er seine Fassung wiedergewonnen hatte, war Ernst bereits seinen Blicken wie ein Phantom entschwunden.

Noch überwältigt von dem unerwartet auf ihn eingestürmten Ereignisse, bestieg er sein Roß, und in schmerzliches Grübeln verloren, ritt er einige Zeit langsam dahin; aber als die frische Märzluft immer schärfer seine Stirn umfächelte, der edle Renner über die ungewohnte Gangart ungeduldig zu wiehern begann, da richtete er sich höher im Sattel auf und seine Augen begannen im alten, jugendlichen Uebermuthe zu leuchten.

„Es war nur ein Anfall seiner alten Schwermuth,“ tröstete er sich. „Mögen sie Alle drohen und wettern, ich weiß jetzt, Hertha liebt mich, und nichts auf der Welt soll uns trennen!“ —

Alle trüben Gedanken waren damit abgeschüttelt, sein leichtes Blut behielt die Oberhand; er setzte seinem

Pferde die Sporen ein und sprengte so sorglos dahin, als reite er einem unermeßlichen Glücke und einer lachenden Zukunft entgegen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Am Abend des folgenden Tages war das Haus am See in allen seinen Räumen festlich erleuchtet. Ueberall zeigte sich der durchgebildete Kunstsinn und feine Geschmack des Prinzen. Gerade wie sich hier der Reichthum und die Vorliebe für Comfort mehr den Blicken entzog als aufdrängte, das mußte in Jedem ein eigenthümliches Behagen wecken. Weder der Fuß noch der Arm, nicht einmal das Auge stieß sich an etwas Unbequemem; nirgends schwebte der Besucher in Gefahr, allerlei den Verkehr beengende Nipptischchen oder zudringliche Wandfiguren umzuwerfen, und doch war alles vorhanden, was das Auge erfreuen, den Sinnen schmeicheln konnte.

Der helle, geräumige Empfangssaal war in einen Garten verwandelt, aus buschigen Bosquets schimmerten Marmor-Statuen, mehrere kleine Springbrunnen plätscherten und verbreiteten angenehme Kühle; den Hintergrund schien ein förmlicher Palmenwald abzuschließen, und dennoch gestattete der Saal die freieste Bewegung.

Es waren nur die nächsten Verwandten und Freunde eingeladen worden; auch die Fürstin hatte in liebenswürdigster Weise zugesagt, obwohl sie wußte, welch' gemischte Gesellschaft das Haus am See versammelte.

Wenn Hertha auch gewohnt war, sich den Ansichten ihres Vaters mit zärtlichster Hingabe anzuschmiegen, so stimmte sie doch am lebhaftesten mit ihm hinsichtlich der Wahl ihres Umganges überein. Leuten, die schon vor der „Prinzessin" sich im Staube zu wälzen drohten, ging sie scheu und schüchtern aus dem Wege, sie gewann erst ihre Harmlosigkeit wieder, wenn sie mit Menschen verkehrte, die ihr nicht einmal die „Comtesse" zum Bewußtsein brachten.

Deshalb durften bei kleinen Abendzirkeln Onkel Papiermüller und Benno nicht fehlen. Das Erscheinen Mr. Stone's verstand sich von selbst. Der Prinz fand an dem kalten, nüchternen Engländer ein immer größeres Behagen, der stolz genug war, diese Freundschaft gleichmüthig hinzunehmen. Hätte er gezeigt, daß er sich dadurch geehrt fühle, würde er den Anderen rasch abgekühlt haben.

Heute waren auch die Großeltern und Amanda eingeladen worden. Die letztere hatte den Wunsch geäußert, man möge den Oberförster ebenfalls bitten, und als Ernst kurz und bündig erklärte, dies könne nicht geschehen, war sie schmollend zu Hause geblieben.

Der Prinz hielt es in solchen Fällen nicht der Mühe werth, seine Weigerungsgründe aus einander zu setzen, er behauptete stets, bei Frauen sei dies ohnehin vergebene Mühe; dennoch fühlte sich Amanda gerade durch die Laune ihres Schwagers tief gekränkt und nannte ihn, zum Entsetzen der Mutter, einen rücksichtslosen Narren. Zum Glücke konnte es der fürstliche Schwager nicht mehr hören, der diesmal, freilich nach einer anderen Seite hin, mehr Rücksicht nahm, als es Amanda ahnte; denn unser gesellschaftliches Leben ist leider so verzwickt und verknotet, daß wir nur selten Jemandem einen Stein aus dem Wege räumen können, ohne ihn nicht dem Anderen vor die Füße zu werfen.

Ernst wußte, ein Zusammentreffen Adelheid's mit dem Oberförster konnte in ihr nur schmerzliche Erinnerungen wecken, und deshalb nahm er lieber mit größter Seelenruhe den Unmuth Amanda's in den Kauf, als der hochverehrten Frau diesen Festabend durch ein solch lebendiges Andenken an den verstorbenen Gemahl zu trüben.

Alle waren bereits erschienen, auch Arnold hatte die Einladung berücksichtigt und nicht wie gewöhnlich Amtsgeschäfte vorzuschützen gewagt; selbst Mr. Stone war mit ungewöhnlicher Pünktlichkeit eingetroffen. Dennoch blickte Hertha noch immer unruhig und erwartungsvoll bald auf die Thüre, bald zum Fenster hinaus. Sie

war zerstreut und zeigte ihren Gästen nicht wie sonst die gewohnte, heitere Sorglosigkeit.

Schon ward gemeldet, daß servirt sei, und der Prinz wollte eben der Fürstin den Arm bieten, um mit ihr den Gang in den Speisesaal zu eröffnen, als Hertha ihm zurief: „Papa, wollen wir nicht auf Arthur warten?“ — Ihre Augen schweiften dabei zum Fenster hinaus und ruhten sehnsüchtig auf dem Baumgange, aus dessen Tiefen jeden Augenblick die schlanke Gestalt des Geliebten auftauchen mußte.

Ernst holte sein Taschentuch hervor, als sei ihm plötzlich zu heiß geworden; er fächelte sich damit in das kalte, blasse Gesicht, und nach einem tiefen Athemzuge begann er mit wunderbar gut geheuchelter Unbefangenheit: „Ach, verzeihe mir, daß ich es vergaß! Arthur hat sich heute Nachmittag entschuldigen lassen, er ist etwas unwohl, aber wir können um den guten Jungen ohne Sorge sein, er schreibt mir, es habe keine Gefahr.“

Für Hertha war damit aller Lichterglanz erloschen; — sie mußte sich auf den Fenstersims stützen, sonst wäre sie zusammengebrochen, und als Arnold ihr jetzt den Arm bot, um sie zu Tische zu führen, fühlte er die Eiseskälte ihrer Hand.

„Kind, was ist Dir?“ fragte er besorgt.

„Sei still, Arnold!“ flüsterte sie zurück. „Sie

haben mir Alle seit gestern so viel Freuden bereitet, und Du weißt, das Glück macht müde." — Sie versuchte zu lächeln, und mußte dann zu ihrem Taschentuche greifen, um ein paar Thränen verstohlen abzutrocknen.

Mr. Stone hatte die Gräfin, Benno seine Tante, die Frau Bürgermeister, mit ritterlichem Anstande zur Tafel geführt; die beiden alten Schorn schlossen den Zug und zeigten sich schon jetzt in heiterster Laune.

Der Speisesaal war in gothischem Style eingerichtet; bequeme Lehnsessel umgaben den eichenen Tisch. Hier herrschte die größte Einfachheit; die Wandtapeten von gelbem Leder schienen jedes Geräusch einzusaugen, und selbst am Tage wurde das Licht durch gemalte Fensterscheiben abgedämpft. Der ganzen Ausstattung des Saales angemessen war auch das Tafelgeschirr. Da standen silberne Humpen, Pokale in allerlei wunderlichen Formen, und in den aufgetragenen mächtigen Schüsseln dampften Braten, die nicht in Pfannen gesotten worden, sondern, nach der Weise unserer Vorfahren, am Bratspieß sich im vollsten Safte erhalten hatten.

Der Prinz zeigte sich heute ungewöhnlich aufgeräumt und entfaltete alle liebenswürdigen Eigenschaften eines artigen Wirthes; nur zuweilen streifte ein besorgter Blick das blasse Antlitz seiner Tochter, und dann hätte

ein feiner Beobachter ihm den Zwang anmerken müssen, den ihm das harmlose Weiterplaudern kostete.

Trotz der wunderlich zusammengewürfelten Gesellschaft wurde die Unterhaltung bald lebhaft und völlig zwanglos. Das Gespräch berührte die jüngsten Tagesereignisse, die damals die Gemüther in Bewegung setzten. In den Canton Luzern waren Freischaren eingebrochen und jeden Tag erwartete man einen blutigen Zusammenstoß. Der Papiermüller und Benno nahmen am entschiedensten für die Freischaren Partei und erwarteten einen Sieg des Lichtes über die Finsterniß.

„Wichtiger erscheint mir, was sich in unserem deutschen Vaterlande vorbereitet," meinte Arnold. „Seitdem ein Graf Renard unter Beistimmung eines großen Theiles des Adels auf dem letzten schlesischen Landtage Reichsstände mit zwei Kammern gefordert hat, läßt sich nicht länger zweifeln, daß dort Alles zu einer Verfassung hindrängt, und geschieht dies endlich, dann können auch die anderen deutschen Fürsten mit größerer Sicherheit diesem Beispiele folgen."

„Und warum nicht ohne dieses Beispiel?" rief der alte Schorn und blickte seinen Sohn mit den unruhig funkelnden Augen fragend an.

„Weil sich bei uns die Leute wenig darum härmen," bemerkte der Bürgermeister, noch ehe Arnold antworten

konnte. „Schon im vorigen Jahrhundert brannte das Landschaftshaus ab und seitdem ist bei uns kein Landtag mehr abgehalten worden, ja, es ist Niemandem eingefallen, nur danach zu fragen."

„Es ist gar nicht hübsch von Dir, daß Du während Deiner Amtsthätigkeit nicht diese eingeschlafene Sache aufgeweckt, und ich hoffe" — Er richtete den Blick auf Arnold und die Fürstin.

„Geheimerrath Schorn hat bereits eine Verfassung ausgearbeitet und nur aus diplomatischen Gründen haben wir mit deren Veröffentlichung noch gezögert," entgegnete Adelheid lächelnd, die für die Lebhaftigkeit des alten Mannes ein nachsichtiges Verständniß hatte.

Der Papiermüller schüttelte unwillig den Kopf. „Willst Du auch solche Winkelzüge machen, wie sie Alle?" wandte er sich vorwurfsvoll zu Arnold. „Seit dreißig Jahren sind uns Verfassungen versprochen worden, aber Niemand wagt Wort zu halten."

„Wir sind nicht reif!
Das ist das Lied, das sie gesungen haben
Jahrhundert' lang uns armen Waisenknaben" —

murmelte Benno vor sich hin.

„Es ist dennoch nur eine Rücksicht auf die Gesammtheit, die unsere durchlauchtige Herrin zwingt," entgegnete Arnold, „aber aus Deiner Anklage lerne ich

wieder, wie leicht uns selbst unsere besten Freunde falsch beurtheilen, die nicht an dem Räderwerke stehen, das wir zu treiben haben oder das uns treibt."

„Mein theurer Sohn, wie kannst Du das glauben!" rief der Papiermüller erschrocken. „Ich kann und werde niemals an Dir irre werden, nur fürchte ich, räumst Du viel zu langsam und vorsichtig mit all' den veralteten Zuständen auf, die sich gerade bei uns eingenistet haben!"

Arnold schaute zur Fürstin hinüber. Sie verstand seinen Blick. Er wollte ihr damit sagen: „Du klagst zuweilen, daß ich zu rasch und rücksichtslos verfahre; aber wie würde dieser alte Feuerkopf jedem Uebelstande ein Ende machen!"

„Wissen Sie nicht, mein lieber Schorn, daß sich die Fürsten noch schwerer regieren lassen, als die Völker? Fragen Sie meinen Rath, was der schon für traurige Erfahrungen hierüber gemacht hat," entgegnete Adelheid, und in heiterer Laune nickte sie Arnold zu.

„Daher mag es wohl kommen, daß selbst der freisinnigste Mann als Finsterling angeklagt wird, nachdem er kaum an's Ruder gelangt ist; ich habe dies in meiner amtlichen Laufbahn an mir selbst erfahren," bemerkte der Bürgermeister, „und sträube Dich nur nicht länger, auch Du bist auf den besten Rückschrittswegen!" scherzte er weiter.

„Aus diplomatischen Gründen,“ setzte Mr. Stone hinzu.

Alle lachten.

„Spotten Sie immer, lieber Stone,“ entgegnete Arnold, in das Lachen gemüthlich einstimmend; „dennoch habe ich Recht, und hier im trauten Kreise brauche ich nicht länger zu zögern, meine Gründe mitzutheilen.“

Ein Theil der Tischgesellschaft wurde aufmerksam. Die Schorn's blickten erwartungsvoll den vertraulichen Eröffnungen entgegen; selbst Mr. Stone's kalte, graue Augen belebten sich etwas. Nur Prinz Ernst hatte dieser Unterhaltung weiter keine Beachtung geschenkt und starrte in schwermüthiger Zerstreutheit vor sich hin oder auf seine Tochter, die seinen zärtlich fragenden Blicken ängstlich auszuweichen suchte und die Augen nicht erhob. Die Gräfin verhielt sich wie immer schweigend, und ihr langes, müdes Gesicht machte kein Hehl daraus, wie sehr sie sich langweile.

„Wir wissen, daß Friedrich Wilhelm der Vierte alles Ernstes daran denkt, seinem Lande eine Verfassung zu geben,“ erläuterte Arnold und lehnte sich ein wenig an seinen Stuhl zurück; „aber man soll ihn nicht drängen, er will aus freiester Entschließung diesen wichtigen, für ganz Deutschland folgenschweren Schritt thun. Da dieser reich begabte Fürst nun einmal von romantischen Neigungen nicht freizusprechen, so ist mit Sicherheit

anzunehmen, daß ihn nichts in seinem Entschlusse so stören könnte, als wenn gerade in diesem Augenblicke irgend eine Regierung mit Erlaß einer freisinnigen Verfassung ihm zuvorkäme. Er würde glauben, daß damit von seiner eigenen Handlung der Nimbus abgestreift sei, und da man ihm ohnehin überall Schwierigkeiten macht, lieber auf Alles verzichten, um nur nicht als Nachahmer zu erscheinen. Deshalb allein wagen wir es noch nicht, mit einer Verfassung hervorzutreten, und da sechszig Jahre lang bei uns nicht einmal die Stände vermißt wurden, so hoffe ich, wird hier Niemandem die Geduld ausgehen, wenn er noch einige Monate warten muß. Sollte sich die Bewegung in Preußen wieder im Sande verlaufen, dann können Sie wohl von unserer durchlauchtigen Herrin überzeugt sein, daß sie keinen Augenblick zögern wird, ihre Reformplane zu verwirklichen." — Er blickte auf Adelheid, die, lebhaft zustimmend, mit dem Kopfe nickte.

„Ich fürchte, Du giebst Dich diesmal einer Täuschung hin," entgegnete Benno. „In Sanssouci ist man jetzt ausschließlich mit der Frage beschäftigt, ob die Israeliten an einem Dienstag oder Mittwoch durch das rothe Meer gegangen. Das beschäftigt dort in diesem Augenblick alle Gemüther."

Arnold schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ich weiß es aus sicherer Quelle." Der junge

Referendar nahm eine sehr wichtige Miene an und als sich aller Blicke fragend auf ihn richteten, fuhr er mit selbstgefälligem Erröthen fort: „Prinz Leopold hat es mir geschrieben. O, er hat mir die pikantesten Geschichten über das dortige Treiben mitgetheilt!"

„Stehst Du mit ihm in Briefwechsel?" fragte Arnold verwundert.

„Er hatte mich gebeten, ihm hier noch einige kleine Angelegenheiten zu ordnen, und seitdem wandert zuweilen ein Brief zwischen uns hin und her."

„Es beunruhigt mich doch sehr, daß Elfriede so selten etwas von sich hören läßt!" klagte der Papiermüller, dem bei Erwähnung von Briefen einfiel, wie spärlich er Nachrichten von seiner Tochter erhielt.

„Sie hat gestern an Hertha geschrieben und ihr ebenfalls gratulirt; auch mich hat sie dabei mit einem Briefe erfreut," bemerkte die Gräfin, die alle Gleichgültigkeit abstreifte, sobald das Gespräch auf ihren Liebling kam. „Seien Sie ohne Sorge, wandte sie sich zu ihrem Oheim, sie ist glücklich! Eine neue Welt öffnet sich ihren Blicken und mit frommer Andacht steigt sie die Stufen zum Tempel der Kunst hinauf."

Ihre Augen glänzten, sie legte die Hände über einander und versank in Träumereien.

„Auch Friedrich Wilhelm der Vierte ist bekanntlich ein großer Verehrer der Kunst, und wie er sich hier von

allen Vorurtheilen frei zu machen weiß, davon theilte mir Prinz Leopold ein hübsches Beispiel mit," erzählte Benno. „Als Cornelius vor einigen Tagen seine Zeichnungen zum Campo Santo vorgelegt, beschäftigte sich der König stundenlang damit und war etwas verwundert, daß der berühmte Künstler auch heidnische Mythen dazu genommen, und auf Cornelius' Rechtfertigung sagte er freundlich: „O, mit mir haben Sie gutes Spiel; aber sehen Sie zu, wie Sie mit meinen Herren Theologen fertig werden!"

„Es charakterisirt diesen ausgezeichneten Monarchen vollständig; wie geistreich, liebenswürdig und doch, wie schwach," bemerkte der Bürgermeister.

„Ja, König von Preußen ist ein großer Agitator, die anderen nichts gegen ihn," meinte Mr. Stone sarkastisch. „Er macht Alles unruhig, wühlt den ganzen Staat auf; nun, er wird sich eine schöne Supp' einbrocken!"

„Ach, der ganze Liberalismus in Preußen ist nur berliner Wind!" entgegnete der Papiermüller.

Man war bereits beim Nachtisch angelangt, und er brach dabei hastig eine Knackmandel nach der anderen auf.

„Alles leer und hohl!" fuhr er heftig fort und warf verdrießlich einige Schalen bei Seite. „Hat doch Friedrich Wilhelm der Vierte dem posen'schen Landtage

offen erklärt, er sei nicht an die Versprechungen seines Vaters gebunden, und wir sehen ja, wie dort gewirthschaftet wird. Weil ein junger Schriftsteller sich dazu bekennt, daß er auf Hoffmann von Fallersleben ein Hoch ausgebracht, wird er zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt. Nirgends wird jedes freisinnige Wort so rücksichtslos unterdrückt, als gerade in Preußen. Man confiscirt die Gedichte von Heine und Freiligrath; ja, den Schullehrern wird bei Amtsentsetzung untersagt, ferner durch Aufsätze in den Zeitungen über ihre Lage zu klagen."

„Immer langsam voran, daß der preußische Fortschritt nachkommen kann!" Benno konnte nicht umhin, jene Prutz'schen Verse einzuschalten, die damals in Aller Munde waren.

„Und wie ist man mit den armen schlesischen Webern verfahren!" rief der Papiermüller aus, und sein frisches Gesicht röthete sich noch mehr. „Man läßt sie ruhig verhungern, und wer Lärm macht, wird eingesperrt; aber ich hoffe, es kommt noch einmal zu einer gründlichen Revolution!"

Ein Theil der Gesellschaft blickte erschrocken auf Adelheid, wie sie das in Fürstenohren so übel klingende Wort aufnehmen würde. Diese blieb jedoch völlig unbefangen und sagte scherzend: „Ich hatte immer geglaubt, Sie unter meine Freunde zu zählen, und nun

gewahre ich erst, was Sie für ein fürchterlicher Demagoge sind und wie sehr ich Sie fürchten sollte."

„Mich, Durchlaucht?" fragte er ganz bestürzt. „Mögen alle Throne Europa's zusammenbrechen, ich will dazu jubeln; aber wenn Ihnen oder Ihrer Herrschaft die mindeste Gefahr drohen sollte, würde ich Sie bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen!" Der alte Herr schlug sich zur Betheuerung herzhaft auf die Brust.

„Was Du alles zusammenträumst, lieber Karl!" meinte der Bürgermeister. „Ich bin überzeugt, daß wir Alle verurtheilt sind, gar nichts zu erleben. Wenn sich auch in Frankreich wieder ein Wetter zusammenbrauen mag, in Deutschland bleibt es doch wie immer todtenstill."

Benno und sein Vater schüttelten die Köpfe; nur Mr. Stone und auch der Prinz stimmten ihm bei. Der letztere hatte bisher dem Gespräche keine Beachtung geschenkt; seine Blicke schweiften unruhig zu Hertha hinüber, die schweigend da saß und die Augen nicht zu erheben wagte, weil sie fühlte, daß die des Vaters auf sie gerichtet waren.

„Wir bleiben in alle Ewigkeit ein Volk von Träumern!" bemerkte Ernst, und ein verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Nein, auch in unserem deutschen Vaterlande bereitet

sich eine neue, große Zeit vor," entgegnete Arnold, „freilich in aller Stille, daß sich dem ungeduldigen Auge dieses Keimen und Werden fast entzieht; aber die Langsamkeit der Bewegung, die Unscheinbarkeit des Wechsels in der leisen Folge der Wellen können über das Steigen und die Richtung der Flut nicht täuschen, die uns allmählich hebt und weiter führt. Jeder Tag, so ähnlich er dem anderen scheint, zeigt mir den unaufhaltsamen Fortgang; breiter und breiter wird sichtbar der Strom, Alles führt in's weite, offene Meer, in ungemessene Formen und Größen hinaus. Wie die äußeren Verbindungsmittel, wachsen auch die inneren, jeder Winkelort tritt allmählich in den Weltverkehr und derselbe Geisteshauch berührt die ganze Menschheit. Was ehemals in abgeschiedener Vereinzelung wirkte und erstarb, wird jetzt in eine Gemeinsamkeit gezogen und aufgelöst. Die Welt geht ungeheuren Entwicklungen entgegen; das bisher Festeste, — Sitten, Staat, Religion, wird wieder flüssig, um später neue Gestalten zu bilden, die dem Geiste der fortschreitenden Menschheit entsprechen."

Arnold hatte sich warm gesprochen; seine dunkeln Augen leuchteten und schienen sich bereits träumerisch in jene Fernen zu verlieren, die vor seiner Seele aufdämmerten. Begeistert stimmten ihm Vater und Bruder zu, selbst der Bürgermeister wurde mit fortgerissen.

Nur Adelheid verhielt sich ganz still. Sie blickte in stummer Bewunderung zu dem ernsten Manne hinüber, der ihr niemals größer und bedeutender erschien, als wenn er seine innersten Gedanken äußerte, die fast immer fern ab von der Heerstraße des Gewöhnlichen schweiften.

Ernst schüttelte das Haupt. „Ich kann Deine frohe Zuversicht nicht theilen. Das Leben wird alle Tage unruhiger, zerstreuter; die Eisenbahnen, der Zollverein und das immer großartiger sich entfaltende Fabrikwesen werden vollends das Ihre thun, um eine lärmende, materialistische Zeit heraufzubeschwören, die, alle idealen Bestrebungen vergessend, das reine, edle Menschenthum über den Haufen wirft und nichts als rohe Selbstsucht, Lüge und Heuchelei erzeugt."

Ehe noch Arnold etwas erwidern konnte, fiel die Fürstin lebhaft ein: „Haben Sie einen solchen Widerwillen gegen Eisenbahnen und Fabriken? Auch ich wollte die neue Zeit mit heraufbeschwören helfen und, um wenigstens einen kleinen Anfang damit zu machen, die Errichtung von Fabriken zu fördern suchen."

„Eine Papierfabrik wird drüben sein auch vortrefflich, Maschinenpapier ist neu, hat noch große Zukunft," bemerkte Mr. Stone in seiner ruhigen geschäftsmäßigen Weise.

„Eine Papierfabrik? Das wäre eine sehr gute Idee!“ rief der alte Schorn lebhaft. „Aber“ —

„In der That, eine vortreffliche Idee, denn an Lumpen fehlt es bei uns nicht!“ schaltete der Prinz sarkastisch ein.

„Aber sie stände uns viel zu nahe und würde eine gefährliche Concurrenz für Sie,“ versetzte der alte Schorn, indem er sich dabei an seinen englischen Freund wandte.

Mr. Stone's langes, ehrliches Gesicht nahm einen sehr hochmüthigen Ausdruck an. „Schlechter Geschäftsmann, der fürchtet das! Sie sollten gehen hinüber und bauen neue Fabrik,“ fuhr er gelassen fort. „Können nicht still sitzen, brauchen Schauplatz für unruhigen Kopf.“

„Ich sollte Ihnen das Brod vom Munde wegnehmen?“ rief der Papiermüller erschrocken. „Nimmermehr!“

„Bah!“ erwiderte Mr. Stone und zeigte seine großen, weißen Zähne. „Ein echter Engländer kennt nicht Brodneid, wie die guten Deutschen! Wachsen bei uns Fabriken wie Pilze aus der Erde, aber Niemand hat Angst; muß Jeder sehen, daß er schafft das Beste.“

„Ich will Ihnen nur gestehen, lieber Edward,“ erklärte Arnold mit einem Lächeln, „unsere durchlauchtige Herrin hatte bereits den Plan zu einer solchen Fabrik. Ich wagte aus freundschaftlicher Rücksicht

gegen Sie meine bescheidenen Einwürfe; aber Durchlaucht, wie ich zu meiner Beschämung gern gestehen will, dachten größer von Ihnen, als ich, und versicherten mir, Sie würden auf ihre Anfrage nichts einzuwenden haben, und um mich vollends zu demüthigen, machen Sie selbst in edelmüthigster Weise die ersten Vorschläge."

Mr. Stone verbeugte sich vor Adelheid. „Ich danke Ihnen!" sagte er, sichtlich geschmeichelt. Dann sich zu Arnold wendend, fuhr er fort: „Ist kein Edelmuth, lieber Freund; weiß nur aus Erfahrung, daß auf der Welt nichts zu fürchten, als eigene Dummheit."

„Im Allgemeinen haben Sie Recht," sagte Arnold. „Ich glaube auch, daß diese sich überall geltend machende Sorge der Deutschen vor jeder Concurrenz nichts weiter ist, als ein Zeichen von Schwäche, von Mangel an Thatkraft und Intelligenz. Je mehr wir Allen gestatten, nach jeder Richtung hin die Kräfte zu tummeln, desto größer ist der Sporn, Tüchtiges und Gutes zu schaffen."

„Seien Sie überzeugt, daß meine Regierung Ihr schönes Unternehmen nach besten Kräften unterstützen wird," wandte sich Adelheid zum Papiermüller. „Nicht wahr, Herr Rath?" lächelte sie zu Arnold hinüber.

„Durchlaucht, unter Ihrem Schirm und Schutz wage ich Alles, fühle ich mich wieder jung und frisch, und da Mr. Stone in seiner edelmännischen Weise nichts einzuwenden hat, so komme ich mit Freuden!"

Der alte Mann war wie verwandelt; in seinem unruhigen Kopfe wirbelten sogleich die kühnsten Plane, er hörte bereits die Maschinen donnern und sah sich im ehrlichsten Wetteifer mit dem wackeren, tüchtigen Mr. Stone.

Fast alle Anwesenden wurden von dem Talente fortgerissen, mit dem der alte, wunderliche Mann die in weiter Ferne glänzende Zukunft schon als sinnenberauschende Gegenwart genoß.

„Wer doch Ihre glückliche Illusionsfähigkeit besäße!" rief Ernst unwillkürlich und ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen. „Sie sind ewig zu Hoffnungen und Träumen, zu Thaten, sogar zum Leben aufgelegt. Sind Sie denn niemals müde?"

„Ich müde?" fragte der Papiermüller ganz verwundert. „Nein, nicht einmal, wenn ich zu viel geschlafen habe."

„Vortrefflich!" rief der Prinz mit schneidendem Auflachen. „Wie müde werden wir dann nach dem ewigen Schlafe sein!" — Damit sprang seine düstere Laune plötzlich um. — „Aber jetzt leben wir noch und besitzen ein Mittel, alle Schläfrigkeit zu verscheuchen." — Er griff nach seinem Glase und stürzte es in Einem Zuge hinunter. — „Zu einem schönen Feste gehörten den Athenern Wein, Witz und Flötenbläsereien; liebe Helene, willst Du uns nicht etwas vorsingen, damit

unser kleines Herthafest vollends einen griechischen Anstrich erhält?"

Die Gräfin sah nur ihren Gemahl mit ihren großen Augen ganz verwundert an, und als er seine Zumuthung wiederholte, entgegnete sie frostig: „Du weißt, daß ich nie vor Fremden singe."

„O, wir sind im engsten Familienkreise! Ich sehe nur die lieben, vertrauten Gesichter von Verwandten und das unbeugsame Antlitz meines Freundes Stone. Singe die entfesselten Geister wieder in Schlaf!"

„Quäle mich nicht, Ernst!" entgegnete Helene. „Als ich meine Kunst aufgab, um Dir zu gehören, da geschah es, weil ich mich in der stolzen Vorstellung sonnte, daß mein Gesang alle Deine Schwermuth heilen, Dich glücklich machen könne, und deshalb schwur ich mir, Niemand anders, als Du, solle je wieder sich an meinem Spiel erfreuen. Und nun?!" — Sie vollendete nicht, fuhr mit den schlanken Fingern über die heißgewordene Stirn, und der sonst so ruhigen Frau konnte man es deutlich anmerken, welche Mühe es ihr kostete, ihrer inneren Bewegung Herr zu werden.

„Uebt Dein Gesang auf mich nicht den alten Zauber? Ist er nicht die Davidsharfe, die alle Dämonen immer wieder verscheucht?" — Der Prinz war aufgesprungen, legte leicht den Arm auf ihre Schulter und beugte sich vornüber, um ihr in's Antlitz zu blicken.

„Ich weiß, daß Du mich nicht entbehren kannst, und das allein versöhnt mich mit dem Gedanken, meiner Kunst entsagt zu haben," entgegnete die Gräfin. In ihren Augen leuchtete es seltsam auf, und nur zu deutlich stand darin, daß sie sich ihres gebrachten Opfers noch heute vollbewußt sei.

„Ja, Dir dank' ich Alles! Nur Dein Gesang hat meine Seele aus der Nacht der Verzweiflung immer wieder erlöst und zum Licht geführt. Ach, ich fühle es, mehr als je werde ich zu Dir meine Zuflucht nehmen müssen!" — Er zog ihre Hand an seine Lippen.

„Du machst mich glücklich damit!" sagte sie beinahe lebhaft und doch stand ihre Antwort mit dem ruhigen, kalten Ausdrucke ihres Antlitzes im Widerspruch. „Aber nur heute gönne mir Ruhe!" — Und als er ihre Hand losließ, fiel sie schwer und lässig zurück.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Adelheid bemerkte die Abspannung der Gräfin, und die Stunde schien ihr vorgerückt genug, um aufzubrechen. Vergeblich suchte sie der Prinz zurückzuhalten; er versprach, alle seine Schwermuth über Bord zu werfen und von jetzt ab den heitersten Wirth zu spielen.

„Gerade das kostet ihnen mehr, als Sie ahnen," sagte sie theilnehmend und blieb bei ihrem Entschlusse.

Auch die anderen Gäste wollten sich verabschieden; aber der Prinz bat so dringend, fast leidenschaftlich, ihn jetzt noch nicht zu verlassen, daß man ihm nicht widerstehen konnte. Nur der Bürgermeister mochte seiner längst schläfrig gewordenen Frau ein längeres Bleiben nicht zumuthen und verließ mit der Fürstin zugleich die kleine Gesellschaft. Die Gräfin benutzte diese Gelegenheit, um sich sofort auf ihre Zimmer zurückzuziehen. Trotzdem wollte Hertha zurückbleiben.

„Mein liebes, mein gutes, theures Kind, Du wirst auch der Ruhe bedürfen!" sagte Ernst und drückte mit innigster Zärtlichkeit einen Kuß auf ihre Stirn.

Sie blickte ihm statt aller Antwort besorgt in die unruhig rollenden Augen. Er beugte sich herab, und ihm war's, als funkelte ihm aus diesen feuchten Sternen das reinste Glück, der tiefste Friede in das stürmisch pochende Herz.

„Hertha, Deine lieben, guten Augen vermögen mehr, als selbst der Gesang der Mutter," sagte er leise, „aber das darf sie nie erfahren!" Und er blickte sich scheu um, als könne sie's noch hören. — „Ach, ich vergaß, sie ist schon fort!" sagte er und schien nun erst völlig sicher zu sein.

„Papa, wann wird Arthur wiederkommen?“ fragte Hertha plötzlich.

Ueber das kaum beruhigte Antlitz des Prinzen zuckte es wie ein vernichtender Wetterschlag. Seine Brust arbeitete hörbar, ein tiefer Seufzer entrang sich seinen Lippen. Mühsam suchte er sich aufzuraffen.

„Er kommt, sobald er wieder wohler ist,“ antwortete er endlich unsicher und wagte nicht, sie anzublicken.

„So ist er wirklich krank, der Aermste! Ich weiß, Du sagst mir stets die volle Wahrheit, weil Du mich gelehrt hast, sie zu ertragen.“

„Nicht wahr, nun gehst Du ruhig schlafen?“ fragte er ängstlich und versuchte zu lächeln.

Sie beobachtete nicht seine Unruhe, seine Verlegenheit; auf ihrem Antlitze spiegelte sich ein Widerschein der alten Kinderseligkeit und willig ließ sie sich jetzt von ihm zur Thür geleiten, schlang dann ihre Arme zärtlich um seinen Hals und sagte wie immer: „Schlaf' wohl, mein Herzenspapa!“

Kaum hatte Ernst seiner Tochter „Gute Nacht“ gesagt, da sank er wie gebrochen auf den nächsten Stuhl zurück; ohne seine Umgebung weiter zu beachten, schlug er die Hände vor das Antlitz.

„Die volle Wahrheit!“ flüsterte er tonlos. „Nein, ich muß sie täuschen, so lange ich kann! Ich weiß es

nun, sie liebt ihn wirklich und es wird ihr das Herz brechen! O, mein armes, theures Kind!" — Und heiße Thränen quollen ihm über die mageren, blendend weißen Finger.

„Du wolltest zu mir flüchten, wenn Dein Herz zu schwer, Deine Seele umnachtet sei," flüsterte ihm Jemand leise zu. Es war Arnold, der voll innerster Theilnahme vor ihm stand.

Er blickte auf, versuchte seine Thränen zu verbergen, strich mit der Hand über die brennende Stirn und schien nicht übel Lust zu haben, in gewohnter, toller Laune das Ganze in einen Scherz zu ziehen.

„Mich kannst Du nicht täuschen, theurer Freund; ich habe es längst geahnt, welch' wilder, vernichtender Schmerz unter dieser lustigen Maske verzuckt. Gerade dieses verzweifelte Spiel, das Du mit Deinen düsteren Gedanken, Deinen quälenden Erinnerungen treibst, drängt Dich am sichersten zum Abgrunde!"

Das Wort des Freundes blieb auf Ernst nicht ohne Eindruck; er schaute Arnold an, als schwanke er noch, ob er ihm einen Einblick in sein tiefzerrissenes Inneres gestatten dürfe, dann schweiften seine Augen unruhig zu den Anderen hinüber.

„Sie zechen weiter und gewahren kaum, daß wir uns abgesondert," sagte Arnold, der bemerkte, daß jetzt nur die Anwandlung, den liebenswürdigen Wirth zu

spielen, den Prinzen von vertraulichen Eröffnungen zurückhielt.

Wirklich hatten die neuen Fabrikplane den Papiermüller, Benno und Mr. Stone in eine heitere Laune versetzt, daß sie der Flasche eifriger als sonst zusprachen, und jetzt, nach dem Rückzuge der Frauen, fielen die letzten Schranken. Nur mit dem Aufbaue von Fabriken und dem Champagnertrinken beschäftigt, gingen an ihnen alle anderen Vorgänge im Saale spurlos vorüber.

„Ich danke Dir, Arnold, aber auch Du vermagst mir nicht zu helfen!“ begann der Prinz und starrte bitter vor sich hin. „Oder kannst Du mir sagen, wie man seiner Vergangenheit entflieht, wie eine Seele, in der ewige Höllenqualen zucken, den längst verlorenen Himmelsfrieden wiederfindet?“

„Wer ewig strebend sich bemüht, den können wir erlösen, — singen die Engel in Goethe's Faust. Und ich behaupte, der erlöst sich schon selbst. Er wird im Weiterringen, in Erreichung eines freien Umblickes sehr Vieles los. Glaube nur, wir zerschellen uns weit öfter den Kopf nicht an den Felsen der Wirklichkeit, sondern an den gemalten Steinwänden unserer Einbildungskraft. Gieb diesen geschäftigen Müßiggang auf,“ fuhr Arnold eindringlich fort, „erweitere Deine Brust zur Theilnahme am Allgemeinen, und die eigenen, so lange zärtlich gepflegten Schmerzen schlummern allmählich

ein. Tief angelegte Naturen, die ohnehin mehr als alle anderen zur Schwermuth neigen, können sich daraus nur retten durch ein thätiges, dem Wohle der ganzen Menschheit gewidmetes Leben."

Arnold hatte in seinem Eifer so laut gesprochen, daß wenigstens die letzten Worte zu Benno's Ohren drangen. Mit etwas unsicheren Schritten trat er an die Beiden heran.

„Ganz recht, lieber Bruder, Glück, Sonnenschein, Champagner für Alle, das ist die Losung!" rief er mit lallender Zunge und schwenkte in lustiger Weinlaune sein Glas, das er vom Tische mitgebracht.

Der Prinz hatte Anfangs mit müdem Lächeln das Haupt geschüttelt; bald hörte er jedoch aufmerksamer zu und die Ermahnungen Arnold's schienen nicht ohne Eindruck zu bleiben. Das komische Auftreten Benno's änderte Alles. Er schnellte von seinem Stuhle empor, stieß ein schneidendes, übermüthiges Gelächter aus, und zu der kleinen Gesellschaft zurückkehrend, begann er, in seinen gewohnten Ton verfallend: „Benno's Gedanke ist genial, Champagner für Alle! Wir dürfen nicht eher ruhen, als bis dieser Göttertrank die Seele des Fürsten wie die des Lumpensammlers mit gleichem Feuer labt!"

Er griff nach einem vollen Glase und stürzte es mit Einem Zuge hinunter.

So volksfreundlich auch der Papiermüller gesinnt

war, an dem Gedanken, daß selbst dem Lumpensammler diese Herrlichkeit zu Theil werden solle, stieß er sich doch, und er machte die lebhaftesten Einwendungen, die Ernst mit wachsender toller Laune entschieden niederschlug. Der praktische Mr. Stone hatte aus dem Festjubel noch so viel Verstand gerettet, daß er nur die Unausführbarkeit dieser menschheitbeglückenden Träume im Auge behielt und mehrmals die Frage aufwarf: wo dieser viele Champagner herkommen solle.

Benno starrte verzweifelt vor sich hin; sein weinschwerer Kopf wußte darüber keine Auskunft zu geben. Aber der Prinz entgegnete: „Und wenn das Weltmeer in künstlichen Champagner verwandelt werden soll, dieser Lethetrank für Alle!"

Er wollte ein zweites Glas an die Lippen führen; Arnold legte die Hand auf seine Schulter und hinderte ihn daran.

„Sich betäuben heißt nicht: vergessen," flüsterte er ihm zu; „mein theurer Freund, vertraue mir, öffne mir Dein Herz, und Du wirst in meiner theilnehmenden Brust eher Vergessenheit finden, als in diesem Glase!"

Er blickte ihm tief und innig in die Augen, und Ernst, der noch eben heftig auffahren wollte, ließ sich hinwegziehen wie ein Kind.

„Es ist längst Mitternacht und Zeit, daß wir aufbrechen," wandte Arnold sich zu den Anderen, die hierzu

wenig Neigung verriethen. „Mr. Stone, zeigen Sie sich als echten Sohn Albions, der mit stoischem Gleichmuth selbst der hellsten Freude den Rücken kehren kann.“

Der lange Engländer richtete sich sofort in die Höhe. „Wir reisen ab!“ sagte er entschlossen.

In überraschend kurzer Zeit befanden sich die Drei wohlbehalten im Wagen und fuhren davon.

„Du giebst mir wohl ein Stück das Geleit?“ bat jetzt Arnold.

Der Prinz zögerte Anfangs, dann schob er hastig seinen Arm in den des Freundes, und Beide traten in die ungewöhnlich laue Winternacht hinaus.

Anfangs wanderten sie schweigend dahin. Der Himmel war völlig verhangen, kein Stern ließ sich blicken, und zu ihrer Seite ruhte der See wie ein dunkles Geheimniß.

„Trotzdem es Nacht ist, finden wir den Weg,“ begann Arnold. „Vielleicht ist unser ganzes Leben nur ein Hinauswandern in die Nacht; aber wir haben dabei die tröstliche Hoffnung, daß wir dem Morgen entgegengehen.“

Der Prinz schwieg noch immer und Arnold fuhr nachdenklich fort, als spräche er mehr für sich: „Wie gespenstisch ragen die dürren Aeste über unseren Häuptern empor, wie unheimlich drohend kann sich die

ganze Landschaft in unserer erregten Einbildungskraft gestalten, und mit dem ersten Sonnenstrahle des Lichts zerflattert der Spuk und eine fröhliche, lachende Landschaft ruht vor unseren Blicken. Fassen wir nur die Wirklichkeit ruhig in's Auge, dann vermag uns selbst die flüchtig hereinbrechende Dämmerung nicht die Klarheit unseres Geistes, die Besonnenheit unserer Seele zu trüben."

„Pah, das ganze Leben ist ein elendes Gaukelspiel!" entgegnete Ernst mit scharfer, schneidender Stimme; „nur wenn wir uns in eine Idealwelt flüchten, sind wir wenigstens auf Secunden glücklich. Wir müssen hinter uns die Brücke abbrechen und vergessen lernen, daß die Wirklichkeit so elend, kaum eines Lächelns, einer Thräne werth."

„Gerade diese ängstliche Flucht aus dem rauhen und doch wieder so seelengesunden Dasein in eine Welt des schönen Scheines ist Dein Verderben; lerne Dich tummeln im bürgerlichen Leben, übe Deine Kräfte, um Andere glücklich zu machen, und Du wirst es selber werden!"

„Ich weiß nicht, wer von uns Beiden der größere Narr!" rief Ernst mit bitterem Lachen. „Lohnt es sich denn wirklich, seine ganze Seele einzusetzen für diesen Pöbel? Schaffe etwas Großes, Außerordentliches auf dem Gebiete des Geistes, der Kunst oder des öffent-

lichen Lebens, und Niemand beachtet Dich; aber treibe nur das Geringste, das die alten, morschen Schranken des Herkommens und philisterhafter Anschauungen überspringt, so bricht jeder Esel in Erstaunen oder in Gelächter aus und hält Dich für verrückt. Ich habe die Menschheit viel zu sehr verachten gelernt, um ihr nicht völlig den Rücken zu kehren."

Auf Arnold machten diese Worte einen tief schmerzlichen Eindruck. Er vermochte augenblicklich nichts zu erwidern und versank in Nachdenken. Sicher ging dieser bedeutende Geist nur an den kleinlichen Verhältnissen unter, in die er gedrängt worden. Seine hohe, feurige Seele hätte eines weiten Schauplatzes bedurft, und nun wurde er früh zu völliger Unthätigkeit verdammt. Im Unmuth darüber sprach er manchen gesellschaftlichen Vorschriften Hohn und gerieth endlich in jene tolle, weltverachtende Laune, die der große Haufen kaum noch von Wahnsinn unterscheiden konnte.

Ein tiefer, gewaltiger Schmerz würde ihn am ehesten aufrütteln, grübelte Arnold; aber er wagte den Gedanken nicht auszusprechen, und da auch Ernst nicht Lust zu haben schien, das Gespräch fortzusetzen, so wanderten sie im tiefsten Schweigen durch den Park.

Plötzlich hörten der Prinz und Arnold Stimmen, und trotzdem es fast nur ein Flüstern war, trug doch zu ihnen die stille Nacht jeden Ton.

Die Sprechenden mußten sich dicht am Schlosse befinden, ja, einer derselben schien von einer Höhe herab zu reden.

„Stratz, es kommen Leute!“ konnte man deutlich vernehmen.

„Du bleibst eine furchtsame Schneiderseele und siehst überall Gespenster! Halte Dich nur endlich still, in zehn Minuten bin ich wieder hier. Immer glatt!“

„Stratz, ich fürchte —“

Aber der Andere mochte sich bereits entfernt haben, denn er antwortete nicht mehr.

„Hier hast Du Deine bessere Wirklichkeit — Diebsgesindel!“ sagte Ernst spottend.

Arnold gab ihm keine Antwort, er suchte geräuschlos die Stelle zu erreichen, von der die Stimmen hergekommen, und stand in wenigen Augenblicken vor einer kleinen, zitternden Gestalt, die bei seiner plötzlichen Annäherung ganz erschrocken vollends zusammenknickte. Trotz der Dunkelheit erkannte er den dicht an der Mauer klebenden, igelartig zusammengerollten Menschen. Es war der Schneider Hille.

„Was treiben Sie hier?“ fragte er streng und hastig.

„O nichts, gar nichts!“ stammelte der Kleine. „Unschuldiger Scherz, auf Ehre, ganz unschuldiger Scherz!“

„Und die Strickleiter, die Sie bewachen, Hille? Gestehen Sie Alles!" drängte Arnold.

Trotz seiner grenzenlosen Furcht entfaltete der Schneider die vielleicht bei seinem Handwerke erworbene Gewandtheit in Lügen. „Die Sache ist wirklich ganz unschuldig, Herr Rath. Ein guter Freund hat sich dort oben in eine hübsche Kammerjungfer verliebt und bat mich —"

„Geben Sie sich keine Mühe, mich zu täuschen. Ein Mann wie der alte Stratz klettert nicht mehr auf Strickleitern zur Geliebten." — Er hatte an der stehenden Redensart: „Immer glatt," den Barbier erkannt. — „Lieber Freund, halte hier den kleinen Lump," wandte er sich zu dem jetzt herantretenden Prinzen, „ich werde inzwischen den anderen Schurken verfolgen" — und er schickte sich an, die Strickleiter zu besteigen.

Der Schneider sah sich jetzt verrathen und verloren. „Ich will ja Alles bekennen!" sagte er völlig gebrochen. „Stratz ist schuld, er hat mich in's Unglück gestürzt! Ich soll hier nur warten, bis er zurückkommt!"

„Gestehe endlich, was habt Ihr vor?" fragte Ernst drohend.

„Ich gestehe ja schon — der kleine Prinz — Stratz will —"

Mehr bedurfte Arnold nicht, um den ganzen Anschlag zu errathen, der nichts Anderes bezwecken konnte,

als eine Beseitigung des kleinen Thronerben, und Niemand eignete sich dafür besser, als der ehemalige Hofbarbier, der mit den Räumlichkeiten des Schlosses außerordentlich vertraut war.

Wie im Fluge eilte Arnold die Strickleiter hinan und befand sich in wenigen Augenblicken auf dem Walle.

In der That, der freche Mensch hatte sich die günstigste Stelle ausgesucht, von der aus er am leichtesten in das Schloß dringen konnte. Gerade hier befand sich der kleine, ganz verwilderte Burggarten, den selten noch und dann nur am Tage ein menschlicher Fuß betrat. Die kleinen, verfallenen Lauben mit ihren morschen Bänken hatten selbst für das schwärmerischste Kammerkätzchen wenig Einladendes, um sie zu einem Stelldichein zu wählen, und dann bekam hier Alles am Abend ein so düsteres, fast unheimliches Ansehen. An der einen Seite breitete der Park sein dichtestes, schwärzestes Baumgewühl still und geheimnißvoll aus, während die andere Seite des Gärtchens halb verfallene Ställe umgaben. Den Schloßbewohnern war der Burggarten nur durch den langen Corridor eines unbewohnten Seitenflügels erreichbar; deshalb hatte man ihn Anfangs gemieden und später halb vergessen. Ja, es fiel Niemandem ein, diesen Weg, auf dem man so ganz unbemerkt in das Schloß dringen konnte, wenigstens des Nachts abzusperren.

Obwohl das Betreten des Gartens selbst am Tage Vorsicht erheischte, denn der ehemals terrassirte Boden war voll Gruben und Löcher, die von halb verfaulten Brettern überbrückt wurden, stürmte Arnold dennoch unaufhaltsam vorwärts. Mehrmals schwebte er in Gefahr, hinabzustürzen, aber gerade seine flüchtige Verwegenheit rettete ihn. Der Gedanke, dem elenden Mörder um jeden Preis zuvorzukommen, schien ihn über Alles hinwegzutragen.

Jetzt hatte er den Garten, nun schon den langen Corridor hinter sich. Nirgends ließ sich ein Ton, das leiseste Geräusch vernehmen.

In unsicheren Umrissen ragte der alte, düstere Schloßbau in die Nacht hinaus, nirgends gewahrte er den kleinsten Lichtschimmer; auch die Fenster Adelheid's waren dunkel; sie mußte längst zur Ruhe gegangen sein. — Er wußte, daß sich das Schlafzimmer des Kleinen dicht an dem ihren befand, und konnte deshalb über den Weg, den er einzuschlagen hatte, nicht in Zweifel sein. Mit seinen scharfen Augen bemerkte er ein halb angelehntes Seitenpförtchen; gewiß war auch Stratz hier hindurchgeschlüpft, und in athemloser Hast suchte er sein Ziel zu erreichen.

Auf dem Seitengange des ersten Stockes war es todtenstill, selbst in den Vorzimmern regte sich nichts. Der wachthabende Kammerherr saß im tiefsten Schlafe

auf einem Sessel, und die halb herabgebrannten Kerzen beleuchteten sein noch immer höfisch lächelndes, dummes Gesicht. Er mußte erst unlängst eingeschlummert sein.

Arnold hörte jetzt aus dem daranstoßenden Zimmer ein schwaches Geräusch; ihm erschien es wie das leise Wimmern eines Kindes, und sein Herz drohte, still zu stehen. War vielleicht schon die schreckliche That geschehen, und kam er zu spät?... Dennoch galt es kein langes Besinnen, und im nächsten Augenblicke war er in dem Gemache, das nur eine Nachtlampe spärlich erhellte. Trotz der hier herrschenden Dämmerung gewahrte er, wie sich über die im Hintergrunde stehende Wiege eine dunkle, lange Gestalt hinwegbeugte. Zuckte der Elende erst den Mordstahl oder weidete er sich bereits an dem letzten Todesröcheln seines Opfers? — Er wollte sich blitzschnell auf ihn stürzen, aber der Andere mußte seinen Eintritt gehört haben und richtete sich erschrocken in die Höhe.

Völlig fassungslos starrte der Barbier einen Augenblick auf die plötzliche Erscheinung, dann schnellte er empor, und mit einem einzigen Sprunge suchte er die Thür zu erreichen; aber Arnold warf sich ihm in den Weg.

„Wenn Sie mich nicht fortlassen, stech' ich Sie nieder!" zischelte der zur Verzweiflung getriebene Verbrecher, und ein Messer blinkte in seiner Hand.

Zum Unglücke für Stratz gehörte Rath Schorn

nicht zu jenen Leuten, die sich einschüchtern lassen, am wenigsten durch Mordwaffen; mit großer Gewandtheit unterlief er seinen Gegner und drückte ihn zu Boden. Vergebens bemühte sich der Barbier, wenigstens einen seiner langen Arme frei zu machen; Arnold hielt ihn wie mit eisernen Schrauben fest.

Beide gaben während dieses Ringens keinen Ton von sich; der Eine, weil er wußte, daß jedes Geräusch die Zahl seiner Feinde vermehren konnte, der Andere, weil er die im Nebenzimmer schlummernde Fürstin durch den Lärm nicht erschrecken wollte.

Stratz mochte einsehen, daß er doch verloren sei, er verzichtete auf ferneren Widerstand, selbst das Messer ließ er fallen, und trotz seiner Gebrochenheit flüsterte er in seiner aufgedunsenen Weise, die immer etwas Komisches hatte: „Herr Rath, ich bin Ihr Gefangener!“

„Lebt der Prinz noch oder haben Sie die That bereits vollführt?“ fragte Arnold hastig.

„O, Sie halten mich für einen elenden Mörder?! Wie können Sie so schlecht von mir denken!“ rief Stratz ganz entrüstet.

Es drängte Schorn, sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, und doch wagte er nicht, seinen Gefangenen einen Augenblick frei zu lassen.

Der Andere mochte seine Gedanken errathen: „Ueberzeugen Sie sich selbst, daß unserer kleinen Durch-

laucht noch kein Haar gekrümmt worden! Ich entfliehe nicht, mein Ehrenwort!“

Als Arnold zögerte, fuhr Straß lebhaft fort:

„Ich bin ein unruhiger Kopf, Herr Rath, und in meinem Hirn wälzten sich kühne verwegene Plane; aber Mord, Mord — nein, solch' schwarze Gedanken waren meiner Seele fern!“

In diesem Augenblicke erschien Adelheid im leichten Nachtgewande auf der Schwelle; sie war von dem Geräusche erwacht, sie mußte nur das eine fürchterliche Wort gehört haben, sah zwei dunkle, fremde Gestalten im Zimmer, und von Todesangst erfüllt, stürzte sie an die Wiege.

Das Kind erwachte bei der hastigen Annäherung, schlug die Augen auf und wollte schlaftrunken zu weinen anfangen, aber als es die Mutter erkannte, lächelte es doch.

„Mein liebes Bübchen, Du lebst?“ jauchzte sie und drückte es stürmisch an ihre Brust. „Tödtet mich, nur verschont mein Kind!“ rief sie den Fremden zu in dem Glauben, daß diese ihr Mordwerk erst beginnen wollten.

„Es lebt?“ wiederholte Arnold, und richtete sich in die Höhe. Er vergaß in seiner freudigen Aufregung, den Barbier länger festzuhalten.

„Hab' ich es Ihnen nicht gleich gesagt, daß ich kein Mörder bin?“ schwatzte der Barbier und gewann seine

ganze Fassung wieder. „Ich wollte nur den Kunz von Kaufungen spielen, und wenn mein Entführungsplan geglückt wäre, hätte ich den Prinzen in tiefster Verborgenheit zu einem tüchtigen Menschen, zu einem weisen Monarchen erzogen! Die Welt hätte noch niemals seines Gleichen gesehen, und als wahrer Freund des Volkes müssen Sie selbst bedauern, daß durch Ihre unpassende Dazwischenkunft diese erhabene Idee nicht verwirklicht worden!"

So ernst auch die ganze Sache war, Schorn mußte unwillkürlich lächeln; dann aber fiel ihm Adelheid ein und welch' namenlosen Schmerz ihr dieser tolle Streich bereitet haben würde, und er entgegnete streng: „Sie sind noch nicht Narr genug, um nicht Ihre That noch verantworten zu müssen! Herr von Bille, verhaften Sie diesen Staatsverbrecher!" rief er dem Kammerherrn zu, der aus seinem Schlafe endlich aufgeweckt war und ganz verwirrt sein todtenbleiches Gesicht zur Thür hereinsteckte. —

Der Barbier ließ sich willig hinausführen; es mochte seiner Eitelkeit schmeicheln, von einem Kammerherrn verhaftet und nun als Staatsverbrecher behandelt zu werden.

„Arnold!" rief die Fürstin, als sich auch dieser mit einer Verbeugung zurückziehen wollte. Sie brachte weiter kein Wort hervor, und wie sie ihm die Hand ent-

gegenstreckte, prägte sich eine wunderbare Mischung widersprechender Gefühle auf ihrem Antlitze aus: Verlegenheit, Bestürzung, höchste Seligkeit. Sie hatte ihr Kind in die Wiege zurückgelegt, das augenblicklich wieder eingeschlafen war. Die an der Seite des Prinzen schlummernde Amme mußte heute einen ungewöhnlich festen Schlaf haben, denn sonst erwachte sie stets beim leisesten Geräusch. Nicht einmal den Ruf Adelheid's hatte sie gehört.

Während die hohe Frau Arnold ihre Rechte entgegenstreckte, mußte sie mit der Linken ihr Nachtgewand festhalten, das sich bei der raschen Bewegung verschoben hatte. Ihr tiefes Erröthen, ihre Verwirrung war mit einer Anmuth gepaart, die sie lieblicher als je erscheinen ließ.

„Wir hatten wohl Beide keine Ahnung davon, uns noch heute wieder und so wieder zu sehen," bemerkte Arnold im scherzenden Tone, um sich selbst und Adelheid über ihre Verlegenheit hinweg zu helfen.

„Ich weiß es jetzt, Sie hat der Himmel zu meinem Schutzgeiste ausersehen — nicht wahr, Arnold, Sie werden mich nie verlassen?" — Ihre Augen ruhten mit vollster Seeleninnigkeit auf dem Freunde, und leicht legte sie, als brauche sie diese Stütze, ihre Arme auf seine Schulter.

Vor den Augen Arnold's flimmerte es, seiner ganzen

Selbstbeherrschung bedurfte er, um nicht, hingerissen von ihrer Anmuth, die Arme um sie zu schlingen und sie stürmisch an seine Brust zu ziehen. Und weil er seine tiefinnerste Bewegung so gewaltsam niederzudrücken hatte, machte sich äußerlich eine desto größere Ruhe und Abgeschlossenheit geltend.

„Ich gelobe es Ihnen," sagte er gelassen, ohne seine Stimme zu erheben; „aber vielleicht ist das Schicksal mächtiger als wir."

„Und haben Sie mir nicht oft gesagt, daß wir unsere Schicksale beherrschen, nicht das Schicksal uns?" — Die Frage klang wie ein Vorwurf. Sie zog leise ihre Hände von seinen Schultern, und da Arnold ihr die Antwort schuldig blieb, sprang sie zu einem anderen Gegenstande über, um sich von seinem frostigen Benehmen nicht ebenfalls erkälten zu lassen. — „Ich habe Ihnen nicht einmal gedankt, Arnold," fuhr sie fort, „und doch schulde ich Ihnen von heute ab mehr als mein Leben, das meines Kindes. Morgen müssen Sie mir ausführlich erzählen, wie Sie diesem nichtswürdigen Anschlage auf die Spur gekommen. Nun, gute Nacht, mein theurer Freund!" — Etwas von der Fürstin klang doch hindurch, wie sie ihn jetzt entließ, und förmlicher als sonst empfahl sich der Rath.

Als er sich entfernte, brach Adelheid halb ohnmächtig

an der Wiege ihres Kindes zusammen. Zu viel war in diesen wenigen Augenblicken auf sie eingestürmt, und ein Thränenstrom machte ihrem gepreßten Herzen Luft.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Am Ufer des Schilfsee's, den der Prinz Ernst zu Ehren seiner Tochter gewöhnlich „Herthasee" nannte und der an Größe und malerischer Schönheit seinen berühmten Namensvetter weit überragte, wanderte Arthur ungeduldig hin und her. Bald spähte er über die glatte Wasserfläche, ob sich noch immer kein Boot erblicken lasse, bald zog er wieder ein kleines, rosafarbenes Papier heraus, um die schon hundertmal gelesenen Zeilen noch einmal zu durchfliegen. Ihm blieben sie dennoch unverständlich; sie sprachen von „Entsagen," von einem „ewigen Lebewohl," und in seiner Seele jauchzte nur der Eine Gedanke: „Ich sehe sie endlich wieder!"

Wohl hatte Ernst jede heimliche Zusammenkunft der beiden Liebenden zu hintertreiben gewußt, und als Arthur seine Versuche, Hertha allein sprechen zu können, nicht aufgab, ihn noch einmal in einem Briefe flehentlich gebeten, auf eine Liebe zu verzichten, die Alle unglücklich machen müsse, denn Herzog Leopold würde

zu einer solchen Verbindung niemals seine Einwilligung ertheilen. Aber wann hätte je ein kaum zwanzigjähriges stürmisches Jünglingsherz auf vernünftige Vorstellungen gehört? — Arthur vollends, dem das Schicksal selten einen Wunsch versagt, der sich in seiner frischen, fortreißenden Weise Alles zu erschmeicheln oder zu ertrotzen wußte, fühlte durch diesen hartnäckigen Widerstand seine Leidenschaft wachsen. Nun erst wurde aus der jugendlichen Schwärmerei ein tiefes, unauslöschliches Empfinden, das seine ganze Seele erfüllte.

In seiner kecken, heißblütigen Weise hätte es gelegen, alle Hindernisse gewaltsam zu überspringen und trotz der Abmahnungen Ernst's seine Besuche im Hause am See fortzusetzen; nur die Rücksicht auf Hertha hielt ihn davon ab, er wußte, welch' zärtliche Tochter sie war, und daß er deshalb ihren Vater nicht zum Aeußersten treiben dürfe.

Vergebens durchstreifte er fast täglich die Umgegend der Villa oder irrte stundenlang am Ufer des Schilfsee's hin, er bekam die Geliebte kaum zu sehen, geschweige zu sprechen. Obwohl der Frühling bereits prophetisch durch das Land gezogen und sie früher in solcher Zeit, ein lachendes, glückliches Kind, durch Wald und Flur geflattert, blieb sie jetzt meist auf ihrem Zimmer, und wenn sie wirklich einmal an der Seite ihres

Vaters das Freie suchte, ging sie still und schwermüthig dahin.

Ganz im Schauen und Träumen versunken, bemerkte Arthur nicht, daß eine Frauengestalt in gemessener Entfernung jede seiner Bewegungen aufmerksam verfolgte. Sie wußte sich freilich bei jeder Wendung so geschickt hinter Bäumen und Gesträuch zu verbergen, daß ihre Gegenwart selbst aufmerksameren Blicken entgangen wäre.

In verzehrender Unruhe schweiften wieder seine Augen über die spiegelhelle, sonnenbeglänzte Fluth, da tauchte endlich in der Ferne ein Segel auf, und er eilte bis dicht an den Rand des See's, schwenkte ein Tuch, um sie schon von Weitem zu begrüßen. Sie stand allein im Boote, das konnte er deutlich sehen, und jetzt grüßte sie wieder. Hertha verstand meisterhaft, das Ruder zu führen; wohl gewahrte er, daß sich das Boot pfeilschnell näherte, doch für seine Ungeduld viel zu langsam.

„Hertha, Hertha!" jubelte er ihr entgegen, und auf seinem hübschen, blühenden Antlitze prägte sich die Seligkeit aus, die er beim Wiedersehen der Heißgeliebten empfand. Er wartete nicht ab, bis sie ihr Boot dicht an das Ufer gestoßen; mit einem kühnen Sprunge befand er sich an ihrer Seite, blickte ihr strah-

lend vor Glück in die Augen und rief in übersprudelndem Jugendmuthe: „Nun laß uns hinaussteuern und ein Märchenland aufsuchen, das uns für immer den Blicken der schlimmen Welt entzieht!"

„Glückliche Fahrt!" rief ihnen eine Stimme höhnisch nach, als das Boot bereits wieder vom Lande stieß. Hertha erschrak, auch Arthur war einen Augenblick bestürzt, da bemerkte er eine Frauengestalt hinter den Bäumen verschwinden und erkannte sie sofort. „Es war Beate," sagte er, mit einem lustigen Gelächter seine Bewegung vollends niederkämpfend. „Um so besser! Nun erfährt mein Vater doch Alles, und ich werde deshalb ohne Weiteres mit ihm sprechen. Aber wie bleich und trüb Du aussiehst!" wandte er sich zu Hertha. „Wenn Dein Vater Dich wirklich liebte, dann könnt' er's gar nicht mit ansehen, wie wir Beide schweren Herzens herumschleichen und nicht mehr unseres Lebens froh werden. Anstatt uns mit aller Gewalt zu trennen, sollte er sich unseres Glückes freuen und mich aufmuntern, daß ich meinen Vater herumbekomme, dann wäre Alles gut."

„Nein, Arthur, mein Papa liebt mich unendlich, und deshalb habe ich ihm versprechen müssen, Dir zu entsagen." — Sie stand noch aufrecht im Boote und folgte mit ihren feuchten Augen den Wellenringen, die ihr letzter Ruderschlag gezogen hatte.

„Glaubst Du wirklich, daß Du es kannst? Nein, Hertha," fuhr der junge Mann mit erhobener Stimme fort, „diese alten Leute wissen nicht, was sie thun, wenn sie so feurigen Herzen wie den unseren von Entsagen predigen! Uns kann nichts trennen als der Tod!"

„Der Tod!" hallte es von dem nächsten Bergrande zurück.

Hertha zuckte erschrocken zusammen: „Da hast Du die Antwort des Schicksals."

„Wo denkst Du hin? Es war gewiß Beate, die uns necken wollte."

„Wer ist diese Beate?"

„Die Tochter unseres Molchs, ich wollte sagen, unseres Kammerdieners," erklärte Arthur; „sie ist nebenbei der treue und heimliche Berichterstatter meines Vaters. Dieser schlauen, überall herumschleichenden Katze entgeht nichts; ich habe mich bereits gewundert, daß sie nicht meine heimlichen Ausflüge längst aufgespürt. Heute Abend wird mein durchlauchtiger Papa schon Alles wissen, das ist vortrefflich, er ist dann morgen über Alles au fait und sein Zorn halb verraucht."

„Wie sorglos blickst Du in die Zukunft, ich kann es nicht mehr!" entgegnete Hertha und schüttelte traurig ihr schönes Haupt. „Ich weiß es jetzt, daß Dein Papa nimmermehr seine Einwilligung giebt und alle unsere Hoffnungen trügerisch und vergeblich sind."

„Und das läßt Du Dir alles von Deinem Vater vorreden, liebes Herz?“ rief Arthur ganz erstaunt. „Ich weiß wohl, der meine hat seine Schrullen und Wunderlichkeiten, aber gegen mich ist er völlig wehrlos! Er mag noch so sehr den Tyrannen spielen wollen, ich werde ihm doch seine Einwilligung ablocken!“

„Setz' Dich zu mir und höre mich vernünftig an.“ — Sie hatte auf der kleinen Bank Platz genommen, und mit der Rechten das Ruder weiterführend, trieb sie das Boot langsam vorwärts. Das junge Mädchen schien um zehn Jahre gereift, ein ernster, herb schmerzlicher Zug prägte sich um seine Lippen aus, und die sonst so lachenden Augen waren heute wie verschleiert.

Arthur vermochte sich in ihr verändertes Wesen noch immer nicht zu finden; er kam sich dieser ruhigen Haltung gegenüber förmlich noch jugendlicher, unreifer vor und glaubte, sich nun auch etwas in die Brust werfen zu müssen. Ohne ein Wort zu entgegnen, ließ er sich neben Hertha nieder und nahm eine ungewöhnlich ernste Miene an, als wolle er nun wirklich ihren Auseinandersetzungen ein aufmerksames Ohr leihen.

„Du scheinst ganz vergessen zu haben, daß Dein Vater nur zwei Söhne hat,“ fuhr sie ruhig fort, „und da leider Dein Bruder zart und kränklich ist, kann er auf ihn allein nicht seine Hoffnung setzen. Um seine

Dynastie zu sichern, wird er Dich zwingen, eine ebenbürtige Ehe einzugehen."

Jetzt brach der so lange zurückgehaltene Uebermuth des jungen Mannes hindurch: „Du sprichst wie eine Ober-Hofmeisterin!" rief er hell auflachend. „Was kümmert mich dieser armselige Thron, mag ihn einnehmen, wer da will, und so liebt unser Papa seine Söhne nicht, daß es ihm nicht höchst gleichgültig sein sollte, wer nach ihm seine getreuen Unterthanen quält!"

„O, mein Vater hat mir wohl gesagt, diese Fürsten lieben niemals ihre Kinder, sie hassen sie sogar zuweilen; aber wenn es die Erhaltung ihrer Herrscherlinie gilt, scheuen sie kein Opfer, setzen sie jede Rücksicht bei Seite! Wenn nun Dein Bruder auch unerwartet eine Ehe mit einer Bürgerlichen einginge, würde dann Dein Vater Dir nicht die härtesten Fesseln auflegen?"

„Und wenn Du dem Leopold eine solche Leidenschaft zutraust, um meinem Vater zu trotzen, glaubst Du nicht, daß in mir noch ein mächtigeres Gefühl lodert, das jeder Schranke spottet? Mögen sie sich entgegenstemmen, so viel sie wollen! Vertraue mir, Hertha, ich werde dennoch alle Hindernisse besiegen und uns glücklich an das Ziel ringen, denn ich bin jung und meine Seele scheut vor keinem Hinderniß zurück." — Er

suchte ihre Hand zu ergreifen und mit seinen leuchtenden Augen ihr in's Antlitz zu schauen.

„Wir sind Beide noch so blutjung, und mein Vater fürchtet —"

„Hertha!" rief der junge Mann, und sein Ton klang aus tiefster Brust. „Ist es wirklich Deinem Vater schon gelungen, Dich zur Matrone zu machen?" fragte er mit einer Mischung von Unmuth und guter Laune.

Mit der mühsam bewahrten Abgeschlossenheit Hertha's war es vorbei; als sie aufblickte und den urkomischen Ausdruck gewahrte, den sein Gesicht angenommen hatte, brach sie unwillkürlich in ein helles Lachen aus.

Er schlang seine Rechte jubelnd um ihren zierlichen Hals. „Nun ist Alles gut, Du lachst wieder, und glaube mir, wir Beide sind schon im Stande, alle düsteren Wolken hinwegzulachen. Aber ich zürne auch Deinem Vater nicht, daß er Dir das Herz so schwer gemacht hat. Er hängt an Dir mit der innigsten, zärtlichsten Liebe, wie sie selten ein Vater zu seiner Tochter hegt. Nun fürchtet er, Dich zu verlieren, und er denkt nicht daran, daß er statt eines, zwei Kinder haben könnte. Deshalb allein macht er so viel Schwierigkeiten und schiebt meinen Papa als Knecht Ruprecht vor, den ich gar nicht fürchte."

Wann hätte ein junges, liebendes Herz auf solch' beschwichtigende Worte nicht gelauscht und sie gierig

eingesogen? Auch Hertha fand die von Arthur aus einander gefalteten Beweggründe ihres Vaters ganz erklärlich. Er hatte in der That eine gewisse Eifersucht gegen Arthur gezeigt, seine Unreife und große Jugend belächelt und nicht undeutlich den Wunsch ausgedrückt, der Mann, der einst das Glück habe, seine Hertha heimzuführen, müsse ein wahrhaft bedeutender Mensch sein und alle Anderen an Geist und Bildung überragen. Aber was fragt die Liebe nach all' den glänzenden Eigenschaften, die ein besorgter Vater von dem Erwählten seiner Tochter fordert? — Sie zieht wie ein Sonnenstrahl leise und verstohlen in das Herz ein, durchleuchtet es und wirft ihren verklärenden Schimmer auf den geliebten Mann zurück.

Arthur hatte vollkommen Recht, und gewiß kämpfte ihr Vater nicht mehr gegen ihre Liebe an, wenn er endlich einsah, daß er nicht seine Tochter verlor, sondern einen Sohn dazu gewann. Neue Hoffnungen schwellten damit ihre Brust, die trüben Gedanken von Entsagen, von ewigem Lebewohl waren verflogen, und willig horchte sie auf die kühnen Glückesträume, die Arthur's bewegliche Phantasie vor ihr hinzugaukeln wußte.

„Wir werden Beide auf dieses glänzende Elend verzichten, mag Papa immer Augen machen, es hilft ihm Alles nichts," fuhr Arthur lebhaft fort; „denn nach

Leopold's feurigen Briefen zweifle ich auch durchaus nicht, daß er seinen Herzogshut Deiner schönen Cousine demüthigst zu Füßen legt. O, das wäre ein prächtiger Spaß, dann siedelten wir uns dort auf der Insel an und könnten, weltvergessen und weltverloren, ein Leben führen, wie es im Märchen nicht schöner ist!"

Sie waren unter diesem Geplauder in die Nähe der mitten im Schilfsee liegenden kleinen Insel gekommen; Arthur bezeichnete vom Boote aus die Stelle, wo sie sich ein kleines „Sorgenlos" schaffen wollten, und in seiner rastlosen Einbildungskraft sah er schon die weißen Marmorsäulen durch das dunkle Blättergrün schimmern.

Es war für Hertha unmöglich, seinen lustig dahin wirbelnden, glänzenden Zukunftsbildern nicht wenigstens mit traumtrunkenen Augen zu folgen; immer mehr ließ sie sich hineinspinnen in eine blühende Märchenwelt, die selbst die dunkelste Gegenwart vergessen macht. Und stimmte nicht Alles harmonisch zusammen, ihre junge Seele mit einem unnennbaren Glück zu erfüllen? Nach langer Trennung saß sie wieder an der Seite des Geliebten, sah ihm in die funkelnden Augen, lauschte seinen Worten und ließ sich den unheimlichen Schleier der Zukunft sanft hinwegziehen.

Ach, und dieser süße, sinnenberauschende Frühlings-

abend würde allein schon Frieden und Seligkeit in manch' wunde Brust gegossen haben! Wie rein blaut der Himmel über ihnen, um noch reiner sich in die spiegelhelle Flut zu tauchen, und welch einschmeichelnd Landschaftsbild breitet sich vor ihren trunkenen Blicken aus! An beiden Seiten des See's ziehen sich grüne Berge hin, deren unterer Rand mit Birken zierlich eingesäumt, weiter hinauf dehnen sich dunkle Kiefernwälder aus, doch haben sich eine Menge Laubbäume immer wieder einzuschleichen gewußt und in das düstere Tannengrün helle freundliche Farben gemischt. Nur im Hintergrunde dehnt sich ein Berg aus, der düster und träumend sich an den See heranzudrängen scheint und dessen dunkler Waldteppich kaum mit einzelnen lichten Punkten gestickt ist. Dort haust der alte Schorn, aber die hohen, mächtigen Tannen verbergen von der Seeseite aus seine Wohnung völlig, und nur zuweilen verräth der über die Wipfel noch schwach emporkräuselnde Rauch die Stelle, wo der wackere Bürgermeister seinen Heerd aufgeschlagen.

Die Sonne war im Untergehen und warf ihre letzten funkelnden Strahlen über den Rand der Berge. Die dunkeln Stämme der Bäume begannen sich purpurn zu färben, während ihre Kronen im lichten Golde zu schwimmen schienen. Tausend Brillanten flammten

und glitzerten blendend über den See und der jetzt mit den zartesten Tinten übergossene Himmel bog sich noch tiefer in die dunkle Flut.

Leichte Wellen hüpften um das Boot und murmelten wie im Traum verloren. Im dunklen Gebüsch schluchzte die Nachtigall. —

Hertha legte das Ruder aus der Hand und ließ das leichte Fahrzeug langsam dahintreiben. Von dem weichen, lieblichen Zauber dieses Abends eingelullt, sprachen sie beide nicht mehr. Wie könnte auch, was man der Geliebten sagt, wohl das aufwiegen, was man an ihrer Seite empfindet? — Sie hielten sich mit den Händen fest umschlungen, Hertha hatte leicht ihr Haupt an seine Schulter gelehnt und blickte in unendlicher Seligkeit zu ihm auf. Vergessen war alles Leid, jede Sorge um die Zukunft; es war beiden, als trüge sie schon jetzt das sich leise auf den Wellen wiegende Boot in ein Land voll Glück und Sonnenschein. . .

Langsam steigt die Dämmerung herauf und lehnt sich träumend an den Rand der Berge, die Bäume rauschen nicht mehr im Abendwinde, sie stehen mit ihren dunklen Häuptern ganz still, als verrichteten sie ihr Nachtgebet; nun ziehen schon feine Nebelschleier über den See und mahnen zur Heimkehr. Gewaltsam mußte sich Hertha aufraffen.

„Mein Vater würde sich ängstigen, ich darf ihn

nicht länger warten lassen!" — Sie sprang hastig auf, als bedürfe sie eines mächtigen Entschlusses, und griff wieder zum Ruder. Ohne ein Wort des Einspruches erfaßte Arthur das zweite Ruder, und wie im Tacte tanzte jetzt das Boot über die bereits dunkel gewordene Wasserfläche. Mit ihrer schwachen, aber dennoch weichen, melodischen Stimme summte sie mehr, als daß sie sang: „Schlaf, Herzenskindchen, schlaf! jetzt noch ist goldene Zeit, später, ach, später ist's nimmer wie heut."

„Nein, Hertha, das darfst Du nicht singen, nun beginnt erst für uns die goldene Zeit!" rief Arthur lebhaft.

„Ich weiß auch nicht, warum mir gerade das Wiegenlied einfiel, mit dem mich meine Amme stets in den Schlaf sang!"

„Da gefällt mir das Ständchen unseres ritterlichen Strachwitz weit besser." Und er sang mit voller Brust in die Nacht hinaus.

„Mein Liebchen, komm, uns Beiden
Ist wohl, wenn der Abend scheint,
Es hat der Tag beim Scheiden
Sein Auge roth geweint."

Sie begleitete leise seinen Gesang, und noch ehe das Ständchen beendet, waren sie beim Hause am See angelangt.

„Ach, wie schade, daß ich die letzten Strophen nicht mehr singen konnte, vielleicht hättest Du dann auch

Mitleid mit meinem dürstenden, schmachtenden Munde!" flüsterte ihr Arthur scherzend beim Aussteigen zu.

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, hauchte einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen, und ehe sich Arthur besinnen, sie festhalten konnte, war sie verschwunden.

Er hörte noch aus der Ferne ihr Lebewohl.

„Lebe wohl, und auf fröhliches, glückliches Wiedersehen!" rief er ihr nach und starrte lange in die Nacht hinaus, die förmlich wie ein dunkler Vorhang vor dem Bilde der Geliebten und diesen lachenden, glücklichen Stunden niedergefallen war. . .

Wann werden ihre Herzen wieder so viel Licht und Sonnenschein trinken? —

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Mit der Ungeduld und dem Muthe der Jugend bestieg am anderen Morgen Arthur sein Roß, um nach Leopoldsruhe hinüber zu reiten. Er hatte noch mit seinem Reitknechte einen schweren Stand, der ihn heute unter allen Umständen begleiten wollte; aber seine verzweifelten Bitten, selbst seine Thränen bewegten ihn nicht. „Du bleibst!" herrschte er ihm zuletzt unmuthig zu, und Mischko zog sich mit einem Blicke voll Trauer

und Bitterkeit zurück. Kaum hatte der Prinz das Schloß verlassen, sattelte er sein Pferd, und ohne selbst dem alten Michel eine Auskunft zu ertheilen, sprengte er ebenfalls davon.

Milde hatte am Dreizehnten sein Restaurationswerk eben beendigt, als Arthur mit gerötheten Wangen und fliegendem Athem vor seinem Vater erschien.

„Was ist vorgefallen?" fragte dieser hastig. „Haben die Kerle ihr Riemenzeug nicht ordentlich geputzt oder ist der alte Hauptmann wieder betrunken gewesen?" — Aus seiner Residenz fesselten ihn nur Nachrichten über das Schicksal der zurückgelassenen Armee.

Obwohl Arthur immer zaghafter geworden war, je näher die verhängnißvolle Entscheidung rückte, gewann er durch die Fragen Leopold's rasch seine kecke, übermüthige Laune wieder, und er entgegnete rasch: „Nein, die Schützen putzen, was das Zeug hält, auch der Hauptmann ist merkwürdig nüchtern; aber ich, Papa, bin berauscht, in einem holden, süßen Rausche, und ich hoffe, Du wirst Deinem Lieblinge durch die Finger sehen!"

„Rausch — Rausch? Rede vernünftig, ohne Umschweife!"

„Wie Du befiehlst, Papa!" — Nun mußte er doch tief Athem holen, um mit seinem Bekenntnisse herauszurücken, und je länger er sprach, desto unsicherer wurde

seine Stimme, desto unklarer seine Rede. Jeden Augenblick erwartete er, daß sein Vater im höchsten Zorn auffahren und ihn einen Narren und ungerathenen Jungen schelten würde, und gerade die Ruhe des Dreizehnten verwirrte ihn völlig. Als er geendigt, wagte er nicht aufzublicken und stand wie ein Schulbube da, der für irgend einen Schalksstreich seine Züchtigung erwartet.

Zu seiner Ueberraschung brach auch jetzt noch nicht der Dreizehnte zornig los; er ging einige Mal im Zimmer auf und ab, rieb sich wie in bester Laune die Hände und kicherte vor sich hin. Wohl schielte er flüchtig zu dem Prinzen hinüber, aber er gab sich das Ansehen, als habe er gar nicht auf ihn gehört, und weidete sich an seiner erwartungsvollen Unruhe.

Arthur vermochte nicht länger dieses Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung zu ertragen. „Papa, sag' endlich das verhängnißvolle Wort! Du warst ja auch einmal jung und wirst Dich noch erinnern können, wie es in einem solchen Herzen tobt und stürmt. Wohl fordere ich ein großes Opfer von Dir, doch ich weiß, Du liebst mich und wirst Deinen Sohn nicht ganz vernichten wollen!"

Der Dreizehnte wanderte noch immer, ohne ihn zu beachten, hin und her. Plötzlich blieb er vor Arthur stehen und fragte rasch: „Hast Du mit Ernst schon gesprochen?"

„Nein,“ entgegnete Arthur, dessen Muth und Hoffnungen sich durch diese Frage neu belebten.

„Sehr gut, sehr gut; mußt zuerst bei ihm anfragen, er ist Vater.“

Um die welken Lippen des Dreizehnten zuckte es seltsam, als schlürfe er bereits einen ganz unerwarteten Genuß. Seine Augen glitzerten voll unheimlicher Freude.

Arthur wollte seinen Ohren nicht trauen; eine solch' widerstandslose Zustimmung war ihm so unerhört, daß sie sein Mißtrauen erwecken mußte. Deshalb fragte er zögernd: „Und wenn ich Ernst's Zustimmung habe, giebst Du mir dann Dein herzogliches Wort, daß Du ebenfalls unserem Glücke nicht entgegentreten willst?“

„Sprich nur mit Ernst, alles Andere wird sich finden,“ grinste Leopold.

„O, mein theurer, geliebter Vater!“ jauchzte Arthur und wollte dem Herzog an die Brust stürzen.

Der Dreizehnte zog sich scheu und hastig zurück. „Nur keine Ueberschwänglichkeiten, liebe ich nicht, immer nüchtern, kühl, verständig! Ich sehe Dir's an, möchtest gleich hinüberspringen zum Weisen am Schilfsee, aber nichts da. Magst großer Parade beiwohnen, sehr wichtig, zum Diner bleiben, Abends auch noch Zeit.“

Obwohl Arthur bereits der Boden unter den Füßen brannte, zügelte er doch seine Ungeduld. Dieser ganz

unerwarteten Güte und Milde seines Vaters gegenüber wäre es undankbar gewesen, über die Zögerung ein verdrießliches Gesicht zu zeigen.

„Ich folge gern Deinen Befehlen, nachdem Du mich so unendlich glücklich gemacht hast!“ sagte er voll tiefer Empfindung, und zum ersten Male wurde er es sich bewußt, daß er doch ein wärmeres Gefühl gegen seinen Vater im Busen trug, als er selbst geahnt.

Der Dreizehnte winkte verabschiedend mit der Hand, und als sich der Prinz entfernt hatte, rieb er sich noch lange seelenvergnügt die Hände und murmelte vor sich hin: „Sehr gut, sehr gut, gönne ihm die Geschichte von Herzen!“ Und in ungewöhnlich guter Laune nahm er heute die militärischen Rapporte entgegen.

Wie ein Träumender ging Arthur umher; wohl dünkte ihm die große Parade langweiliger und unbedeutender, als je, auch die darauf folgende Tafel wollte kein Ende nehmen; aber endlich mußte doch die Erlösungsstunde schlagen. Als er sich bei seinem Vater in herzlichster, überquellendster Weise verabschiedet, hatte dieser mit seinem gewohnten Lächeln kühl entgegnet: „Schon gut, viel Glück!“ Und mehr bedurfte es nicht, um Arthur in einen Taumel des Entzückens zu versetzen. Nun konnte er nicht mehr zweifeln, daß es dem Herzoge mit seiner Einwilligung Ernst sei, er sah sich schon am Ziele, und wie im Rausche sprengte er davon.

In seiner Seligkeit hatte er keinen Blick mehr für seine nächste Umgebung; er gewahrte nicht, wie an einem Fenster des Erdgeschosses zwei dunkle Augen ihm nachstarrten und plötzlich verschwanden, auch den ausgestoßenen dumpfen Schrei hörte er nicht mehr.

„Weine Dich aus an meiner treuen Brust!“ flüsterte Beate und beugte sich liebevoll zärtlich über eine Frauengestalt, die in wildem, verzweifelndem Schmerz zu Boden gesunken war. „Vergiß den Elenden, Du sollst an mir eine treue Schwester haben, ich will Deinen Schmerz heilen, denn ich allein kann ihn verstehen!“ — Sie strich zärtlich über ihr schwarzes, aufgelöstes Haar.

„Ja, der Elende, nun weiß ich, warum er mich so schnöd' bei Seite gestoßen!“ rief die Andere mit bebenden Lippen. „Will nicht sein gestoßen bei Seite, wie ein Hund!“ fuhr sie grollend fort. „Wie hat er geschmeichelt und gelegen zu meine Füß, und jetzt —“

Thränen des heißesten Schmerzes, der tiefsten Erbitterung erstickten ihre Stimme und düster starrte sie vor sich hin.

„O, diese treulosen, nichtswürdigen Männer! Du bist schöner, als sie Alle, und doch kann er Dich aufgeben dieses Backfisches halber!“

Die Augen Beaten's ruhten voll neidlosen Entzückens auf der schlanken, zierlichen Gestalt.

„Ist sie schön?“ fragte die Andere hastig, und aus ihren Blicken konnte Beate deutlich lesen, mit welcher Unruhe sie den Bescheid hierauf erwartete.

„Sie ist noch ein Kind, das fröhlich in den Tag hinein lacht,“ entgegnete sie ausweichend.

„Ist sie schön?“ wiederholte diese hartnäckig.

„Von Deiner fremden, wunderbaren Schönheit hat sie nichts; aber man rühmt ihre blauen Augen, ihre hübschen Locken — was weiß ich.“

Ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort. Vergeblich blieben jetzt alle Trostsprüche Beatens; wie von einem fürchterlichen Schmerze geschüttelt, kauerte sie sich zusammen und versank in dumpfes Hinbrüten. Plötzlich sprang sie auf, ihre Augen glühten in einem unheimlichen Feuer. „Will ihm das treulose Herz aus dem Leibe herausreißen!“ rief sie mit wildem Auflachen, und noch ehe Beate sie zurückhalten konnte, stürzte sie aus dem Zimmer und eilte mit rasender Hast davon.

Hatten auch die Gefühle Beaten's eine Wandlung durchmachen müssen, sie blickte doch voll innigster Liebe und Theilnahme der Davonstürmenden nach. Vor einiger Zeit war ganz unerwartet Mischko bei ihr erschienen und sie erhielt jetzt darüber Gewißheit, daß der windige Kammerdiener dennoch Recht gehabt und der hübsche Reitknecht eigentlich ein Mädchen sei. Verzweifelnd, in höchster Aufregung hatte die Aermste sie

beschworen, ihr zu sagen, wohin Arthur so oft reite, und dabei fortwährend klagend ausgerufen: „Er liebt mich nicht mehr, ist falsch und treulos!"

Arthur hatte ihr einzureden gewußt, daß er nur nach Leopoldsruhe seine Ausflüge mache, vom Vater dorthin befohlen sei, und er zeigte stets dabei einen solchen Unmuth, daß sie sich lange täuschen ließ; aber er wurde immer kälter und gleichgültiger, und jetzt beschloß sie, sein Thun und Treiben in Leopoldsruhe zu belauschen. Zu ihrem Schreck erfuhr sie, daß er gar nicht dort sei, und sie wandte sich in ihrer Angst und Verwirrung an die einzige Person, die ihr stets mit Liebe und Theilnahme begegnet war, an Beate. Empfand die letztere Anfangs auch einen tiefen Schmerz über diese Entdeckung, versöhnte sie sich doch bald mit dem Gedanken, der schöne Mischko sei ein Mädchen. Nun konnte ihre trotzige Seele den tief in ihr wurzelnden Männerhaß neu beleben und großziehen und sie alle ihre aufgestauten Gefühle heißer, rücksichtsloser auf eine Repräsentantin ihres eigenen Geschlechtes ausströmen. Bald hatten die beiden Mädchen sich verständigt, und sie stimmten im Guten und Bösen, in der Gluth ihres Hasses wie ihrer Liebe, vortrefflich zusammen.

Mit welcher Theilnahme horchte Beate auf die wunderlichen Schicksale der Fremden, die ihr von ihrer wilden, stürmischen Jugend berichtete, wie sie schon als

Kind auf den Pußten ihrer Heimath das Roß getummelt, später wirklich Kunstreiterin geworden sei und durch ihre Kühnheit die Bewohner der schönen Kaiserstadt zu stürmischer Bewunderung hingerissen habe. Und nun erzählte sie von dem Prinzen; sie habe Anfangs den jungen, blonden Deutschen verlacht; aber er sei immer wieder gekommen, mit reichen Geschenken und Versprechungen einer glänzenden Zukunft, und ehe sie selbst geahnt, sei in ihr eine glühende Leidenschaft für den schönen Knaben erwacht, und deshalb habe sie ihm in Männerkleidern folgen müssen, weil sie nicht mehr ohne ihn leben gekonnt.

Beate war bereits der Herzensneigung des Prinzen auf der Spur. Sie versprach der Fremden völlige Gewißheit zu verschaffen, und hatte sie ihr heute geben können; aber das Maß war damit noch nicht voll.

Von dem Gespräche Arthur's mit seinem Vater war dem aufmerksamen Ohr des Kammerdieners kein Wort entgangen; er brachte diese wichtige Nachricht sofort seiner Tochter, und diese machte im weiblichen Mittheilungseifer ihre unglückliche Freundin damit bekannt. Wohl bereute sie ihren Fehler, als sie die an Wahnsinn gränzende Verzweiflung der Kunstreiterin gewahrte; dann jedoch tröstete sie sich mit dem Gedanken: „Nun wird sie die treulosen Männer ebenfalls grimmig hassen und sich ganz an mich anschließen." —

Beate versank in düstere Träumerei. Erinnerungen an die Vergangenheit und mit ihr das Bild der theuren Mutter, tauchten in ihrer Seele auf. — Hatte die Verstorbene nicht auch die Männer bitter gehaßt und noch mehr verachtet und ihre bittern Klagen in das junge Herz der Tochter ausgeströmt, um sie früh zu warnen und in ihr eine Abneigung gegen das treulose Geschlecht zu wecken.

Wie oft hatte die Mutter ihre finstern Schicksale erzählt! — Sie war die einzige Tochter eines großen Handelsherrn gewesen, hatte durch Geist und Schönheit geglänzt und die vornehmsten Männer waren ihr zu Füßen gesunken, denn das Vermögen des Vaters schätzte man auf Millionen.

Unter Allen hatte der junge Graf Holwitz am meisten für sie geschwärmt und sie bald ebenfalls für den damals noch frischen, lebenslustigen Gesandtschafts-Secretair eine glühende Neigung empfunden. Vergeblich waren alle Abmahnungen des Vaters, der hartnäckig behauptet: der gräfliche Habe- und Taugenichts wolle nur die Hand der reichen Erbin; Cäcilie — so hieß die Mutter Beatens — wußte sich doch endlich die Einwilligung des Vaters zu erschmeicheln — zu ertrotzen und schon war der Tag der Vermählung festgesetzt, da sank mit einem einzigen Schlage alles in Trümmer. —

Der plötzliche Banquerott einiger großen Handlungs-

häuser, zog auch den Vater Cäciliens unaufhaltsam mit in das Verderben, er mußte seine Zahlungen einstellen und war ebenfalls zu Grunde gerichtet.

Sie hatte auf der Stelle ihrem Verlobten sein Jawort zurückgeben wollen, der elende Heuchler hatte anfangs den Edlen gespielt und erklärt, daß seine Liebe nach diesen äußern Dingen nichts frage; aber wenige Wochen später wußte er durch eine erbärmliche Intrigue, ihren Ruf zu beflecken und benutzte diesen Vorwand, um sich zurückzuziehen. O wie hatten die bleichen Lippen der Mutter gezuckt, als sie diese herzbrechenden, vergiftenden Erfahrungen in die Brust der Tochter niedergelegt! Beaten klangen noch immer ihre Worte im Ohr: „Deshalb, Kind, traue niemals einem Manne, der durch Rang und Geburt über Dir steht, er liebt Dich niemals, sondern in Dir nur seine flüchtige Laune und er wird Dich bei der ersten günstigen Gelegenheit wie ein überdrüssig gewordenes Spielzeug wegwerfen. Wir Frauen werden nur von Denjenigen wahrhaft geliebt, die zu uns heraufsehen müssen."

Und wenn Beate an das Eheleben der Eltern dachte, dann mußte sie der theuren Heimgegangenen völlig Recht geben.

Milde war einst Diener in dem Hause des Millionärs gewesen und als der Handelsherr, über sein Unglück in unheilbaren Wahnsinn verfiel, Cäcilie ganz allein

stand, da nahm er sich des verlassenen, hülflosen Mädchens mit größter Aufopferung an und nach einigem Schwanken reichte sie ihm, aus Dankbarkeit ihre Hand. Mochte für die übrige Welt, mit dem Verluste ihres Vermögens, ihr Geist, ihre Schönheit, keine Anziehungskraft mehr haben, für ihren Mann blieb Cäcilie doch ein höheres Wesen, das er nicht genug verehren konnte.

Die Mutter Beatens hatte wenigstens jetzt ihre Wahl nicht zu bereuen. Milbe kannte keinen anderen Wunsch, als seiner Gattin ein behagliches Dasein zu verschaffen, das ihr, wenn auch nur annähernd, das Verlorene ersetzen konnte. Darauf richtete sich sein ganzes Ringen und Streben, dafür ertrug er alle Demüthigungen und Qualen seiner niedrigen Stellung.

Wenn auch Cäcilie niemals ihre Vergangenheit vergaß und mit dem Schicksal grollte, das sie so tief herabgestürzt, sie wurde doch zuweilen von der aufopfernden Hingabe gerührt, mit der Milbe ihren leisesten Wunsch zu erfüllen suchte. Sie konnte ihn tyrannisiren und quälen und doch war er schon überglücklich, wenn sie ihm für seine größten Aufmerksamkeiten nur ein flüchtiges Lächeln schenkte. Er blieb stets mehr ihr Diener als ihr Mann.

Um seinen Gehalt zu verbessern, seiner Frau ein noch angenehmeres Dasein zu verschaffen, hatte er vor mehreren Jahren die jetzige Stellung beim Dreizehnten

angenommen, obwohl dunkle Gerüchte zu ihm drangen, daß der Dienst beim Herzog Leopold die größte Vorsicht erheische und seine Gefahren habe.

Milbe scheute davor nicht zurück, er war längst an die Launen hoher Herren gewöhnt und der größere Lohn verlockend. Wirklich wußte er sich geschickt in die Gunst des Dreizehnten einzuschmeicheln und sich ihm bald unentbehrlich zu machen.

Alles wäre gut gegangen, wenn nicht Cäcilie in dem jetzigen Minister Holwitz ihren früheren Verlobten wiedererkannt. Damit brachen kaum vernarbte Wunden wieder auf; sie wollte auf der Stelle fort und erst auf die beweglichen Vorstellungen ihres Mannes wurde sie ein wenig ruhiger und als er ihr auseinandersetzte, daß er damit allein Gelegenheit habe, dem elenden Schurken alles heimzuzahlen, willigte sie mit düsterm Lächeln in ihr Dableiben. Sie ging nur wenig aus, um dem Verräther nicht zu begegnen und doch führte sie eines Tages ein unglücklicher Zufall mit ihm zusammen.

Beate erinnerte sich dieses verhängnißvollen Augenblickes noch ganz genau; sie hatte auf der Treppe gehockt, als die Mutter, im Begriff ihr Zimmer zu verlassen, mit dem Minister zusammen traf, der eben würdevoll sich zur Audienz begab.

Die Mutter hatte mit einem düstern, verächtlichen

Lächeln an dem Grafen vorübergehen wollen; aber dieser hatte den Hut gezogen und im herablassenden Tone gefragt: „Ach, Sie auch hier? Das wußte ich noch gar nicht. Ich hörte wohl, daß unser neuer Kammerdiener eine hübsche Frau haben solle, doch konnte ich nicht ahnen, in ihr eine frühere Bekannte zu treffen. Ich habe Sie damals sehr bedauert! Nun, sie haben ganz klug daran gethan, sich Ihren Johann zu heirathen, hoffentlich geht es Ihnen gut, liebe Frau?" und damit hatte er in überlegener Sicherheit an ihr vorübergehen wollen.

Das war zu viel gewesen für die ohnehin leidenschaftliche Frau; sie hatte anfangs nur sprach- und bewegungslos da gestanden, — nach all' dem schnöden Verrath noch Spott und Hohn, das war zu stark! und mit zornfunkelnden Augen hatte sie ihm zugeschleudert: „Sie wagen mich anzureden, versuchen es sogar mich noch tiefer in den Staub zu drücken? Elender Schurke! und Sie vergehen nicht vor Scham bei dem Gedanken an Ihre Erbärmlichkeit?! Aber auch Ihnen wird einst die Stunde der Vergeltung schlagen! Wehe Ihnen und Ihrem Gelichter!"

Vielleicht hätte der Minister über den heftigen Angriff seiner ehemaligen Verlobten kühl und vornehm hinweggelächelt, aber die feinen Ohren eines die Treppe herabkommenden Kammerherrn hatten jedes Wort mit

liebenswürdiger Sorgfalt aufgefangen und nun konnte er den Schimpf nicht auf sich sitzen lassen; er eilte zum Herzog, um sich über das pöbelhafte Auftreten der Frau des Kammerdieners zu beschweren und um ihre Fortbeförderung aus dem Schlosse zu bitten.

In jenen Tagen genoß Graf Holwitz noch den vollsten Sonnenschein herzoglicher Gunst; die Frau des Kammerdieners wurde sogleich heraufbefohlen und der Dreizehnte versprach seinem Minister, diese nichtswürdige Weiberzunge schon „zur Raison" zu bringen.

Milbe war unglücklicherweise nicht anwesend; gewiß hätte er nicht erlaubt, daß seine Frau vor dem Dreizehnten sogleich erschien und vorher dessen Zorn zu beschwichtigen gesucht. Jetzt war sie, noch zitternd vor Aufregung, sofort dem Rufe gefolgt.

Beate hatte ihr mit Angst nachgeblickt; wie jung sie auch damals war, ahnte sie nichts Gutes; sie wagte trotzdem keine Vorstellungen, denn sie wußte schon, daß die stolze Mutter doch nicht darauf hören würde.

Was zwischen den Beiden vorgefallen, wußte sie nicht; aber die Mutter war herabgekommen bleich wie der Tod und hatte nur die Hände krampfhaft auf die Brust gedrückt. Sie verharrte auch bei der Rückkehr des Mannes in düsterm Schweigen und nur durch die Erzählung Beatens, durch die höhnischen, übermüthigen Reden des Dreizehnten ahnte er den

Zusammenhang, daß Leopold seine arme Frau tief gedemüthigt, vielleicht tödtlich beschimpft haben müsse. Und es war ihr Tod. — Der stolzen, leidenschaftlichen Frau brach es das Herz. — Sie verfiel noch in der Nacht in ein hitziges Fieber und am andern Morgen war sie eine Leiche. Kurz vor ihrem Ende kehrte noch einmal ihre Besinnung zurück. Sie rief ihren Mann und Beate an ihr Bett — der Sohn befand sich damals auf einem entfernten Gymnasium — tastete nach ihren Händen und bat mit zuckenden Lippen: „Schwört mir, den Dreizehnten und seinen elenden Sclaven zu hassen bis zum letzten Athemzuge und an ihnen Vergeltung zu üben.“ —

Beate und ihr Vater blieben dieses Schwures eingedenk und wenn die Tochter mit ihrem heißern Blut oft die Stunde der Rache schmerzlich herbei sehnte, wußte sie Milbe immer wieder zu trösten und ihr zu versichern, daß er sein Ziel mit zäher, langathmiger Geduld im Auge behalte. Er war es, der den Dreizehnten zu den unliebsamsten und gehässigsten Handlungen beständig aufstachelte. Vielleicht raffte sich doch einmal das Volk auf und jagte seinen elenden Unterdrücker davon, wie es dem Braunschweiger widerfahren war, denn Milbe wußte nur zu gut, daß nichts Leopold schmerzlicher, vernichtender treffen konnte, als der Verlust seiner Herrschaft. Und selbst, wenn diese Hoffnungen fehlschlugen — der

Dreizehnte sollte dennoch seiner Strafe nicht entgehen, seine Frau gerächt werden. — Hatte doch schon der damals abgeschossene Pfeil den Grafen Holwitz so gut getroffen. — Beate lächelte bei diesem Gedanken vor sich hin. Auch für den Andern, der sich so schwer an der theuren Mutter vergangen, schlug noch die Stunde der Vergeltung. „Der Vater hat Recht," murmelte sie triumphirend: „Der Geduldige kommt an jedes Ziel!" —

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die letzten Strahlen der Abendsonne tauchten bereits wieder in den See, als Arthur an seinem Ziele anlangte. Sein Pferd war schaumbedeckt vom scharfen Ritte, und als er dem langsam herbeikommenden Stallknechte die Zügel zuwarf, machte dieser über den unerwarteten Besuch des Prinzen ein sehr verwundertes Gesicht.

„Durchlaucht zu Hause?" fragte er hastig.

„Jawohl, dort!" — Und der alte, schweigsame Diener zeigte auf das Treibhaus.

Die Thür stand offen, und schon von Weitem sah er Hertha's Vater unter einem mächtigen Orangenbaume sitzen. Er starrte wie geistesabwesend vor sich hin; auf seinem bleichen Antlitze konnte man deutlich die Qualen lesen, die seine unruhige Seele heimsuchen mochten.

Arthur machte beim Eintreten ein leises Geräusch, um nicht den Prinzen zu erschrecken, der davon aus seinem Hinbrüten nicht aufgestört wurde. Plötzlich mußte er die Anwesenheit eines Fremden bemerken; er richtete seine müden Augen auf die Thür, strich mit der Hand über die Stirn, als könne er damit das Trugbild verscheuchen, und sprang dann so heftig auf, daß ein Zweig des alten Orangenbaumes abbrach und vor seine Füße fiel.

„Zürne mir nicht, daß ich Dich aus Deiner lieben Einsamkeit aufscheuche!" begann Arthur herzlich; „aber meine ganze Seele drängt sich zu Dir!" — Er trat näher an Ernst heran, suchte seine Hand zu ergreifen und fuhr mit großer Lebhaftigkeit fort: „O, wie hast Du Dich in meinem Vater getäuscht; ich kannt' ihn besser und wußte schon, daß er seinem Lieblinge nichts abschlagen könne! Ich habe seine Einwilligung, und jetzt hängt es nur von Dir ab, uns unendlich glücklich zu machen!"

Ob Ernst ihn gehört hatte, blieb zweifelhaft; er taumelte wie trunken, griff nach dem Orangenbaume, um sich aufrecht zu erhalten und riß einen zweiten Ast herunter, den er mit zitternder Hand festhielt.

Arthur wollte dem Schwankenden zu Hülfe eilen, ihn auf seinen Sessel zurückführen, er wehrte ihn ab.

„Du bist krank; ich hätte Dich jetzt nicht bestürmen

sollen, aber mein Herz war so voll, so glücklich, und ich weiß, Du wirst nun nicht „nein" sagen, nachdem mein Vater selbst mich zu Dir schickt."

Die Betäubung des Prinzen schien zu schwinden. „Er schickt Dich zu mir?" — An dem heiseren Tone konnte man gewahren, wie schwer sich diese Worte aus seiner Brust emporrangen.

„Würde ich sonst wagen, vor Dir zu erscheinen?"

„Und Du sollst bei mir um Hertha's Hand werben?" Die Frage kam leise und langsam über die Lippen.

Arthur nickte in sorgloser, glücklicher Laune mit dem Kopfe.

Einen Augenblick noch stand Ernst aufrecht; dann stieß er einen dumpfen, gurgelnden Laut aus, als verginge ihm der Athem, und wie gebrochen sank er auf seinen Sessel zurück.

Der junge Prinz war völlig rathlos, er wollte hinauseilen und Hülfe herbeiholen, aber Ernst raffte sich gewaltsam auf und hielt ihn mit einer Handbewegung zurück.

„Bleib', es ist nichts — ich will allein mit Dir sein, schließ' die Thür, und nun setze Dich zu mir und höre mich ruhig an."

Erwartungsvoll führte Arthur seine Anordnungen aus, verriegelte sorgfältig die Pforte und rückte einen

seitwärts stehenden Gartenstuhl in seine Nähe; doch Ernst sprach weiter kein Wort, sondern starrte düster zu Boden.

Ungeduldig hatte Arthur einen Orangenzweig aufgehoben und zerpflückte gedankenlos ein Blatt nach dem anderen. Nur gebrauchte er den kahlen Zweig als Reitgerte und schlug damit an seine Sporen.

„Entblättert! so werden im nächsten Augenblicke Deine Hoffnungen sein," dachte Ernst, dem trotz seines Hinbrütens das Treiben Arthur's nicht entgangen war, und eine tiefe Trauer, ein namenloses Weh zerriß sein Herz. Jetzt erst war er sich völlig bewußt, welch' fürchterliches Netz die Vergangenheit um uns spinnt und wie schwer und bitter wir die Vergehungen der Jugend zu büßen haben. Wie viel hätte er darum gegeben, wenn ihm diese Stunde erspart worden, die ihn so tief demüthigen und den armen Knaben unheilbar verwunden mußte! . . .

„O, er weiß stets seine Pfeile in das schärfste Gift zu tauchen!" murmelte er vor sich hin, an Leopold denkend, der mit ausgesuchter heimtückischer Bosheit ihm auch diese letzte, empfindlichste Qual zu bereiten gewußt. Er stieß einen tiefen Seufzer aus, dann wandte er sich zu dem Prinzen, ergriff seine Hand und sagte leise und schwermüthig: „Ich weiß, Arthur, wenn ich auserzählt haben werde, dann wirst Du hinauseilen

ohne Lebewohl, und Dein Herz wird wie das meine gebrochen sein. Wohl möchte ich wie ein echter Feigling den fürchterlichen Augenblick hinzögern, und doch fühle ich, daß jeder Deiner Pulsschläge ungestüm der Entscheidung entgegenklopft."

Es begann bereits im Treibhause zu dämmern. Arthur vermochte kaum noch die Züge des Sprechenden zu erkennen. So sorglos er war, die dunkeln Reden des Anderen klangen doch wie das Geräusch einer heranbrausenden Schicksalswelle an sein Ohr, aber sich selbst ermuthigend, entgegnete er: „Magst Du auch etwas Schlimmes erzählen, ich werde doch mit alter Liebe und Zärtlichkeit Dich an das Herz drücken."

Die Dunkelheit verbarg das schmerzliche Aufzucken Ernst's, der ohne ein Wort der Erwiderung jetzt leise und tonlos begann:

„Seitdem Dein Vater durch seine unerwartete Ehe die Hoffnungen des meinen durchkreuzt, herrschte zwischen den beiden verwandten Häusern die bitterste Feindschaft. Ich war der Einzige, der mit Leopold auf freundschaftlichem Fuße stand. In der lustigen Kaiserstadt war ich mit ihm zusammengetroffen; sein boshafter Witz, sein Sarkasmus zog mich an, und noch mehr erregte seine blendend schöne Frau meine Bewunderung!"

Der Prinz holte tief Athem und starrte vor sich hin.

Man konnte es ihm anfühlen, welchen Kampf ihm die weitere Erzählung kosten mußte.

„Bald darauf kehrte Leopold in seine Residenz zurück; ich folgte ihm in die Heimath und war ein heimlicher, aber desto eifrigerer Gast in seinem Schlosse. Leopold und ich wurden sehr intim mit einander; wir zechten, machten uns über Welt und Menschen lustig und trieben allerlei Possen. Der alte Herr sah mich gern, es mochte etwas Gleichartiges auf dem Grunde unserer Seelen ruhen — dieselbe Menschenverachtung, derselbe Hochmuth, der jede Schranke überspringt. Er gewahrte nicht, daß mich ein ganz anderer Magnet in seine Nähe fesselte. Während Leopold sich niemals im Walde sehen ließ, war Deine Mutter dem Vergnügen der Jagd leidenschaftlich ergeben, und sie sah herrlich aus, wenn sie in hübscher Jagdkleidung durch den Forst streifte."

Von Erinnerungen überwältigt machte er eine Pause. Vielleicht zog die Vergangenheit mit all ihrem trügerischen Glücke und Zauber an seiner zerrissenen Seele vorüber. . .

Arthur unterbrach ihn mit keinem Worte, nicht einmal eine Frage nach seiner Mutter wagte er an ihn zu richten; er hielt noch immer den entblätterten Zweig in der Hand und zerwühlte damit die zarten Blätter einer neben ihm stehenden Fächerpalme.

Ernst begann von Neuem: „Als Leopold wieder auf einige Wochen nach Wien ging, weigerte sie sich, ihn zu begleiten, und siedelte ganz nach dem Jagdschlosse Katharinenau über, um ihrer Waidmannslust fröhnen zu können. Ich wurde jetzt ihr beständiger Begleiter; wir waren Beide jung, unser Blut rollte rascher und feuriger in den Adern, und Stunden voll namenloser Seligkeit, gemischt mit Tagen voll quälender Reue, rauschten an uns vorüber. Wie im wilden Taumel lebten wir dahin, um nur zu rasch zu erwachen…"

Wie von Furien gepeitscht, sprang der Prinz empor, er stürzte an die Fenster, schrie: „Luft, Luft!" — und schien Willens, eine Scheibe zu zerschlagen; dann lachte er wild auf: „Wozu?!" —

Auf seinen Platz zurückkehrend und in ganz verändertem Tone fuhr er fort: „Ich brauche Dir das Ende nicht zu erzählen, so jung Du auch bist, hast Du doch so viel Welt gesehen, um es errathen zu können. Doch ich will gründlich sein, den Becher bis auf die Hefen leeren. Rächende Nemesis, bist Du nun zufrieden?" — Seine Frage klang wie ein wilder, furchtbarer Schmerzschrei durch das stille Treibhaus. Nicht ein Blatt bewegte sich; einzelne Pflanzen strömten bereits, vom Lichte nicht mehr gestört, ihre betäubenden Düfte aus. Arthur gab auch jetzt noch keinen Laut von sich.

Ernst starrte in das unheimliche, düstere Blattgewimmel, als habe er wirklich eine Schicksalsstimme hören wollen, dann sagte er, sich selbst verspottend: „Und ein Narr wartet auf Antwort! Ah, Du willst den Schluß haben! Er ist kurz“ — und mit hastig hingeworfenen Worten fuhr er fort:

„Leopold kam plötzlich unerwartet zurück, er überraschte uns in Katharinenau. Ich warf mich ihm entgegen, öffnete meine Brust und rief ihm zu: Tödten Sie mich, denn ich habe Sie verrathen und betrogen! — Und anstatt den Degen zu ziehen und mir ihn durch's Herz zu stoßen, lächelte er nur, wie er seitdem stets gelächelt hat, schlug mich auf die Schulter und sagte gelassen: Keine Tiraden, lieber Freund! Nicht wahr, prächtiges Wild in Katharinenau? — Ich mußte mit ihm denselben Abend in die Residenz zurückkehren und seine Freundlichkeit ertragen, die mich halb wahnsinnig machte. — Seitdem bin ich ein fried- und ruheloser Mensch geworden... Selbst gegen Deine Mutter zeigte er sich unverändert, nur aufmerksamer und rücksichtsvoller als bisher. Sie litt darunter fürchterlich. O, Leopold wußte sehr gut, daß es gegen edle Seelen keine ausgesuchtere Rache giebt, als großmüthige Verzeihung! — Auch Katharina brach unter der Wucht dieser eigenthümlichen Rache zusammen — sie starb wenige Jahre darauf, nachdem sie Dir das Leben

geschenkt. — Noch auf dem Sterbebette ließ sie mich rufen, ich sollte ihr, unser Kind von Leopold fordern und selbst erziehen. Als ich das Erstere that, sah er mich ganz verwundert an und sagte lächelnd: Ich verstehe Sie nicht; Fürsten müssen über solch kindische Vortheile erhaben sein. — Mit gewohnter Blasirtheit setzte er hinzu: Wenn ein Stamm morsch geworden, darf er nicht ängstlich fragen, wie er neue Reiser getrieben. Mein Erstgeborener ist ohnehin sehr schwächlich. — Erst jetzt erhielt ich den Schlüssel zu seinem Auftreten; es war nicht edle Rache, die ihn angetrieben, uns zu verzeihen, und uns Thoren hatte es das Herz zerkrallt... Ich wollte ihn fliehen, doch er kettete sich erst recht an mich, riß mich in einen Strudel von Vergnügungen und überschüttete mich mit Beweisen seiner Freundschaft. Er war es auch, der mich zuerst auf Helene aufmerksam machte — nun weißt Du Alles, und jetzt — o mein Gott, ich kann..." — Ernst vollendete nicht.

Im Gewächshause war es völlig Nacht geworden. Die großen, phantastischen Blätter einer südlichen Zone schienen einen wilden Reigen um ihn zu führen, ihm drohend herabzunicken und ihm zuzuflüstern: Siehst Du, das war ein wilder Rausch, nun sollst Du erwachen! Von jedem Halme nickte ihm das boshafte, welke Gesicht des Dreizehnten zu und aus jedem Winkel kicherte sein höhnisches Lachen.

Da hörte er plötzlich leise die Thür in's Schloß fallen und erwachte aus seinen wilden Träumen. „Arthur!“ rief er ängstlich und suchte sich an die Thür zu tasten. „Arthur!“ wiederholte er mit bebenden Lippen. Niemand gab ihm Antwort. Noch einmal rief er verzweifelnd seinen Namen, als könne er damit den Jüngling an seine Seite rufen. Es blieb Alles still — und bewußtlos sank er an der Thür zusammen. —

Wie ein Träumender hatte Arthur sein Pferd bestiegen und wie ein Träumender ritt er auf der Landstraße dahin. Nun erst, als die frische Nachtluft seine Stirn umfächelte, kam er zum vollen Bewußtsein, wie arm und unglücklich er plötzlich geworden war... Dort drinnen im dämmernden Treibhause war ihm Alles wie ein unheimlicher Spuk erschienen, und ohne sich selbst über sein Thun klar zu werden, hatte er das Freie suchen müssen. Wie von unsichtbaren Mächten war er hinausgetrieben worden.

So hatte Ernst doch Recht gehabt, wenn er ihm vorausverkündet, er würde ohne Lebewohl gehen. Konnte er anders? — Es war zu viel, Alles in seiner jungen Brust zerbrochen: Hertha seine Schwester — dieser Gedanke zerfraß ihm das Herz. Und sein Vater — nein, der Dreizehnte hatte wie ein häßlicher Kobold ihn genarrt, sein Herz mit trügerischen Hoffnungen erfüllt, um es dann verbluten zu lassen. Nun erst ver-

stand er sein höhnisches Grinsen, sein heimtückisches Lachen.

Mit einer Brust voll Glück und Sonnenschein war er vor wenigen Stunden dieses Weges geritten, und jetzt war die Finsterniß, die ihn umgab, noch milde Dämmerung gegen die furchtbare Nacht, die seine Seele umzogen.

Der Kopf wurde ihm schwer von dem ungewohnten Denken und Grübeln, er ließ ihn auf die Brust sinken, die Zügel entfielen seinen Händen und er hatte kaum eine dunkle Vorstellung davon, wo er sich befand. Das edle Thier schien eine Ahnung von dem Gemüthszustande seines Herrn zu haben; während es sonst ungeduldig in die Zügel biß, wenn Arthur es zurückhalten wollte, ging es heute langsam schläfrig seines Weges und ließ die Ohren traurig hängen.

Plötzlich tauchte aus dem Dunkel der Nacht eine Gestalt vor ihm auf. „Elender, treuloser Verräther!" rief ihm eine Stimme entgegen, eine Hand erhob sich drohend und wollte dem Pferde in die Zügel fallen, das erschreckt sich hoch aufbäumte und seinen Herrn mit einem gewaltigen Satze aus dem Sattel warf.

„Arthur!" rief die Kunstreiterin entsetzt. Ein schwaches Röcheln zeigte ihr die Stelle, wo der Prinz liegen mußte. All' ihr Haß war verflogen; sie warf

sich in wahnsinniger Verzweiflung über den Verunglückten. Trotz der Dunkelheit gewahrten ihre scharfen Augen doch, daß aus einer Kopfwunde ein starker Blutstrom quoll.

„Arthur, sprich ein Wort, sage, daß Du nicht stirbst!“ flehte sie, suchte seine Wunde mit einem Tuche zu verstopfen und bedeckte seine kalt gewordenen Lippen mit ihren glühenden Küssen.

Vergebens waren alle ihre Bemühungen, sie vermochte dem Aermsten nicht mehr einen Laut zu entlocken. „Er stirbt!“ jammerte sie und wollte sich nun auf das Pferd setzen, um schleunigst aus Leopoldsruhe Hülfe herbeizurufen; aber das treue Thier war nicht von der Stelle zu bringen.

Ihre Reitkünste blieben vergeblich, sie war nicht im Stande, sich in den Sattel zu schwingen, so wild und ungeberdig zeigte sich der sonst so gefügige Renner.

Sie gab es auf, sich mit dem störrischen Vieh abzuquälen und stürzte fort. Nun wurde das arme Thier wieder ruhig, umschnaufte den noch warmen Körper seines Herrn und wich nicht von der Stelle.

Die Hülfe kam zu spät; als der Leibarzt herbeieilte, hatte der Prinz bereits seine junge Seele ausgehaucht.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Nun hatte der Tod den gordischen Knoten rasch gelöst. Hertha nahm die entsetzliche Trauerbotschaft ruhiger hin, als Ernst erwartet hatte. Sie ging wohl einige Tage ganz still für sich hin und machte dann Abends allein eine Bootfahrt auf dem See, aber ein leidenschaftlicher Jammer, ein wilder Schmerzschrei, wie sie jungen, im innersten Mark getroffenen Herzen zu verzeihen, kam nicht über ihre Lippen.

Vielleicht wäre sie auch in wilde Klagen ausgebrochen, hätte sich in eine tiefere Verzweiflung verirrt, wenn nicht Arnold seinen besänftigenden Einfluß auf sie geltend gemacht. Er war es auch, der Muth und Besonnenheit genug behielt, ihr die Schreckensnachricht schonend mitzutheilen; seitdem brachte er fast täglich mit Hertha eine Stunde im ernstesten Gespräche zu, und sie wurde davon ruhiger und stiller. Wie der Thau geräuschlos fällt und doch erquickt, so wußte auch er in eine wunde Seele Balsam zu träufeln, ohne daß sie es ahnte.

Weit furchtbarer hatte dieser plötzliche Schlag ihren Vater berührt. Seine Ruhe, sein Seelenfriede war damit vollends untergraben. Er klagte sich heimlich als Mörder an, mitten in der Nacht stand er auf, eilte

in das Treibhaus und überließ sich dort seinen an Wahnsinn grenzenden Phantasieen.

Die Sorge um den geliebten Vater zwang Hertha noch mehr, ihren Schmerz in die eigene Brust zurückzudrängen. Den wahren Zusammenhang der letzten Vorgänge ahnte sie nicht. Sie hatte nur gehört, daß Arthur am Tage seines Todes mit ihrem Vater eine Unterredung gehabt und auf dem Heimgange verunglückt sei. Selbst über die Ursache seines Sturzes erfuhr sie die widersprechendsten Gerüchte. Die Einen behaupteten, er habe das Pferd zu rasendem Laufe angetrieben und sei dabei gestürzt; die Anderen versicherten, das Pferd sei scheu geworden — vor was, wußte man freilich nicht zu sagen.

Wie die Unterredung Arthur's mit ihrem Vater ausgefallen, danach wagte sie nicht zu forschen, und Ernst vermied jedes Gespräch über den Hingeschiedenen sorgfältig. Sie gewahrte, wie er sich mit jedem Tage in immer tiefere Schwermuth hineinspann, und obwohl sie selbst noch sich unheilbar verwundet fühlte, mußte sie daran denken, ihn zu zerstreuen, wenn auch nicht zu erheitern. Seit dem Tode Arthur's hatte sie jeden Abend ihr Boot allein bestiegen, um sich an jene seligen Stunden zu erinnern, die sie an der Seite des Geliebten verträumt. Wie lebte dann Alles vor ihr auf, jedes

seiner Worte, jedes Lächeln, und mit schmerzlich=süßem Behagen wühlte sie das Andenken an jenen einzigen Abend auf, der ihr nun im goldigsten Schimmer und doch ewig verloren vor ihrer Seele stand!

Zum Erstaunen Ernst's lud sie ihn eines Tages ein, sie zu begleiten. Er wagte nicht, geradezu sich zu weigern, aber seiner Tochter entging es nicht, daß er ihr nur widerwillig folgte. Anfangs saßen beide schweigend im Boote, Hertha führte das Ruder, während ihr Vater, den müden Kopf in beide Hände gestützt, vor sich hinstarrte und den erfrischenden Zauber der romantischen Fahrt theilnahmlos an sich vorübergehen ließ.

Der Himmel war wieder von einer durchsichtigen Reinheit, die Sonnenstrahlen tanzten wie trunken von den dunkeln Bergesgipfeln herunter in den verlockend hellschimmernden See, und nun schickte bereits eine Nachtigall ihr leises Sehnsuchtslied über die Flut.

Von Erinnerungen überwältigt, begann jetzt Hertha ihrem Vater von jenem melodieenreichen Abend zu erzählen, dem so rasch eine schrille Dissonanz folgen sollte. Er richtete den Kopf ein wenig in die Höhe, hörte aufmerksam zu, ohne ein Wort zu erwidern, nur von Zeit zu Zeit hob ein tiefer Seufzer seine Brust. — „Und nicht wahr," fragte sie jetzt, „er hatte wohl Recht, wenn er behauptete, Du seiest ihm nur entgegen, weil Du gefürchtet, mich zu verlieren? Ach, und Du hättest

mich nicht verloren, Papa, wir wären bei Dir geblieben und hätten mit einander gewetteifert, Dich froh und glücklich zu machen!"

Ernst strich mit der Hand über die brennende Stirn, er wagte nicht, Hertha anzublicken, deren Augen mit unendlicher Zärtlichkeit auf ihn gerichtet waren. Er wollte sprechen, ihr Alles bekennen, aber kein Ton kam über seine halb geöffneten Lippen. Wohl fühlte er, daß er auf die Dauer unter diesem Schweigen fürchterlicher litt, als durch ein offenes Darlegen der Vergangenheit und seiner Schuld. Und wenn er schwach genug war, die Dämonen seiner Brust zu entlassen, dann packten sie sein armes Kind und rissen auch das mit in den Abgrund. Nein, der Dichter behält ewig Recht: „Nur der Irrthum ist das Leben." Was half es Hertha, wenn sie den wahren Zusammenhang erfuhr? Es zerschlug in ihr nur Alles und gab ihr nichts dafür, als die grausame, herzbrechende Wahrheit.

„Arthur hat sein Versprechen nicht halten können," fuhr sie mit einem traurigen Lächeln fort, „ich aber will es, denn ich weiß jetzt, wie innig Du mich liebst, und nun will ich Niemanden mehr gut sein auf der weiten Welt, als Dir allein." — Sie hatte das Ruder in's Boot gelegt und umschlang mit kindlicher Zärtlichkeit seinen Hals.

Gerade diese Liebkosungen seiner Tochter schnitten

ihm am tiefsten in's Herz. Ihm war es, als müsse er vor Weh vergehen. Er verlor damit den letzten Rest von Selbstbeherrschung, schlug die Hände vor das Gesicht und brach in Thränen aus.

Hertha hatte ihren Vater niemals weinen sehen, und wenn solche Männer sich einmal vom Schmerze überwältigen lassen, dann ist es nicht, als ob ihnen diese Thränen das Herz erleichtern, sondern es vollends brechen müßten.

„Klage nicht, Papa," tröstete sie mit ihrer weichen, einschmeichelnden Stimme — „Arthur ist uns nur vorangegangen, und wenn wir ruhig darüber nachdenken, müssen wir ihm seinen frühen Tod von Herzen gönnen. Nun ist ihm Alles erspart, jeder harte Kampf, jede Sorge und die bitteren Enttäuschungen, die das rauhe Leben bringt. Arnold sagte mir noch gestern: „Trösten wir uns mit den Griechen, die stets die Jugend im Zwielicht des Morgens begruben, um anzudeuten, daß Aurora, welche die Jugend liebte, sie umarmt und hinweggeführt."

Ernst schüttelte traurig den Kopf. „Mein armes, armes Kind! Ich hätte meinen letzten Blutstropfen hingegeben, um Dein Leben lang den hellsten Sonnenschein um Dich zu breiten — ach, und jetzt ist es Nacht in Dir, und ich" —

„Sorge nicht um mich," entgegnete Hertha, „Du

hast mich ja stets gelehrt, es sei Alles im Leben flüchtig, vorübergehend, und hier auf Erden kein dauerndes Glück zu finden. Früh wurde mir der Blick geöffnet für das Unvergängliche und Ewige, und doch wollte ich elend zusammenbrechen, als die erste harte Prüfung an mich herantrat. Da war es Arnold, der mir den Ausweg zeigte; er sagte mir offen, was nütze alle Lebensphilosophie, wenn sie nicht in der Zeit der Noth sich an uns bewähre, und ich lernte wieder von ihm, wie sich die Seele aus allem Erdenleid zu retten weiß durch eine Flucht in die Welt der Ideale. In meiner Erinnerung wird Arthur ewig fortleben in ungebrochener Jugend und Schönheit, und keine Zeit verändert sein theures Bild, nicht der leiseste Hauch berührt sein Andenken. Beklage mich nicht, beneide mich um das Glück, daß ich den Geliebten hier auf Erden verlor, um in wandelloser Jugend und Schönheit ihn ewig zu besitzen." — Sie hatte sich erhoben, stand hoch aufgerichtet da und ihre Augen leuchteten in seltenem, fast überirdischem Glanze.

„Und mir macht er diesen Rückzug aus der Wirklichkeit zum Vorwurf," dachte Ernst, und verzerrter, fratzenhafter als je kam ihm selbst die heiß erträumteste Idealwelt vor. „Lohnt es sich überhaupt, zu leben, ja, nur gelebt zu haben?" murmelte er halb laut vor sich hin, und der tiefmüde Zug um seine Augen verrieth,

wie oft ihn dieser düstere, blutsaugerische Gedanke heimgesucht.

„Doch, theurer Vater," entgegnete Hertha voll tiefster Ueberzeugung, „ich fühle, auch hierin hat Arnold Recht. Wir müssen Alles in uns willig aufnehmen, Schmerz und Freude, Glück und Unglück, uns dadurch frei machen von irdischen Gebrechen und in thätiger Nächstenliebe unsere Seele auf das Große und Schöne richten, das ist unsere Aufgabe. Wenn wir nur in wenigen Herzen ein dankbares Erinnern zurücklassen, haben wir nicht umsonst gelebt, und dann können wir mit glücklichem Bewußtsein von unserer Erdenwanderung in unsere wahre, ewige Heimath zurückkehren."

Die untergehende Sonne wob um ihr schönes Haupt einen förmlichen Strahlenkranz, und ihrem Vater war es, als sei sie bereits ein überirdisches Wesen und dem wüsten Treiben dieser Welt entrückt.

„In unsere ewige Heimath," wiederholte er träumerisch und konnte sein Auge nicht wegwenden von der lieblichen Erscheinung.

Beide sprachen kein Wort weiter; sie hatte wieder an seiner Seite Platz genommen und trieb mit leisen Ruderschlägen das Boot durch die Flut. Von der Stadt klang Abendgeläute herüber, das Leben am See entschlief und mit ihm, wenigstens auf Augenblicke, das Leid in ihren Herzen...

Die Unterhaltung mit seiner Tochter hatte sichtlich wohlthuend auf den umdüsterten Gemüthszustand des Prinzen gewirkt; er zeigte sich weniger verschlossen und begann von Neuem, seiner Umgebung einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Hertha athmete auf; sie hoffte mit Bestimmtheit, daß sich ihr Vater in ein ruhigeres Geleise zurückfinden würde, und vielleichte heilte gerade dieser Schmerz am ehesten seine Schwermuth, weckte zu neuem Leben seine tief zerrissene Seele. Sie blieb jetzt beständig um ihn, und als sie in den folgenden Tagen eine Einladung von Adelheid erhielt, wollte sie dieselbe nicht annehmen, weil sie selbst nur auf Stunden ihn nicht verlassen mochte und eine Rückkehr seiner unheimlichen Gedanken fürchtete.

„Sei unbesorgt," entgegnete Ernst, „ich werde ganz still sein, und sollten dennoch die Dämonen kommen, dann flüchte ich mich zur Mama, ich kann sie bereits wieder singen hören und mich dadurch in Schlummer wiegen lassen." — Seit dem Tode Arthur's hatte er selbst den Gesang Helenen's ängstlich gemieden. — „Grüße mir Adelheid, die das seltene Glück hat, in ihrem Rath einen Philosophen zu besitzen." — Etwas von der früheren Schnellkraft des Geistes klang aus diesen Worten, und nun, wirklich beruhigter, schlug sie durch den Park den Weg zum Schlosse ein.

Ein heiliger, tiefer Friede wehte ihr aus der Stille der Natur entgegen. Die hohen Eichen ließen sich von der Nachmittagssonne in ein funkelndes Strahlennetz einspinnen, und wie in goldenen Bächen rollte dann das sich wieder sammelnde Licht an den dunkeln Stämmen herunter.

Eine Bank unter einem weithin schattenden, mächtigen Ahorn lud zum Ruhen ein. Hertha nahm auf einen Augenblick Platz und schaute träumerisch in die erwachte Frühlingswelt, die wie eine eben aufgesprungene Riesenblume ihren duftigsten Zauber und Schmelz vor den trunkenen Blicken ausbreitete.

„So gedankenvoll, so traurig?“ ließ sich eine sanfte, einschmeichelnde Stimme vernehmen. „Nun, Sie haben ein volles Recht dazu, ich habe Ihr Unglück tief und schmerzlich beklagt.“ — Es war die Holwitz.

Hertha war bei ihren Besuchen auf dem Schlosse mehrmals flüchtig mit der Gräfin in Berührung gekommen; trotz ihrer gewinnenden Formen und ihres herzlichsten Entgegenkommens konnte sie eine gewisse Abneigung gegen die kleine, weltgewandte Frau nicht überwinden. Arnold hatte ein ganz bestimmtes, hartes Urtheil über die Gräfin gefällt, sie als eine gefährliche Intrigantin bezeichnet, aber Adelheid war doch erfreut, in ihrem dunkeln Empfinden eines unerklärlichen Widerwillens mit Hertha übereinzustimmen, denn bisher lagen

nicht die mindesten Anhaltspunkte vor, daß die Holwitz falsch und boshaft sei; trotzdem die Fürstin sie mit großer Zurückhaltung behandelte, blieb sie freundlich, liebenswürdig, und nicht die leisesten Spuren einer heimlichen Feindschaft ließen sich entdecken.

Hertha machte nur eine Verbeugung und wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie doch, theures Kind; ich weiß wohl, daß ein tief verwundetes Herz am liebsten die Einsamkeit aufsucht; aber glauben Sie mir, darin liegt eine große Gefahr. Wir dürfen uns nicht den sanften Trostesworten unserer besten Freunde verschließen, dürfen nicht ewig den Blick traurig zu Boden richten, sondern müssen ihn erheben, dann gewahren wir bald, daß uns die Welt mit neuem Glücke lacht."

„Phrasen!" tönte es in dem Herzen Hertha's und ein bitteres Lächeln umspielte ihre Lippen.

Die Augen der Holwitz ruhten voll Mitleid auf dem jungen Mädchen. „Ich verstehe Ihren Schmerz," begann sie von Neuem; „für ein Frauenherz mag es traurig sein, den Geliebten zu verlieren, aber wenn es, wie das Ihre, sich mit tausend Fühlfäden an den geliebten Bruder angeschlossen, empfindet es wohl ein noch tieferes Leid."

Hertha blickte verwundert auf, sie verstand nicht, was die Holwitz zusammenschwatzte.

Diese ließ sich davon nicht irre machen. „Prinz Arthur war in der That ein herrlicher Mensch, so frisch und feurig; ich kann mir wohl denken, wie glücklich Sie sein mußten, in ihm Ihren Bruder zu entdecken!"

„Meinen Bruder?" fragte Hertha, und sie hätte beinahe lächeln müssen über das vermeintliche Mißverständniß.

„Ah, sollten Sie das nicht wissen? Ich kann es kaum glauben!" rief sie mit gut gespieltem Erstaunen. „Bruder im strengsten Sinne freilich nicht," fuhr sie mit eigenthümlichen Lächeln fort, „und doch — aber das sind Dinge, die nicht für Ihr Ohr passen, und viele Jahre sind darüber hinweggerauscht."

Ohne zu beachten, daß Hertha nicht weiter forschte, die Hand auf ihr pochendes Herz hielt und in tiefster Seelenunruhe zweifelhaft war, ob sie bleiben oder hinwegeilen sollte, begann die Gräfin von Neuem: „Ja, Ihr Vater war in seiner Jugend ein den Frauen gefährlicher Mann, er wußte sie alle zu erobern, zu fesseln, zu seinen Sclavinnen zu machen."

Vergeblich suchte Hertha aufzuspringen, um weiteren Mittheilungen zu entgehen; aber die Augen der Holwitz ruhten so stechend auf ihr, sie fühlte sich davon berührt, wie der Vogel von dem Blicke der Schlange, und vermochte nicht, sich zu entfernen.

Nun mußte sie hören, was ihr ewig hätte verborgen

bleiben sollen, — und in welch' häßliche Beleuchtung wußte die Gräfin Alles zu rücken!

Hertha hatte zu ihrem Vater stets aufgeblickt wie zu einem höheren Wesen, nun sank auch dieses Götterbild in den Staub... Ein Riß ging durch ihr Herz, sie fühlte es deutlich. Jetzt war auf dieser Erde keine Stelle mehr, wo sie ihr müdes Haupt hätte hinlegen mögen, Alles um und in ihr — öde, kalt und leer. —

Die Dämmerung brach herein und noch immer saß sie auf der Bank. Ihre Seele schien bereits von ihrem Körper losgelöst, sie empfand nichts mehr — nicht den kühlen Abendwind, der ihr Antlitz umfächelte, hörte nicht mehr das eintönige Rauschen in den Baumwipfeln. Die Gräfin war längst gegangen, sie hatte es nicht bemerkt. Sie empfand nichts, als einen dumpfen Druck, als das Gefühl ihres Elends, ihrer Verlassenheit. Es war, als ob der zarte Schleier, der vorher ihren Augen Vieles freundlich verhüllt, hinweggezogen worden und sie nun plötzlich das Treiben der Welt sähe, — wüst, wirr, entsetzlich. —

Ihre reine Seele fühlt sich wie vergiftet. Sie gewahrt nicht, daß sie den Heimweg einschlägt; jetzt steht sie vor dem Hause am See, seine Marmorsäulen glänzen freundlich durch die Dämmerung. Wie viel sonnige Tage hatte ihr das freundliche Asyl geboten, und jetzt zögert sie, seine Schwelle noch einmal zu über-

schreiten! Ihr Herz bebt davor zurück, ihn wiederzusehen, den sie mit der ganzen Hingabe ihres kindlichen Gemüths geliebt und den sie jetzt — nein, mag auch die Vergangenheit ihre dunkeln Schatten über sein Bild werfen, sie kann nicht so scheiden, nicht ohne Abschied von ihm gehen.

Langsam wandert sie die Stufen hinan. Wie schwer ihr heut' das Steigen fällt! — In den Zimmern ihres Vaters ist Niemand; sie wendet sich nach den Gemächern ihrer Mutter, und jetzt gewahrt sie schon durch die offene Thür, daß sich die Gräfin so eben an den Flügel setzen will, während ihr Vater in einer Ecke hockt und in dumpfes Hinbrüten verloren scheint. Trotzdem bemerkt er augenblicklich die Annäherung seiner Tochter, und gewaltsam seinen Trübsinn niederkämpfend, sagt er scherzend: „Ich wollte mich ein wenig einsingen lassen — aber bist Du schon zurück?"

Hertha nickt nur mit dem Kopfe. „Mama, ich will noch eine kleine Bootfahrt machen, der Abend ist so schön."

Helene wendet sich nicht um, ihre Finger gleiten bereits über das Instrument. „Erkälte Dich nicht!" sagt sie, verdrießlich über die unnütze Störung.

„Schlaf' wohl, Mama!" flüstert Hertha und beugt sich über sie hinweg, um ihr in's Antlitz zu sehen.

„Willst Du zum Abendessen nicht wieder zurück

sein?" fragt die Mutter kühl. „Aber was hast Du, Kind?" — Und sie dreht sich verwundert nach ihr um. Es ist ihr, als wäre ihre Wange feucht geworden.

„Nichts, ich wollte nur Deine Augen sehen. Gute Nacht, Mutter!"

Ernst ist unruhig aufgesprungen, küßt seine Tochter auf die Stirn und fragt besorgt: „Willst Du mich nicht mitnehmen?"

Sie schüttelt traurig das Haupt, dann sieht sie ihn mit feuchten Augen noch einmal an, will sich entfernen, kehrt zurück, lehnt sich eine Secunde an seine Brust und ist im nächsten Augenblicke verschwunden.

„Was hatte heute das Kind, sie war so wunderlich?" fragte Helene. Dann aber war ihre Umgebung vergessen, sie vertiefte sich ganz in ihr Spiel und beachtete nicht einmal, daß sich auch ihr Gemahl entfernt.

Von einer räthselhaften Unruhe getrieben, irrte Ernst durch das Haus. Hertha nachzufolgen, wagte er nicht. Er hatte gefühlt, daß sie heute nach der tiefsten Einsamkeit schmachtete, und er kannte nur zu sehr diese Sehnsucht, um es über's Herz zu bringen, sein geliebtes Kind zu stören. Durfte er es Hertha verargen, wenn von Zeit zu Zeit das alte Weh in ihre Brust zurückkehrte? Hatte sie doch in den entscheidendsten Augenblicken so viel Kraft und Seelenstärke gezeigt.

Bei seiner planlosen Wanderung war er an die Thür des Treibhauses gekommen, er wußte selbst nicht, wie. Obwohl er förmlich furchtsam stehen blieb, trieben ihn doch räthselhafte Mächte vorwärts; wieder saß er auf dem Platze unter dem Orangenbaume und die alten, düsteren Gedanken wollten von Neuem auf ihn einstürmen und ihm das Herz zerkrallen.

Er sprang auf. „Nein, ich will mich nicht in den Abgrund zerren lassen; ich fühle es jetzt, daß ich das arme Kind mit hinabziehe, weil es zu fest und innig an mich gekettet ist! Ich will glücklich sein um Hertha's willen!"

Da drang ihm dumpfes, schmerzliches Geschrei entgegen. Dunkle Gestalten kamen mit einer Bahre, Männer mit Windlichtern begleiteten sie. Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke: „Hertha!" Und er stürzte hinaus.

Großer Gott! seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. „Hertha!" rief er mit einem markerschütternden Aufschrei und stürzte sich laut jammernd über die Leiche des Kindes.

Ein Fischer, der noch vor Nacht im See seine Reusen untersuchen wollte, hatte ein dumpfes Geräusch, das Umschlagen des Bootes gehört und war mit seinem Kahne zur Stelle geeilt. Als man Hertha aus dem Wasser zog, war sie todt.

Vergeblich flüsterte ihr Ernst die süßesten Schmeichelnamen zu; sie erwachte nicht mehr zu neuem Leben, neuen Qualen — die Glückliche! —

Helene wurde herbeigerufen; sie stand lange stumm und unbeweglich da. Wenn das Licht über das bleiche Antlitz hinweghuschte, konnte man deutlich sehen, welch' müder, trauriger Zug auf den Lippen des armen Kindes lag. Nun wußte sie, warum es so zärtlich Abschied genommen hatte. —

„Ernst, fasse Dich, sei ein Mann, der das Schlimmste zu ertragen vermag!" wandte sie sich zu ihrem Gemahl.

Er hörte nicht auf sie, wühlte sein Gesicht in die nassen Kleider der Todten, stieß bald herzzerreißende Klagen aus, bald schluchzte er wie ein Kind.

Helene fühlte, daß ihre Vorstellungen doch vergeblich seien; sie befahl, daß die Leiche in das Haus getragen werde, und zog sich, schweigsam wie immer, in ihre Gemächer zurück.

Ernst widersetzte sich den Anordnungen seiner Gemahlin nicht; aber als er in der ruhigen Zimmerbeleuchtung das förmlich klagende, von tiefen Schmerzen heimgesuchte Antlitz seines Kindes sah, da vermochte er diesen Anblick nicht länger zu ertragen und stürzte hinaus. In wilder Verzweiflung irrte er an dem Ufer des See's hin. Der Wahnsinn, mit dem er so oft gespielt, zerrte jetzt wirklich an seinem Hirn und suchte ihn in den Abgrund zu reißen.

Die dunkle Flut, die sein Liebstes, sein Theuerstes verschlungen, sollte auch ihn aufnehmen. Er warf das Halstuch von sich, als müsse er jetzt noch einmal die Brust lüften, und nun wollte er mit einem einzigen raschen Sprunge sein Leid und tiefes Weh vergessen lernen. . .

Da quollen aus dem offenen Fenster seines Hauses wunderbare, seltsame Töne herüber, und die Musik, die so oft ihren besänftigenden Zauber ausgeübt, fesselte ihn auch jetzt in diesem verhängnißvollen Augenblicke. Die Stille der Nacht trug ihm den leisesten Accord deutlich zu. Immer voller, kräftiger zitterten die Töne durch die laue, weiche Frühlingsluft und über den dunkeln See, den sie tiefer in den Schlaf wiegen mochten, aber dem Prinzen war es, als wühlten auch ihn diese wilden, zerrissenen Klänge in seinen Tiefen auf, und die Wellen schlügen heftiger an das Ufer.

Es war ein herzzerreißender, tief ergreifender Schmerzschrei, der unter den Händen seiner genialen Frau sich aus dem Instrumente emporrang und wieder einen vollen Einblick in diese nur für ihre Kunst lebende Seele gestattete. Auch all' ihr Weh und Leid wußte sie in Tönen auszuhauchen.

Allmählich gewannen die musikalischen Phantasieen der Spielerin eine mildere Färbung. Die schreienden Dissonanzen begannen sich in Harmonieen aufzulösen, und mit einem leisen, wunderbaren Uebergange, als

schlüpfe es nur wie eine musikalische Knospe aus ihrer Blätterfülle, schloß die Spielerin mit Goethe's Nachtlied.

Niemals hatte sie reiner, seelenvoller gesungen, als in dieser Stunde. In athemloser Spannung horchte er auf den Gesang, als dämpften die Töne die wilden, heißen Schmerzen seiner Seele zu Melodieen. Leise legte sich das unsterbliche Lied an sein Herz und löste die Fesseln des Grams, die es umklammert hatten.

„Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust,"

zitterte es wie Sphärengesang durch seine Seele.

Das wilde Feuer in seinen Augen erlosch, Thränen drangen unaufhaltsam hervor, er ließ die Arme sinken, und wie von magischen Gewalten hingezogen, eilte er in das Zimmer seiner Frau und stürzte, laut schluchzend, zu ihren Füßen.

Sie saß noch immer am Flügel, hatte jetzt die Hände im Schooße und schien tief ermattet zu sein. Auf ihrer blendend weißen Stirn standen Schweißtropfen.

„Dein Spiel hat mir das Leben gerettet!" rief er und blickte voll innigster Zärtlichkeit zu ihr auf.

„Ich wußte es," sagte sie leise und legte ihre zitternde Hand auf seine heiße Stirn. —

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

